



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>













C. A. Zintz geboren  
am 13<sup>ten</sup> September 1752  
zu Gersleben  
im Herzogthum

**C. A. Tiedge's**  
**sämmtliche Werke.**

Erstes Bändchen.

---

**Vierte Auflage.**

---

**Leipzig, 1841.**

**Kenger'sche Buchhandlung.**  
**(Fr. Goldmar.)**



# **U r a n i a**

ein

**Gedicht in sechs Gesängen.**

---



An  
meinen Gleim,

zum zweiten April 1801.

---

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,  
Den heut' in Emma's Hain ein schöner Altar  
ehrt,  
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,  
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;  
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblich-  
keiten steht,  
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,



Vom Hauche der Begeisterung angeweht,  
Die Muse Halladats um Deine Stirn ge-  
munden;  
O Dir, Du Sänger Gottes, weihet  
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterb-  
lichkeit.

**Liedge.**

## **D i e W e i h e.**

---

**I**ch weih' im Thale den tiefften Hain,  
Daß seine Beschattung mich hülle;  
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,  
Zum Tempel der seligen Stille.

**E**s ist ein dämmerndes Friedensreich,  
Das flüsternde Lauben umgrünen;  
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch  
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab  
Vertieft in unendliches Trauern;  
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,  
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n, schön  
Zu heiliger Botschaft erlesen,  
Entschwebte dem Lichte vergeltender Höh'n  
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.  
So strahl't's an unsterblichen Stirnen;  
Doch dämmert es ernst durch den leuchtenden Glanz  
Es war das erhabenste Bünnen.

„Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?  
Entflohest Du dem himmlischen Reigen?“ — —  
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;  
„Urania!“ scholl's in den Zweigen.

„Gebest Du, zürnend, Erhebung mir?  
D zürne, Du Hohe, nicht länger!  
Schon naht sich, in frommer Begeisterung, Dir  
Der einsame, trauernde Sänger.“

Und sanfter floß um die Lichtgestalt  
Die Ruhe der Göttergefilde;  
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,  
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

D, darum weih' ich den tiefen Hain,  
Daß seine Beschattung mich hülle,  
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein  
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist hinauf!  
Entfesselt hinüber in's Freie.  
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,  
Im Hain der erhabenen Welthe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,  
Den heilige Schatten umschleiern!  
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich  
Mein sanfter Harfenton feiern!



# I n h a l t

## d e s   e r s t e n   G e s a n g s .

---

**D**er Zweifler schaut in das Leben friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fodert von ihr seine Tröstungen, seine Ruhe zurück. Verluste, welche die zartesten Seiten des irdischen Daseyns verwunden, stellen seine innere Beruhigung auf eine harte Probe, die das Gemüth einem Gedränge niederschlagender Wahrnehmungen hingiebt.

In solchem Zustande der innern Zerrissenheit entwickelt sich der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Die in der Naturwelt uns begegnenden Hindeutungen auf eine ordnende Weltregierung erheben das Gemüth zur Höhe des Friedens empor: aber auch dort erreichen ihn die Erfahrungen aus der sittlichen Welt, beugen ihn schmerzlich danieder, entkräften seine freudigste Hoffnung, und treiben die geängstete Seele in sich selbst zurück.

Hier erscheint ihr das eigene Daseyn als ein verwickelter Räthsel. Sie überschauet mit Behmuth den Gang ihres irdischen Lebens, welches mit halb dahinsinkender Kraft dem Untergange zueilt. Nicht dauernder sind die edelsten Denkmale im Nachlasse der Tugend. Umsonst ist unser Forschen, unser Streben nach vollständiger Erkenntniß und befriedigender Glückseligkeit — Was sollen uns

nun Bedürfnisse, die über dieß Daseyn hinausreichen? Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweist, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn einem vielfachen Lobe Preis; und wie quälend ist die hoffnungslose Sehnsucht nach einer rettenden Zukunft, indem jene Weisheit, diese Zukunft aufzugeben, uns anrath. Dieses geplagte, mit den regellosesten Gegenständen von Lob und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte, Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Cirkelganges vom Entstehen und Verschwinden. Furchtbar schrecken die Erinnerungen des Todes uns an. Ward es ihnen vielleicht gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hoffnung, ohne welche die Kraft unseres bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Forderungen nicht besteht? Hier stößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt irdischer Triebe.

Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freiheit und der davon herfließenden Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes, Wesen anzusehen. Dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend: er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verläßner auf offnem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hoffnungslos nach Zuversicht schmachtet.

# Erster Gesang.

---

## Klagen des Zweiflers.

Wir auch war ein Leben aufgegangen,  
Welches reich befränzte Tage bot;  
An der Hoffnung jugendlichen Wangen  
Blühte noch das erste, zarte Roth;  
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen  
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opfergluth;  
Hohe Traumgestalten zogen  
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;  
Leichte Stunden rannen schnell und schneller  
An dem halberwachten Träumer hin,  
Und die Gegend lag schon hell und heller,  
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;  
Aber bei dem zweifelhaften Licht  
Sah ich jetzt nur meine Träume!



Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!  
O der Helle, die dem guten Schwärmer  
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!  
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,  
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durfst Du mir's rauben,  
Daß erhabne, stille Seelenglück?  
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,  
Meine Hoffnung nur gieb mir zurück,  
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,  
Und dieß Herz, das schwere Seufzer trug,  
Ihr die Narben von den Wunden zeige,  
Welche mir das harte Leben schlug!  
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,  
Der aus einem Himmel mich verstieß,  
Fahr' ich zitternd auf, und suche  
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich, Durch Blumenstellen  
Wandelte mein unbefangner Schritt,  
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,  
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin ist diese holde Jugend  
Einer Zeit, die blühend mich umfing!

Stumm die Gegend, wo die stille Tugend  
Einer hohen Seele ging!  
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,  
Mahneth mich an Hebra's Seelenflug,  
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,  
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,  
Meine Seel' auf Engelsflügeln trug.  
Mitten durch die finstern Grabcypressen  
Leuchtet jener Abend mich noch an,  
Jener Sternenabend — unvergessen  
Strahlt mich seine ernste Feier an.  
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!  
Einer heiligen Entzückung gleich,  
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben  
Sei gegrüßt, du stilles Geisterreich!“ —  
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,  
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.  
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,  
Sie ging unter, wie ein Meteor,  
Daß am ausgestorbnen Horizonte  
Keinen Wiederaufgang feiern darf!  
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,  
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle

Einer andern Welt herüber warf!  
 Ja! wir dünken uns erhabne Götter,  
 In des Lebens Seligkeit verkehrt;  
 Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter  
 Unfern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne!  
 Wie vom Sturm empor gejagt,  
 Richtet zwischen mir und meinem Sterne  
 Sich der Zweifel auf, und fragt  
 „Seyn und Werden! seyd ihr Dunstgebilde  
 Die aus tiefer Nacht herüber wehn,  
 Und zerflatternd in dem Traumgefilde  
 Dunkler Phantasieen untergehn?“ —

Wenn ich sinnend durch das Leben walle  
 Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,  
 Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,  
 Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,  
 Wie an einen Abhang, in das Graun  
 Einer ewigen Zerstörung, mitten  
 Unter Truggestalten hinzubaun!  
 Keinen Ausblick eines holden Strahles,  
 Der den Sinn des großen Bildersalles

Der Natur enthüllte, je zu schau!

Konnt' im Menschen Gott den Durst entflammen,

Der für Wahrheit brennt, und grausam ihn

Zum Verschmachten dann so tief verdammen?

Ihm den Becher zeigen, und entziehen?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —

Draußen, in der blaugewölbten Halle

Seines Tempels, such' ich seine Spur;

Suche Hoffnung, Trost und Ruh, und falle

Weinend in die Arme der Natur.

An die Sterne heften meine Klagen

Manches tiefe, seufzende Warum?

Keine Antwort spricht aus meinen Fragen;

Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide

Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.

Wer enthüllt mir diese Sternenschrift

An dem feierlichen Prachtgebäude?

Wer enthüllt die Flammeninschrift mir

An der Kuppel dieses großen Domes?

Waltet eines Gottes Finger hier?

Waltet er im Glanz des Weltenstromes,

Und im Bach, der durch die Felsen hüpfet?

Lebt ein Gott im Menschen und im Wurm?  
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturm?  
Hier im Säuseln, das durch Myrten schlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tausend Sonnen  
Einen stillen Geist zu Gott hinan;  
Aber blick' auf unsre Welt: — o dann,  
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,  
Löst hier in Graun und Nacht sich auf,  
Und ein Sturm empörter Schmerzen  
Schreit im tiefzerrißnen Herzen  
Eingefungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;  
Doch der Wahn, der Menschen noch bethört,  
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Wolke,  
Welches ewig, ewig sich zerstört.

Sieh! da ziehn die wilden Blutvergenger,  
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!  
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder  
Seines Blüthes hält den Strahl zurück?  
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!  
Laster stehen, wo die Tugend fällt!  
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer  
Die hinausgestoßne Welt?

In Cypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,  
 Und die Tugend erntet Hohn und Spott!  
 Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!  
 Edle darben, und es ist ein Gott? —  
 Oder führt den großen Zug ein Blinder?  
 Waltet überall ein blindes Loos?  
 Sind die Welten ausgesetzte Kinder?  
 Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —  
 Aber sieh! es leuchtet, still und groß,  
 Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze;  
 Von dem königlichen Ederkranze  
 Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,  
 Schreitet eine finstre Macht daher,  
 Für das Ohngefähr zu weise,  
 Für die Weisheit zu sehr Ohngefähr.  
 Ja! das ist die Macht, die feindlich  
 Unfern schönsten Traum zerstören darf;  
 Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich  
 Barte Lieb' in unser Leben warf.  
 Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,  
 Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.  
 Eine Stimme ruft den Glauben

Eine andre jagt den Zweifel auf.

„Sagt, wo wird dieß Streitgetön verhallen?“

Fragt des Dulbers thränenvoller Blick.

„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen

Ein versöhnendes Geschick?

Unter welcher neuen Frühlingströnung

Wird die Liebe ihren Himmel weihn?

Oder wird kein Fest der Weltversöhnung

Und wird nirgends Recht und Friede seyn?“ —

Ob ein Gott sey? ob er einst erfülle,

Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?

Ob, vor irgend einem Weltgericht,

Sich dieß räthselhafte Seyn enthülle? —

Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heiligen Nächten feterst,

Und sanft und weich den Gram verschleierst,

Der eine zarte Seele quält,

O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,

Den Dulder ahnen, daß dort oben

Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen  
schweigen;

Wenn unter ausgestorbenen Zweigen

Verdöbet die Erinnerung fikt:

Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,  
Und, von der Mitternacht umschauert,  
Sich auf versunkne Uenen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,  
Wenn scheidend über seinen Tagen  
Die letzten Strahlen untergehn:  
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,  
Das Leuchten eines Wolkenfaumes,  
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert  
Warmes Leben in den kalten Schooß  
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos  
Jede Ruh und jeden Trost verflummert.  
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!  
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!  
Was Tyrannen kalt und seelenlos  
Vor sich niedertraten, nelgt sich weinend,  
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen  
Bildete sich dein Vergötterungsraum;  
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen  
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.



Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,  
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;  
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?  
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?  
Weißt du, ob sie einst noch retten werde  
Dieses Leben ihrer innern Welt,  
Wenn um sie das Haus von Erde,  
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?  
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,  
Ohne je der Reise sich zu freuen? —  
Keine Antwort! Diese Fragen greifen  
Finstern in die Finsterniß hinein.  
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter  
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter  
Einen matten, kranken Strahl herein.  
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken  
Die Gestalten um ein weites Grab.  
Blüten sinken, Früchte fallen ab  
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,  
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?  
Bringt das Leben seine zwei Minuten  
Zitternd der Vernichtung dar?

Leer war meine Stelle, eh' ich war;  
 Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,  
 Der der Schritt vom Nichtseyn ist?  
 Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,  
 Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.  
 Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?  
 Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen  
 Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?  
 Frage dich, ob du den Mann noch kennst,  
 Der, vom Glanze seiner Geistesgaben  
 Weggesunken, nun im Dunkel lebt?  
 Eh' der Rasen uns begräbt,  
 Hat uns schon die Zeit begraben.

O Natur! an deinen Blutaltar  
 Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen  
 Selbst der Tugend heilige Trophäen  
 Bringt sie dir, zu theuern Opfern, dar! —  
 Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,  
 Ueber seinen Raum hinüber lauscht,  
 Immer, hin nach Idealen strebend,  
 Mängel nur um andre Mängel tauscht!  
 Eingeweiht zum Lichtgenossen,  
 Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;

Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,  
 Wo die hehre Göttin thront.  
 Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!  
 Nebelwüste starret um unsre Bahn;  
 Und am finstern Eingang dieses Lebens  
 Harret schon auf uns der Wahn,  
 Der uns fort durch jede Krümme  
 Labyrinthischer Gewinde reißt!  
 Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,  
 Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre  
 Warfst du deinen Schatten uns herab?  
 Dunkel spiegelt er in jeder Bähre,  
 Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.  
 Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen  
 In dem stürmевollen Busen an.  
 Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:  
 Warum fodern unsre Thränen,  
 Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,  
 Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun  
 Laß durch Tugend uns den Frieden  
 Eines Erdenhimmels baun!“ —

Einen Frieden im Getümmel  
Dieses wandelbaren Glücks?  
Armes Herz! so baue deinen Himmel  
In die Schranken eines Augenblicks! —  
Möge sich der hohe Weise rühmen,  
Diese Weisheit zu verstehn:  
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beklümmen;  
Ich kann nicht so glorreich untergehn.  
Winken dort nicht höhere Berufe:  
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!  
O dann steht das Thier auf seiner Stufe  
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Heide  
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,  
Wenn der Mensch mit jeder Freude,  
Die dahin flirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden  
Drohn den feierlichsten Weihfestunden!  
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.  
Liebe! Lieb' um deine Rosentage  
Flattert selig der bekränzte Scherz:  
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage  
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —

Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden,  
 Im Gebiete, das ein Wurm verheert:  
 Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,  
 Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporschaun von dem engen Thale,  
 Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —  
 Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,  
 Als ob Götterglanz vorüber strahle.

O, der edle, hohe Tugendssinn!

Wird er nie Vollendungskronen tragen?  
 Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen  
 Durch's Gewühl des Lebens hin?

Eines Lebens, das wir nicht begreifen,  
 Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,  
 Um an einer Ewigkeit zu reifen?

Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?

Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:

Weise fallen, die ein Narr begräbt;

Hehra's Seelenlicht ging unter,

Und der düstre Wahnsinn lebt!

Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,

Dort des Alters graue Kindheit hin!

Frag das Laster, frag die Tugend!

Hat das Leben einen Sinn?  
 Ist der Lichttag göttlicher Aurele,  
 Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?  
 Wird die Nacht in der Tyrannenseele  
 Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?  
 Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,  
 Wo die trauernden Cypressen wehn;  
 Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:  
 „Blühen, wachsen, welken und vergehn!“ —

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!  
 Vor dir steht er, des Vernichters Thron.  
 „Schau! ich bin das Elend“, spricht das Leben  
 Zu dem Menschen — „und du bist mein Sohn!“  
 Ja, der Lusthauch, der den Halm umfächelt,  
 Hob das Köcheln einer Brust empor;  
 Und der Thau, worin die Rose lächelt,  
 Drang, als Scheidethran', ein Mal hervor!  
 Was erringt die junge Kraft des Strebens?  
 In dem zarten Pulse klopft und bringt  
 Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,  
 Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen  
 So viel Stürme nieder unsre Blüten?

Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?  
 Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?  
 Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?  
 Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken  
 Darum in dieß Daseyn hingestellt,  
 Um den Erdenraum hinauf zu wecken  
 Zu der Feier einer Götterwelt?  
 Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,  
 Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,  
 Und getrost den Klippenweg zu wandeln:  
 Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,  
 Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?  
 Diese Welle, die das Ufer schlägt,  
 Wird, trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.  
 Mächtig drängt uns durch Lust und Schmerz  
 Die Natur, von That zu That, hinüber.  
 Gieb dem Herzen eine andre Faser:  
 Und es ist nicht mehr dieß Herz;  
 Und es knüpfen andre Folgenreihen  
 Sich an andre Thatenreihen an.  
 Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen.  
 Oder den wir richten, ist der Mann.

Nur ein Funken Lebensfeuer minder  
 In Piedro's flammenreichem Blut:  
 Und er wurde nicht der grause Sünder,  
 Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.  
 Mit dem Rachedurst der Eumeniden,  
 Der sich flammend durch sein Herz ergoß,  
 Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden  
 Mit des Vaterlandes Mördern schloß;  
 Mußte — denn er höret vor dem Grimme,  
 Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,  
 Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,  
 Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,  
 Der den Willen hier- und dorthin reißt!  
 Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?  
 Ist es Körper oder Geist?  
 Ist der Mensch an's große Rad gekettet,  
 Das sich ewig um sich selber kreist.  
 Was ist unsre Tugend dann? was rettet  
 Dann die Freiheit unsern Geist?  
 Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,  
 Feiert dich das stille Herz so gern;  
 Aber hin durch diese heitre Gegend



Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.  
 Dürfen wir von Freiheit träumen?  
 Fühlen wir bei jedem Schritte nicht  
 Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?  
 Heilige Stellen selber mußt du räumen,  
 Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?  
 Wir sind Kinder der Natur  
 Und des Schicksals, ihren Phantasieen  
 Hingegebene Kinder sind wir nur.  
 Sturm von außen, Sturm von innen  
 Reißt den Menschen aus dem Schooß  
 Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen  
 Ist nicht Schuld, es ist sein Loos,  
 Ist der Geist, der — unbekümmert,  
 Ob das Gute endlich siegt,  
 Oder ob's ein Rasender zertrümmert —  
 Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle  
   Schwinge,  
 Die den Ocean der Welt bewegt,  
 Felsen hebt, und Felsen niederschlägt;  
 Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge,

Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?  
 Ihre Wellenelle jagt den Weisern,  
 Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.  
 Hart und brüskend, kalt und eisern  
 Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!  
 Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.  
 Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern,  
 Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh! da steh' ich nun und wankte,  
 Gleich dem Wandrer, auf beschneiter Bahn;  
 Und in einem wüsten Ocean  
 Rudert, ohne Kompaß, mein Gedanke,  
 Ohne je dem Ufer sich zu nahn:  
 Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,  
 So viel Klippen ein willkommenes Licht!  
 Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,  
 Wo die Freiheit ihre Kränze flicht!

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!  
 Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,  
 Wunderbar zu meinem Herzen spricht?  
 Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,  
 Heißer Sehnsucht tief in's Leben ein?

Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,  
Werd' ich freier und dir näher seyn? —

Heilige Nacht! du fñhrest deine Globen  
Still und friedlich durch den Himmelsraum.  
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?  
Ist hienieden alles Traum?  
Traumgestalten gleich, dahingeschwunden  
Sind, im wilden Kampfe des Gewñhls,  
Die erhabnen, großen Weihestunden  
Unserz zartesten Gefñhls.

Hat der edle Sieger welcke Krånze,  
Hat er Todtenkrånze nur gepflegt,  
Die er, scheidend, an der öden Grånze  
Dieses Lebens nieder legt?  
Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!  
Suche dein Gestirn am Himmel auf;  
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde  
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

---

# **I n h a l t**

## **d e s   z w e i t e n   G e s a n g s .**

---

**V**orüberfliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab?

Wir sind dem Irrthum unterworfen; doch eben hierin beruht der hohe Rang des Menschen, daß er bestimmt ist, die tiefe Fülle der Erkenntniß zu ahnen, und empor zu bringen von Stufe zu Stufe, deren jede ihren besessenen Gesichtskreis hat. Eine solche Befestigung würde er verlieren, wenn er eine der Stufen überspränge: und so hebt sich der Wunsch, die volle Wahrheit zu umfassen, von selbst auf. Wie hoch immer der Mensch sich aufschwingen mag in den Ordnungen der Geisterwelt: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich: die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Der, durch die Selbstständigkeit der Vernunft gewonnene, Glaube an Gott ist dem Menschen so unentbehrlich, gehört so sehr zu seinen innersten wesentlichsten Bedürfnissen, daß eben diese, in unserm tiefsten Seyn gegründete, Unentbehrlichkeit ein höchstes, ein Urseyn voraussetzt.

Lebhaft spricht dieß höchste Bedürfniß durch die Stimme des Gewissens uns an, in dem Gebiete der Tugend, und äußert sich besonders tief ergreifend in dem

Gefühle der Theilnehmung an dem Kampfe des Rechts, und an dem Siege, mit welchem aus den Anfechtungen die sittliche Würde hervor geht. — Blicken wir in die frühesten Tage der Menschheit zurück: und wir sehen, wie mit dem ersten Erwachen des Bewußtseyns in des Menschen Brust der Glaube an ein höchstes Wesen erwachte, den späterhin in bestimmteren Formen das ägyptische Priesterthum pflegte. Ohne diesen Glauben — welche Aussicht des Lebens! welches Geschenk der Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefordert werden. Von einem Gotte ist Herstellung und Ausgleichung zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich so unmittelbar, so unwillkürlich uns aufdringt, die uns so unentbehrlich ist, sind die zufälligen Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich auf. Diesem angeborenen geistigen Lebensbedürfnisse, dieser innersten Mahnung, die aus des Bewußtseyns heiligster Tiefe heraus tönt, schallet aus der, uns umgebenden, Schöpfung die Stimme der Natur entgegen, besonders wenn sie uns zur Betrachtung des gestirnten Himmels empor ruft. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister können diesen Glauben nicht entbehren.

---

## **Zweiter Gesang.**

---

**G e s t i.**

**L**aß untergehn die wandelnden Gestalten,  
Die bunt und irrend durch einander ziehn!  
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung  
halten!

**W**ir bleiben, die Gestalten fliehn.  
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen  
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,  
Vor uns zu stehn und aus zu sagen  
Den Inhalt einer Ewigkeit?  
In's Heiligthum zu schaun, in's Heiligthum  
der Klarheit:

**D**er Reiz umzaubert uns; allein  
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit  
Nicht löschen, ihn nicht tödten; nein,

Entflammen soll sie tief in uns den Geist des  
Strebens,

Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens  
Der ferne Lichtblick eines Pharus seyn.

In labyrinthischen Gewirren  
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:  
Und dieß, dieß ist sein Rang; nur er, der diesen  
Sinn

Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch  
kann irren.

Wie aber darf die Blum' im Kranz,  
Wie darf sie selbst der Kranz seyn wollen?  
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,  
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend  
rollen,

Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze  
webt.

Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,  
Um die der Geist der feierlichen Stille,  
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.

Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag'  
entquillen,

Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!

Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,  
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebelthal hinauf zur reinern Son-  
nenhelle

Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle  
Mit ihrem eignen Himmel ziert.

Gewönn' ein Herz, daß eine solche Sphäre,  
Solch einen Himmelsraum verlöre,  
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn,  
uns führt?

Es sey, daß du ein Mal durch jene Son-  
nenferne

Zur Welt des Sirius hinüber flogst:

O, dann verschmähtest du das Heil auf unserm  
Sterne;

Dann schliefe, was du hier erzogst,  
Dann schliefe noch, verhüllt im Kerne,  
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,  
Voll stiller, süßer Laubenkühle;

Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh  
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,  
Sie wäre nicht, und würde nie.

Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,



Daß ihren vollen Kreis dein Blut umfassen könnte:  
Was würd' es um die Wahrheit seyn?  
Verdiente sie das Blutgeloder  
Des hochentflammten Wunsches? Nein!  
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner  
— oder  
Du, Mensch, du müßtest größer seyn.  
Und dieß, dieß forderst du; allein  
Wie groß? das ist die schwere Frage. —  
„Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!“  
Auch dahin folgt dir deine Klage;  
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;  
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,  
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.  
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;  
Auch du bist ihr geliebter Späher;  
Und was du wünschest, hast du schon;  
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer  
Tage;  
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner  
Klage:  
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebens-  
werth;

Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Jugend-  
kreises,

Der, tief in seinem Schooß, ein laßes  
Vollendungsahnen heilig nährt.

Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche  
Dichtung.

Vollendung nirgend, reges Wandeln nur  
Durch die, mit Welten übersäte, Flur.

Vollendung unsers Seyns, was wäre sie? Ver-  
nichtung!

Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß!  
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.

So flögst du dann umsonst von einer Son-  
nenwende

Bis zu der andern, vom Nadir  
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände  
Nur immer größer das Gewirr,  
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,  
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!

Wer mag das große Buch des Weltenraums  
entfiegeln?

Vor welchem Geist erscheint die Wahrheit klar und  
rein? —

Von dem sie ausgeht, Freund, wie Weltenson-  
nenschein;

In einem höchsten Schaun muß sich die Wahr-  
heit spiegeln;

Enthüllt erscheint sie vor einem höchsten Seyn.

Ein Urseyn ist, worin sich alles Seyn entfaltet,  
Aus einem Urseyn tritt gestaltet

Ein jedes Seyn hervor in das Gebiet der Zeit:

Dieß Urseyn nennst du Gott: er waltete und  
waltet

In Lieb' und Recht, in Licht und Herrlichkeit. —

„In Liebe, Licht und Recht?“ — so fragt die  
düstre Klage —

„Wer“, ruft sie aus, „wer mag, Verzweiflung,  
dir entfliehn?“

Gebieten Lieb' und Recht, daß thränenvolle Tage  
Zerstörend hin durch unsre Hütten ziehn?“

„Es ist kein Gott!“ — Mit tausend Uebeln  
ringend,

Stürzt der gequälte Mensch in's öde Nichts hinab;  
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und nieder  
schwingend,

Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!

„Es ist kein Gott!“ — so schrein aus dumpfen  
Hallen

Des Jammers Klagen auf, und schallen  
Durch das Gewölbe der Natur. —

Es tönt mir nach von der verheerten Flur!  
Da zog das Unheil hin um eingestürzte Hütten!  
Und durch das Leben ging der große Menehalmord!  
Allgegenwärtig hier und dort,  
Flog eine Furie, Verderben aus zu schütten!  
Das Heiligste verhöhnnte wilder Spott! —  
O Harmonie der Welten! ist ein Gott?  
Ist ein Gericht, und darf's der Frevel so ver-  
höhnern? —

Da scholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:  
„Still! rechte nicht! der Eingeschränktheit Sohn  
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;  
Das Ganze wird das Einzelne versöhnen.“ —  
„Was ist das Ganze?“ fragt das tief zerrissne  
Herz,

„Ich kenn' es nicht, ich bin von seinem Schutz  
verlassen?“

Und auf zum Himmel blickt der starre Schmerz.  
Den Gott des Rechtes will er fassen. —

Ach! führt denn kein Laut im Menschen auf die  
Spur,

Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?  
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,  
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu  
bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie.  
Die sinnende Vernunft verlangt Offenbarung;  
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend  
wandelt sie

Durch's offene Gebiet der schweigenden Erfahrung.  
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist: „Biel-  
leicht.“

„Ach! nur vielleicht!“ Sie fragt das Leben,  
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;  
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,  
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhell.

So laß uns denn zur Tugend fliehen!  
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,  
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebenshar-  
monieen,  
Die fern ein höchstes Seyn uns vor die Seele  
stellt.

Wir würden nie die Dunkelheit verflagen,  
 Die uns umgibt, verriethe nicht  
 Dem Schatten unser Nacht ein Licht,  
 Das, hinter diesen Erbertagen,  
 Wie durch zerrissne Wolken bricht.

Ein Strahl von diesem Licht fällt in das  
 innre Leben;

Mir ist ein Gott ins Herz gegeben,  
 Ein Ahnungsinn, der meinem Geist  
 Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,  
 Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,  
 Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille:  
 Und dieser Will' ist Gott, der hohe Weltengeist.  
 Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet  
 Sein Wille dort in einem reinen Licht,  
 In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und  
 Recht, ist nicht

Im Buche der Natur zu lesen.

Ein felerlicher Ruf des innern Menschen spricht:  
 „Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!“  
 Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen;  
 Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer ver-  
schwimme:

Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.  
Sie ruft empor den Geistesblick,  
Empor von den befangnen Sinnen;  
Sie tönet laut in uns von Innen  
Hinaus in die Natur, und halt aus ihr zurück.

Was weint in uns, wenn still und rührend  
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und  
Spott?

Was jauchzt in uns, wenn triumphirend  
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!  
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harne?  
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein  
Trost mehr hält,  
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung  
fällt,

Dem Aberglauben in die Arme?  
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!  
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,  
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;  
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,  
Den unverilgbar das Gemüth bedarf.

Laß unsern Blick in jenes Morgenrauen  
 Der frühern Welt hinüberschauen:  
 Da finden wir sie schon, des Glaubens leise Spur;  
 Da trägt so mütterlich, so zart, wie das Erbarmen,  
 Die holde, pflegende Natur  
 Die junge Menschheit auf den Armen;  
 Ihr Zögling schaut umher auf der geschmückten  
 Flur:

Wer hat die Kränze dort und hier ihm auf-  
 gehangen? —

Und betend streckt er seine Hand  
 Nach der Natur, die mild ihm zugewandt  
 Mit Mutterlächeln auf den Wangen,  
 Von frischer Blumenluft umweht  
 An seinem Wiegenlager steht,  
 Wo sie in duftig grünen Hallen  
 Ein Paradies ihm schuf, ein reiches Paradies,  
 Und Abends ihn von ihren Nachtigallen  
 In weichen Schlummer singen ließ.  
 Ihn weckt der Tag; und mit der Morgensonne  
 Erwacht in ihm die stille Seelenwonne,  
 Die freudig Gottes Licht erkennt,  
 Und ohne Namen ihm das hohe Wesen nennt.



Dem Menschen ist, zur Pilgerschaft durch's  
 Leben,  
 Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mit-  
 gegeben,  
 Der, wo er schrecklich ihn auch mißverstand,  
 Doch nie und nirgend ganz aus seinem  
 Busen schwand.  
 Der Glaube war's, der laut das Taggestirn be-  
 grüßte:  
 Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weih't!  
 Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heiligen  
 Wüste: —  
 Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!  
 Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,  
 Das Heiligste, wonach die Seele ringt.  
 Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,  
 Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus  
 singt:  
 „In Flammen naht sich Gott. Empfange  
 ihn Morgentöne!  
 Fall' an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut  
 Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,  
 Du, seine hochbegabte Braut!

Sie strömt auf dich herab, die königliche Feier,  
 Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt!  
 Verhülle dich in den Vermählungsschleier,  
 Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!

Ruf' ihm entgegen! Dort durch leuchtende  
 Gefilde

Des blauen Aethers wandelt er.  
 Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde,  
 So geht Entzücken vor ihm her.

Die Himmel, die in seinem Glanze schwim-  
 men,

Umfeiern seinen wundervollen Gang.

Ihr Morgenlüste, werdet Stimmen!

Ihr Bäume' und Bäche, Harfenklang!" —

So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre  
 Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.  
 Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen  
 Zähre,

Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,  
 Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;  
 Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;  
 Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:

Da dann ist nirgend Licht und Leben,  
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,  
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten  
hin.

Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,  
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,  
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,  
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.

Es rast in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu  
ringen,

Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;  
Und Wahnsinn ist es, sich der Tugend auf zu  
dringen;

Das Streben der Vernunft, den Knoten zu ent-  
schlingen,

Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den  
Zufall an.

So hat das Göttliche des Menschen keine  
Rechte,

Dem Rechte sich zu nahn? ihm gläubig zu ver-  
traun?

Ist, was uns himmlisch dünkt, von irdischem  
Geschlechte?

Sind wir der Noth, sind wir des Zufalls  
Knechte? —

Ach! immer dunkler wälzt das Graun  
Herauf die schwarzen Mitternächte,  
Die unsern heiligen Stern, den Thron  
Des Rechtes, zu verschlingen drohn.  
Allein dieß Graun, dieß Widerstreben  
Dem Zufall sich dahin zu geben,  
Erschüttert deinen Geist, wenn dich ein Mißklang  
irrt,

Um dein Gemüth empor zu einem Gott zu heben,  
Der einst das Recht versöhnen wird.

Du siehst: das Laster schwelgt bei lauten  
Jubelchören,

Die Tugend darbt, die Unschuld wird verkannt,  
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird  
verbannt,

Die Weisen haun am Heil, daß Narren es zer-  
stören!

Hier ist es, wo dein Herz auslobernd sich empört! —  
Bemunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören,

Der Zufall, der da will dem Gang des Rechtes  
stört?

Verklagst du so die Blindheit eines Blinden?  
Doch nein! du kannst dich hier dem Glauben nicht  
entwinden:

Daß einer Welt des Rechtes die Tugend angehört,  
Die hier im Drang der Welt sich göttlich frei  
entfaltet.

Ja, mächtig, wie ein Lebenstrieb,  
Hält dich der Glaube fest: daß eine Gottheit waltet,  
Die ihren Namen tief in's Herz der Tugend schrieß.  
Uns ward ein Sinn des Rechtes, und Trieb nach  
Lebenswonnen;

Und dieser Doppelstrahl, der in dies Daseyn fällt,  
Verleugnet nicht die ferne Sonne,  
Die einen höhern Kreis erhellt.

Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind  
zerfloßen

Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,  
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,  
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.  
O, Mensch! vermiss' diesen Glauben,  
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!

Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts ber-  
rauben:

Gott ist, weil eine Tugend ist!

Bernimm ihr leises Wort! es wird an Gehra-  
mahnen;

Und selbst ihr seufzendes **W a r u m**

Ist nur ein ernstes Himmelsahnen:

Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.

Die Tugend leitet uns, wo irre Träume  
grübeln;

Sie führet uns durch dieses Labyrinth,

Das uns mit täuschenden Geweben überspinnt;

Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,

Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.

Und Heil und Heiligkeit sind zwei verwandte  
Flammen;

Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,

Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,

Und fallen dort in Einen Geist zusammen;

Und dieser Geist ist G o t t, kann Gott nur seyn.

Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;

Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben

Sind in sich, durch sich Eins: Gott fasset sie allein.

Das war' ein Wahn, ein Traum, was ich  
so warm umfasse?

Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?

Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief er-  
füllt? —

Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,

Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.

Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,

Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Göt-  
terart;

Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,

Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.

Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;

Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;

Sie spricht durch die Natur zum Glauben,

Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?

Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;

Dies Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält;

Doch ohn' ihr Seyn und Wesen zu ergründen,

Zu fassen, wie sie ist: du glaubst an ihre Welt.

Da, wo die Morgensterne schweben,

Da spricht dein großes Seyn, Unendlichkeit, uns an,

Ein Reich der Herrlichkeit, das ist, und nicht  
begann.

Ist denn die Geisterwelt entfernter unserm Leben?  
In uns fängt sich für uns das Reich der  
Geister an.

Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,  
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.  
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der  
Sinne

Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den Hohen, Tiefverborgnen schleiert  
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.  
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feiert  
Sein großes, wunderbares Seyn.

Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,  
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt  
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;  
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches  
Krümme

Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen girt.  
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,  
Der kleine Wandrer dort, der durch den Mooswald  
irrt.



Wo Hebra feierte, dort in den Heiligthumen  
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der  
Au'n!

Dort lies — sie spricht von Gott — die heilige  
Schrift der Blumen!

Er wandelt in des Haines Graun,  
Und kündet sich mit welthevollem Schauer  
Dem Zweifler an, der durch die Wüsten klagt,  
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer,  
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.  
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume  
sagt.

An seinem Herzen ging, mit wilhem Grinane,  
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,  
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme  
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist du  
Gott?“ — —

Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebens-  
spuren

Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur  
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.  
Dort oben ziehen leuchtende Naturen  
Hin über die verschattete Natur.

Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille  
Das glänzende Gedankenfest,  
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,  
Den Huldigungen überläßt,  
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;  
Und ein geheimnißvolles Schweigen  
Beherrscht und weiht unser Fest.  
Es weiht den Triumph der hehren Sternenseier;  
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,  
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,  
Und läßt ihn über diesen Glanz  
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit nieder-  
wallen.

Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen  
Zum Gottesdienst der Welten auf.  
O schau! wie Zug an Zug sich drängen!  
So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille  
hänget

In diesem Tempelraum die Flammentröten auf!  
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,  
Dies wandelnde, dies weite Labyrinth.  
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,  
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schim-  
mern!

Führ' alle deine Sonnen auf!  
Das Irdische vollendet seinen Lauf;  
Es richtet an den wüsten Trümmern  
Der eingesunkenen Zeit die Ewigkeit sich auf.  
Vor allen sey Orion eingeladen!  
Er prang' einher in seinem Weltenchor!  
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,  
Aus ihrem düstern Nebelflor,  
In stiller Heiterkeit hervor.  
Es heben sich der lieblichen Plejaden  
Bekränzte Häupter schön empor.  
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten  
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,  
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkel-  
heiten,  
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.  
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte  
fächeln  
Um seine goldne Stirn, von Dämmerung sanft  
umgraut.  
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,

Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.  
O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,  
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern  
Ruhm!

Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!  
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.  
Da laß mich dir die Stellen zeigen,  
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,  
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphären-  
reigen,

Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,  
Und offen lag vor meinem Geiste nun  
Der Lebensocean, an dessen Ufer Sonnen,  
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.

Die Milchbahn streckte weit, durch unermessne  
Fluren,

Die tausend Arme wundervoll hinaus.

Dort drückte seine hellen Spuren  
Verweilender das Wandeln Gottes aus.

Da blickten, wie von Götteridealen,  
Unsterbliche Gedankenstrahlen  
In meinem tiefften Leben auf.

Verklärter schwebten Monde hin und Erden;  
 Aus Schattenhallen gingen sie herauf;  
 Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;  
 Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.  
 Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;  
 Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,  
 Wie Geister, die aus ouden Lebenskreisen  
 Nach einer hellern Sonne schaun.

Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,  
 Halb überschattet, halb erhellt,  
 Gleich den, im Menschen tief verschlungenen,  
 Naturen

Der Lichtwelt und der Schattenvelt.  
 Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jung-  
 frau schweben;

Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,  
 Mit glänzendem Gefolg umgeben.  
 Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;  
 Die Aetherstille ging in Harmonieen über.  
 Es wehten Lieder von der Flur  
 Des festlichen Arcturs herüber;  
 Und röthlich blinkte der Arctur,  
 Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen.

Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,  
 Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.  
 Doch zitterte, halb Licht, ein Sternengewölz empor.  
 Es wand aus fernen, düstern Räumen  
 Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,  
 Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.  
 Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung  
 Der Feiernacht, wie eine hehre,  
 Auflobernde Begeisterung,  
 Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.  
 In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,  
 Den seine Monde kalt erhellten,  
 Weit hinter'm Jupiter und allen Sonnenwelten,  
 Und doch mit Herrlichkeit und vollem Ueberfluß  
 Von Lebenskräften ausgestattet.  
 Und näher säufelte der Hain,  
 Der meine Venus überschattet,  
 Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein  
 Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,  
 Voll Harmonie, den Durst der heißen Sehnsucht  
 Löscht,  
 Und selig alle dunklern Flecken  
 Hinweg von guten Seelen wäscht.

Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;  
 Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamme' empor,  
 Die in den reinsten Aetherdünsten  
 Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottes-  
 dienst der Sphären.

Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —  
 Bei jenen flammenden Altären  
 Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein  
 Gott!

Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,  
 Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!  
 Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!  
 Bist nahe dem beseelten Staube! —  
 Ja, wenn den Heiligen die Grübeleien vermißt:  
 Dort findet ahnend ihn der Glaube,  
 Der die Vernunft der Tugend ist.“

Es sey kein Gott: und todt sind diese Him-  
 melsflammen;

Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;  
 Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,  
 Auf welchem einsam nur und stumm der Tod  
 noch sitzt.

Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;  
 Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht:  
 Der weiße Zufall rief, in aller ihrer Pracht,  
 Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefülle,  
 Damit aus tausend Sonnen — E i n e Nacht,  
 Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.  
 Und die Natur, die holde Pflegerin,  
 Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,  
 Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —  
 Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen  
 Mit heller Flammenschrift: Ich bin!  
 Dieß ist die Schrift, an die auch Engel glauben.  
 Wie weit der Kreis auch sey, den Engel über-  
 schaun:

Sie haben weiter noch zu glauben.  
 Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt ver-  
 traun?

Laß vor den Wundern dieser offenen Hallen,  
 In heilger Ruhe laß uns niederfallen!  
 Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!  
 Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,  
 Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;  
 Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern



Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,  
 Den Weltengeist, der, sich zum Wurm neigend,  
 Den Wurm, wie seine Welten, zählt,  
 Den Unerhoffenen, den jede Schöpfung schweigend  
 Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrom,  
 Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,  
 Und im lebendigen Atome,  
 Der, kaum gesehn', im Lichtstrahl hüpfet!  
 Ein Gott bevölkerte die unermessnen Weiten  
 Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit.  
 Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und  
 Betten;  
 Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten:  
 Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der  
 Zeit.

Bernimm sein unbeschränktes Walten:  
 Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;  
 An seiner Kraft und Herrlichkeit  
 Entbrannten jene Sonnenflammen,  
 Ihr Lichtquell fort und fort ist Gott,  
 Durch ihn und in ihm hält der Weltenbund zu-  
 sammen:

Die große Welteinheit ist Gott.

Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen  
Der ewigen Natur, von Gott!

O! glaub' es dir, und den Versicherungen  
Der Welten dort: es ist ein Gott!

Ja, glaub' es dir, der innern stillern Mahnung!  
In dir, in dir, da spricht ein tiefes Wort der  
Ahnung.

Zu deinem Geist: es ist ein Gott!

So steht der Mensch in dieser Tempelrunde  
Der Schöpfung da, und trägt ein hohes Priester-  
thum,

Umringt von Gottes heilger Kunde,  
Von seines großen Namens Ruhm. —

Doch still! — nichts Menschliches von Gott wag'  
auszusagen!

Laß demuthsvoll an unsre Brust uns schlagen,  
Und sprechen: Gott ist Gott — und groß, und klein  
Ist nur der Mensch in Thun und Seyn!

Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad  
umschleiert!

Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.  
Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;

Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,  
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes  
Leben

Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.  
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;  
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die  
Ferne,

Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.  
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne  
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede  
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;  
Und leise spricht, im flötenden Nachtigalliede,  
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens  
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott.  
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht  
vergebens;

Sie triumphirt: Es ist ein Gott!

---

# I n h a l t

## d e s d r i t t e n G e s a n g s.

---

**L**ebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheits-  
trieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortbauer.

Ausgestattet ist der Mensch mit einem, weit über dieß  
Daseyn hinausreichenden, Lebenstriebe, der ihn, Befrie-  
digung suchend, durch Gefahren hinreißt; und immer ist  
ein entferntes Dort, woran seine Erwartungen hängen.

Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft und  
die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten  
Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche  
kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht,  
das Schattenleben eines Todtenmahles in seine Phantasie  
aufzunehmen. Sein Wahn, seine Thorheiten sind ver-  
zerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, deren Ansprüche  
selbst die Vernunft vertritt.

Eben so über die Grenze dieses Daseyns hinausgrei-  
fend ist das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er  
fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm mangelt.  
Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall  
den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn  
der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückselig-  
keit nicht. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie  
das Leuchten der Wahrheit.

Dieses Leuchten der Wahrheit endlich, dieser Reiz der Erkenntniß reget den Forschertrieb auf; er erhebet sich, und steht vor einer unerschöpflichen Fülle. Der Eintritt in das Gebiet der Unermeßlichkeit ist schon hier ihm eröffnet, und läßt ein ewig fortschreitendes Leben der Erkenntniß ihn ahnen. Welch ein bedeutender Fortschritt der gesamten Menschheit ist es, der sich zwischen der rohen Menschennatur und der feinen Griechenkultur wahrnehmen läßt! Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth, welches der lichtvolleren Zukunft voraus geht. Der Genius der Zukunft tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und wie aus fernem Nebel dämmert das Land unsrer Hoffnung empor.

---

## Dritter Gesang.

---

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke  
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel  
sich hervor,

Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge  
Schranke .

Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.

Es ist ein Gott! Kometen rollen  
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,  
In die Unendlichkeit hinaus.

Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,  
Als Du ihm wandelst, gießt er Leben  
Und Licht in vollen Strömen aus!

Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,  
Beseelend in die Wüstenei,

In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —

Doch warum fragen wir die Sterne,  
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?  
Der Boden, wo du wandelst, schüttet  
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,  
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert  
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die  
Aue!

Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das  
junge Laub!

Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolf' und  
hier im Thau!

Das Mückenheer am Teich — es ist belebter  
Staub!

Horch hin! und nirgends ist so todt die tiefste Stille,  
Es wehet leif' in ihr ein Athemzug empor.

Und hoch aus dieser Flut der großen Lebensfülle

Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor;

Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über  
Staub erhaben!

Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen  
schmückt!

Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;

Es ist der Mensch, der auf zur Götterhöhe blickt.  
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;  
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.  
Und dieser Mensch geht dennoch unter?  
In wenig Erd' und Thau löst sich der Denker auf?  
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf  
Der Wesenflut umforscht, ist selbst nur eine Welle,  
Die, nichtig selbst, aus dieser Flut entquoll,  
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle  
Die nächste Wallung folgen soll? —

    Ist diese gränzenlose Fülle,  
Die einen Strom von Sonnenwelten leucht,  
Wie Funken, in die dunkle Stille  
Hinunter schimmern läßt, ist diese Flut zu leicht,  
Ein Menschenleben zu erhalten,  
Das jammernd dort am Ufer ringt,  
Und, unter drängenden Naturgewalten,  
Die Arme zitternd noch um's holde Daseyn schlingt?  
Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschütter  
Sein Daseyn liebt und lieben muß,  
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß  
Von ferne sieht, durch grause Tode zittert,  
Und wild in die Gefahr sich wirft?



Er sucht die Ruh, und flieht die stillern Lebens-  
stellen.

Was ist es, daß er tief aus seinen reichsten  
Quellen

Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft?

Mag ihn die Brandung halb verschlingen:  
Noch lüstern schauet er in's wilde Meer hinab;  
Er findet mit dem Schmerz sich ab;  
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.  
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt;  
Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;  
In's weitre Daseyn will sein Bahn hinüber  
schwimmen,

Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.  
Er schiffet am Wolkenraum, ergreift den Blitz am  
Flügel,

Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.  
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein  
Raub;

Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,  
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur  
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.  
Er wirft ihn ab, den engen Jügel

Der Wirklichkeit, die ihn gefangen hält;  
Selbstthätig schafft er eine Welt,  
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel  
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.  
Und in der Schöpfung der Homere  
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;  
Mit Platons Genius erschließt er Sphär' auf  
Sphäre;  
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich! und immer ist mit seinem Geist  
kein Friede!

Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,  
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,  
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.  
Dort hinter allen Sonnenscheiben,  
Dort liegt das unbekannte Land;  
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;  
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt,  
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unver-  
loren;

Hin greift er über Nacht und Grab,  
Reißt hier den dünnen Faden ab,  
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:

Dieß strahlt dem Weisen vor, und blüht im Traum  
des Thoren.

Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,  
Dieß Todennahl im Raum versunkener Gestalten,  
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn festzuhalten,  
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.

Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu  
schwinden —

Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!  
Kannst du den Widerspruch ergründen,  
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?  
Wer zügelt diesen Drang? er fordert immer wilder!  
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit  
Sind nur halb leserlich verzerrte Schattenbilder  
Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.

Vergebens, nur vergebens lüde  
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantasie  
Das reichste Lebensbild entlieh.

Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;  
Jedoch des Spiels, des süßen Spiels nie.

Ja, Leben ist es, was im Herzen  
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,  
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,

Nach süßer Lebenshelle greift.

Begeistert schaut der Greis, mit halb erloschnem  
Blicke,

Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,  
Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,  
Dies Leben sich hinunter zieht.

Und welche Hände konnten, zum Versinken  
Im finstern Strom, ihm diese Brücke baun?  
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden  
Winken

Das arme Herz sich nicht vertraun?

Ist dieses innre Weiterstreben

Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:

Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;  
Verunglückt ist ihr dann das ganze Menschenleben!

So rechnet kühn der Mensch. Wenn das  
vermessen ist:

So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,  
Die sich so freventlich vermißt.

Der große Britte schwand; noch leuchten die Ge-  
stirne,

Die er gezählt, bei denen er gethront:

Und Blumen keimten nur empor aus dem Schirne,

Worin ein Weltssystem gewohnt?

Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern  
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,  
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,  
Die Nehra's stillen Todtenhügel schmückt! —  
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:  
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;  
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle  
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;  
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen  
treibt,  
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder  
bindet,  
Und blühend aufersteht — er bleibt.  
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der  
hohe Engel

Im Menschen, ist der minder werth,  
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,  
Das eine Raupe trägt und nährt?  
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebietend,  
Ein freies, liches Seyn in seinem Busen pflegt,  
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,

Ist er' nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch,  
den wüthend

Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?

Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,

Als ob zum Leben ihn in seiner Brust

Ein tausendfaches Echo rief;

Doch stirbt er hin mit jeder Lust.

Und warum muß der Mensch durch tausend Tode  
gehen?

Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.

Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,

Das ewig, ewig weiter führt.

Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;

Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich  
auf;

Schau hin! die Sonn' erlischt, und tausend  
Sonnensterne

Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.

Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!

Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,

Dies große Lied von Gott, dieß Heldenlied für  
Götter,

Und fühle deine eigne Götterspur!

Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,  
Wir ahnen einen tiefen Sinn.

Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet  
Auf eine große Zukunft hin.

Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz  
von Tagen,

Der blühend durch den Himmel kreist,  
O, welche Flut des Seyns! die tiefen Wogen  
schlagen

Bedeutungsvoll an deinen Geist.

Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,  
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,

Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir ent-  
faltet;

Und weihend steigt ein Genius herab,

An deine Hoheit dich zu mahnen,

Zu der du feierlich berufen bist.

Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,  
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,  
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!  
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße  
Wonach das weite Herz sich sehnt.

Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er  
seine Liebe

Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;  
Kaum sicht er seinen Kranz: so welkt die Ros'  
und sinkt;

Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist  
ihn triebe;

Er flieht aus sich hinaus, und fordert Seligkeit;  
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der  
Zeit.

Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,  
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,  
Der, Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;  
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Und doch, als ob er dort und da vielleicht  
sie fände,

Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus!

So strecken ewig tausend Hände

Nach ihr sich unermüdet aus.

Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;

Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürstenpracht;

Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten

Meere,



Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;  
 Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,  
 Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;  
 Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,

Und bittelt feig um sie bei einer armen Lüge  
 Des Ehrenschrucks, den die Gewalt verleiht;  
 Der Dünkel fordert sie — als ob sie Kronen trüge —  
 Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;  
 Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,  
 Und stürzt dort vor einem Schattenbilde  
 Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz. —  
 Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,  
 Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;  
 Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen  
 werde,

Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen  
 glüht.

Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast  
 du getrunken,

Vergöttert dich gefühlt; und schon

Ist von der Lippe weg der Kektartelch gesunken.  
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels Sohn.

Die Götterfrucht grünt nicht am Halme  
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.  
Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern Palme  
Das neue Himmelsleben weiht:  
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,  
Bei jedem neuen Feierkranz;  
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;  
Doch nie besitzen wir sie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,  
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;  
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,  
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.  
Sie flieht, wenn du kaum wahnst, sie zu erreichen,  
Zu immer blühendern Gesträuchen,  
In welchen sich ihr Ziel verliert.  
Und warum fliehet sie so eilig,  
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?  
Das große Ziel ist ihr zu heilig,  
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,  
Zu der ihr Strahl hinüberleuchten soll.  
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,

Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle  
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge bringt?  
Weißagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß  
ringt,

Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang  
verliehn,

## Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?

So über sich hinaus zu träumen,

**Aus Licht ist er zum Licht geboren;**

• Zu einem höhern Loos' erkoren,  
 Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.  
 Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeier,  
 Die Morgenstunde, die den Späher weckt,  
 Hinauf zu schauen zu dem Schleier,  
 Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten,  
 Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,  
 In wechselnden und streitenden Gestalten,  
 Durch's Leben ihren Schattenzug.  
 Es sey, daß hier der Mensch im täuschenden  
 Gewirre

Verlockender Gestalten sich verirre:  
 Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt sein  
 Geist.

• Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,  
 Das heilig ihm der Genius verheißt?  
 Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:  
 Ist das die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?  
 Die hohe Göttin ist es immer,  
 Die so den Muth begeistert, so entführt;  
 Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer  
 Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.

Nur leise kündend naht die Sonne sich dem Wolke;  
 Ihr Flammenantlitz ist auf Morgenduft gemalt:  
 So mildernd ist die schöne Rosenwolke  
 Nicht Sonne zwar, doch sanft von ihr bestrahlt.

Dies ganze Daseyn ist ein Spiegel,  
 In den ein blaßes Bild der hellern Zukunft fiel;  
 Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen  
 Flügel.

Wohin? Ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.

Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage  
 Der todtten Zeit, laß uns hinunter gehn!  
 Laß ihren grauen Schatten auferstehn,  
 Und die verhüllten Geister dunkler Tage  
 Vor deinem Geist vorübergehn!  
 Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;  
 Und andre sind mit Blut getauft;  
 Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden  
 Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauf!  
 Dann färben heller sich die grauen Nebeldünste;  
 Wie unter tanzenden und schönen Kindern, tritt  
 Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner,  
 Künste

Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Kassandra;  
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft  
auf.

Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerverwandern!  
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel  
zum andern,  
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit  
hinauf.

Am Peneus trat ein junges Leben auf;  
Es flatterten die zarten Liederseelen,  
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.  
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,  
Der aufgefungne Menscheninn hervor.  
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr  
In jeden sanft gestimmten Busen,  
Und trug ein blühendes Elysium hinein.  
Arkadien ward nun ein Liederhain,  
Und Hellas ehrte seine Musen.

Des Lebens höchste Blüte schloß sich auf;  
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des  
Schönen,  
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,  
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geist hinauf.

Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;  
 Sie heiligte den jugendlichen Tanz;  
 Die wilde Lust verschwand, und Helbensöhn' und  
 Hirten

Umflog der schäferliche Kranz.  
 Die Charis lächelte die stürmenden Heroen  
 Hinein in ihre sanftre Welt;  
 Da ward das Liebliche dem Hohen,  
 Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.  
 Geweckt von seinem eignen Strahle,  
 Vernahm der Mensch sich selbst und was in ihm  
 begann!

Der Genius erflog das Reich der Ideale,  
 Dort brannat' er flammender den Himmelsfun-  
 ken an:

So glorreich warf er ab die Bürde,  
 Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;  
 Und das Geheimniß seiner innern Würde  
 Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.

Nun glänzen die hellenischen Gefilde  
 Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,  
 Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,  
 In welchem hohe Götter walten.

Die Grazien der Weisheit ziehen ein;  
Erhabne Worte spricht der Hain;  
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten  
Des Urlichts reinen Widerschein.  
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter  
Trauer!

Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsdunst getaucht,  
Und ihm, mit einem Geisterschauer,  
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überschleiert,  
Lauscht des Hains geweihte Nacht,  
Wo die Gottvermählte feiert;  
Aber e i n e Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;  
Alles blüht in heiterm Licht.  
Stimme der Entführung, schweige!  
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,  
Hört den Zauberton der Welt,  
Neigt sich von der Götterstufe  
Lüstern nieder, horcht — und fällt.

Psyche fällt! ein dunkles Ahnen  
Bittert um die Büßerin,



Wie das Graun erzürnter Manen,  
Durch die sanften Rosen hin.

Schatten sind's, die sie umgeben.  
Wie ein holdes Traumgesicht,  
Schwand der Gott aus ihrem Leben,  
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Gesträuch nicht röther,  
Das in Kronen sich ergoß,  
Als der reine Himmelsäther,  
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet  
Tief herauf in ihren Blick;  
Seufzer flehn, von Gram ermattet,  
Den verlorren Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche waltet;  
Nur ein leif' entwehtes Ach,  
Das den Hain durchgirrte, hallet  
Ihr die Felsentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten  
Des gedrückten Lebens bricht,  
Ruft sie an, sie zu erretten;  
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,  
Nacht der stille Genius,  
Und versagt ihr, ernst und schweigend,  
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,  
Abzubüßen ihre That;  
Endlich hat sie ausgerungen;  
Die Erlösungstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen  
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;  
Psyche lehret zu den Armen,  
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,  
Nahn die Götter sich, und weihn,  
Psyche's Gottheit zu vollenden,  
Sie zur Braut des Himmels ein.

Hier ahnest du den Geist, der über die  
Beschwerden  
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämmern  
gießt.

In diesem Schauerlichte schließt  
Den schönen Lebensbund das ernste Seyn und  
Werden.

O, laß uns in das Götterland,  
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,  
Das unterging, und nicht verschwand,  
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!  
Noch leuchtet Platons Geist, der, wie ein Sonnenblick,

Einst durch die Lenze Griechenlands gelobert;  
Trog der Natur, die giebt und wiederfordert,  
Blieb uns sein Genius zurück.  
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,

Womit die Nacht den Tag umwand.  
Ein Sokrates, ein Solon, ein Ceanth,  
Hell leuchten diese Feuersäulen  
Hinüber in's gelobte Land.

Nach diesen Geistern laß uns schauen,  
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!  
Verkünden sie uns nicht ein leises Morgengrauen,  
Das rettend sich an dieses Dunkel schmiegt?  
Ein jeder Blick von einer lichten Pore,  
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,  
Ist eine triumphirende Aurore,  
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft schaut.

Ein jeder Schritt, den unser Streben  
 Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,  
 Er ist ein Schritt hinein in's heitre Geisterleben.  
 Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth  
 Nur langsam uns der Fülle näher winden,  
 Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;  
 Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,  
 Dieß ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!

Ja, dieses Ahnen: einst die reife Frucht zu  
 brechen,

Zu wandeln einst in einem reinern Licht,  
 Ist ein geheiligtes Versprechen,  
 Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.  
 Mit diesem feierlichen Gottesworte,  
 Mit dieser Handschrift, deren Sinn  
 Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin  
 Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,  
 Und fordre — denn die Handschrift lügt mir  
 nicht —

Das Leben, welches sie verspricht.

Nur darum senden weit entlegne Sterne  
 In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,  
 Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain

Sein eigener Schutzgott werden lerne.  
Doch heller wird's um unsern Pfad,  
Wenn sich durch das verhallende Getümmel  
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel  
Der Genius der Zukunft naht.  
Er offenbart sich in der hohen  
Begeisterung einer schönen That;  
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,  
Die zwischen uns und unsern Frieden trat,  
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle  
Die Einsamkeit, die in der Flut  
Des Weltgewühls, wie eine stille,  
Verborgne Friedensinsel, ruht.

Da sieht der freie Blick den Strom vorüber-  
gleiten,  
Sieht wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten  
Am fernen Horizonte sich erhebt;  
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer  
Thränen,  
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,  
Geheimnißvoll hinüber strebt.

---

# I n h a l t

## d e s v i e r t e n G e s a n g s.

---

Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so bringenden, über dieß irdische Seyn hinausfordernden Bedürfnissen ausstattete, nicht vernichten wollen; denn überall wehen uns aus der Natur Töne der Huld entgegen; und selbst der Schmerz ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich, nicht unwürdig der hohen Bestimmung, dem Gefolge der Tugend an. Eine nicht minder hohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwei tröstende Genien, herab, und blicken voll Sehnsucht nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie.

Auch die Dunkelheiten unsers Erdenbafeyns sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die aröken Bedürfnisse auf, um mit der ganzen Kraft ihrer

Ansprüche auf eine Zukunft uns zu begeistern. Kammen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dieß Daseyn eine Welt der Widersprüche. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsre Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihr Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod; aber die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsscene des geistigen Menschen. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, das Heilige zu fassen, die Tugend anzuerkennen, ist über die Ansprüche der Natur erhaben. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse, ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollenbung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraussetzt.

---

## Vierter Gesang.

---

### Unsterblichkeit.

Es sey begrüßt, das Inselfand der Stille,  
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens  
bricht;

Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen  
Fülle

Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten  
spricht!

Flieg hin mit deinem Geist zu jenem Wun-  
derthate,

Dem Thal, um welches kühn empor die Tempel-  
höhn,

Die Felsen, wie Erinnerungsmahle  
Von grauen Ewigkeiten, stehn!

Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,



Der, wie ein schöner Wandel, unterging,  
 Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen  
 Schon zwischen zweien Welten hing,  
 Als uns dieß Gotteshaus umsing,  
 Dieß Fessenthal, voll großer Phantasieen!  
 Wir schauten nach der Rosenwand,  
 Wohinter mit den letzten Spuren  
 Das schöne Tageslicht so still hinunter schwand,  
 Als sich der Mond dem Ostgewölke entwand,  
 Und über den verlassnen Fluren,  
 Wie eine aufgeblühte Hoffnung, stand,  
 Wie ein geweihtes Unterpfand  
 Der unverfiegten Lebensquelle.  
 Gleich einem dunkeln Leben, wand  
 Der Strom des Waldes sich durch seine Wasser-  
   fälle  
 Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.  
 Da schlug, wie eine leise Welle,  
 Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.  
 Es war so still um ihn, wie nach verstummten  
   Flöten,  
 So still, als ob durch die verhüllte Flur  
 Des Friedens Athemzüge wehten.

Nichts war um uns, als Gott und die Natur.  
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich auf-  
zurringen,

Sich los zu retten von den Dingen;  
Und freier sah der Geist in's Ewige hinaus;  
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit  
gingen

Vom hohen Unsichtbaren aus.

Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit  
Verachtung

So viel erhabnen Lebensfinn  
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung  
An's große Weltenufer hin?

Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,  
Den Menscheng Geist, den er so tief,  
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,  
Als alle seine Sonnen, rief?

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer  
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.

Schon tritt ein rother Morgenschimmer  
In meine düstre Einsamkeit.

Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu ver-  
künden? —

Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt.“ —  
 Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten  
 schwinden,

Aus denen heitres Leben auferstand.

Ein liches, himmelblaues Leben,

Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,

Wird den erwachten Tag umschweben,

Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,

Glänzt der bethaute Halmenhain;

Und Liebe rüst, mit tausend Stimmen,

In ihre Morgenwelt hinein.

Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen

Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gott-  
 heit liebt!“

Kann rührender die Liebe sprechen,

Als durch den Himmel, den sie giebt?

Bernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebens-  
 triebe,

Der tausendstimmig zu dir spricht:

„Bernichten kann der Gott der Liebe,

Bernichten kann der Gott des Lebens nicht.“

Zu einem ernsten Freudentempel weihen

Verborgne Hände diese Welt,  
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,  
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin  
begleiten,

Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.

Die Huld hat an die Rasensige  
Der Freude hingestellt den Schmerz,  
Daß, gegen unser eignes Herz,  
Er unsre Lebensfreundin schütze.

Verdamme nicht den weisen Schmerz!  
Es war in einem Nachtviole-Grunde,  
Da heiligte der Schmerz mit einem ernsten Blick  
Und hohem Ahnungssinn ihr stilles Seelenglück:  
Vergessen wird sie nicht der weihervollen Stunde;  
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;  
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;  
Und beide haben einen Bund beschworen,  
Es zu beselligen, das reiche Menschenloos,  
Dies Liebste Pflögekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum schön,  
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen  
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.

---

In Thälern feiert sie und auf geschmückten Höh'n  
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Lust die  
Schwinge

Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;  
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,  
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.  
Es schwebt ihr Geist im leisen Wehn  
Der Waldbluft hin, und schlägt um jeden Zweig  
die Flügel.

Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,  
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn,  
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel  
Die bräutliche Bekränzung drauf.  
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;  
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;  
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst;  
Sie folgt als Grazie von fern dem Jugendgange:  
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Him-  
mel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne  
Die junge Paradieseswelt beginne,  
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,  
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:

Die Phantasie ward auserkoren,  
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.

Sie zaubert die Vernunft herab von ihren  
Höhen,  
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne  
strahlt,  
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,  
Auf die so blühend sich der Regenbogen malt.  
Und über öde, todte Räume  
Weiß sie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu  
streun;

Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;  
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.  
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,  
Der das Gemüth der Erd' entreißt;  
Sie schwebet auf der Flut, auf den belebten Wogen  
Der Töne hin, wie Gottes Geist.  
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen  
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;  
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,  
Um die ein bunter Frühling hängt.  
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,  
Die Harmonieen deines Herzens nach?

Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem  
Busen,

In einer zarten Seele wach.

Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,

Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;

Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,  
Durch die bekränzte Horen ziehn.

Der Hoffnung giebt sie morgenrothes Leben,

Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;

So treten beide hin zur Gegenwart, und weben

Dies Zwischenland mit Blumendecken zu.

Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,

Und strahlt verschönert sie zurück;

Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,

Und Himmel öffnen sich vor ihrem Seherblick;

Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebens-  
wandern;

Da zieht es hin durch die erhabne Ruh,

Und eine Sonne blizt der andern

Den Gruß der Lieb' und Lebensfreude zu.

Wie Funken, die auf Aetherfluten glimmen,

Von einer höchsten Sonn' herab

Auf diese Flut geworfen, schwimmen

Die goldnen Inseln auf und ab.  
 Von der Begeisterung getragen und erhoben,  
 Begeht ihr Götterfest die Phantasie dort oben,  
 Und weihte sie nicht im Prophetentraum  
 Zur Tempelheiligkeit den Raum  
 In jenem Abendthal, das deine Trauer feiert?  
 Wo durch die grüne Nacht, die festlich niederhing,  
 Wie mit Verklärungsglanz umschleiert,  
 Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging!  
 Geheim umflüsterte das Laub die Tannenreiser,  
 Wie Liebeslispel einer jungen Braut;  
 Und die Natur sprach leise und immer leiser;  
 Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner  
 Laut.

Um Hephra war's so heilig, wie am Eise  
 Der Unschuld, die ein Gott bewacht.  
 Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blicke,  
 Vergoß die heitre Sommernacht.  
 „So wie dieß Leuchten — sprach die Fromme —  
 glänzt am Staube  
 Der dunkeln Erde still der Gang der Jugend  
 auf.“

Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,



Die das begeisterte Gemüth hinauf  
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.  
Es feierte der ganze Hain,  
Und alle Nachtigallen schlugen  
In Hebra's Seelenfest hinein.  
Sie blickt' empor, und sah den Schein  
Der Abendfackel durch das Grauen  
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber  
schauern.

Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Men-  
schenloos!

Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumen-  
schooß,

Und zeigt von fern uns neue Erden,  
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß  
Liegt vor uns da das ernste Seyn und Werden.  
Wie eine Zukunft, schaut die Abendwelt,  
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,  
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt  
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum',  
umwallen.

Der Altar glänzt daher, und wonnefestlich schlägt  
Empor von ihm die Glut, wie Opferflammen-Lohe:

Da feiert seliger der Glaube, der die hohe  
 Verheißung Gottes durch die Himmel trägt.  
 Nun sieh das Zweigestirn, wie still und mild  
 zusammen

Dort auf und ab die beiden Sterne gehn,  
 Und ewig sich einander hold umflammen!

O, laß uns dort Bedeutung sehn!

Es geht der große Geist der Liebe  
 Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält;  
 Er schlingt das süße Band der holden Wechsels-  
 triebe

Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.

Und o, wie feierlich ist jener Raum erhellt,  
 Wo immer meine schönsten Lichter brannten!

Die Kron' am Himmel zieht die Seele himmel-  
 wärts,

Und strahlt mit ihren Sternendiamanten

Der Hoffnung Freudigkeit in's Herz."

Und immer heller wird's in Jehra's innerm  
 Leben:

„Dort“ — rief sie aus — „wo freudig ab und auf  
 Im dunkeln Raum die Strahlenwelten schweben,  
 Löst glorreich sich in Licht und Leben

Das schauerlichste Dunkel auf.  
Die Gräber dort sind lichtbekränzte Thore,  
Durch die der Genius, der uns hier kalt berührt,  
Der Genius der letzten Hore  
Die Pilgerschaaren Gottes führt,  
Wenn sie, von einer Welt zur andern,  
Die große Gottesstadt durchwandern.  
Wie selig dämmert zu dem Glauben es herab,  
Das stille Land der Hoffnung und der Liebe,  
Zieht uns empor vom eitlen Weltgetriebe,  
Und spiegelt sich im reinsten Leben ab!  
Wohl ist die Bürgschaft für den Himmel  
Der Himmel hier in unsrer Brust.“ —  
So Hebra. — Tief versank das rauschende Ge-  
tümme!;  
In Nacht versank vor ihr der Traum von Schmerz  
und Lust.  
Der Mensch hört auf zu sehn; und schon  
beginnt der Engel,  
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,  
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,  
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.  
Du sahst die Zukunft sich in Hebra's Leben spiegeln.

Da fiel in deine Seel' ein wunderbares Licht;  
 Da legte mit der Liebe Flügel  
 Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.  
 Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedens=  
 bunde

Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —  
 Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde  
 Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.

Sey Friede dann mit diesem Schattenleben!  
 Dem Himmel ist es ja so nah verwandt;  
 Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles  
 Land,

Das sie, wie Genien, umschweben,  
 Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt.  
 Wo eine Tugend an die Brust der andern,  
 Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:  
 Da laß uns heiliger vorüber wandern;  
 Da feiert eine Engelwelt.

Sey hoch beseligt, oder leide;  
 Das Herz bedarf ein zweites Herz,  
 Getheilte Freud' ist doppelt Freude,  
 Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,

Frommen Menschen tröstend auf und ab;  
Treten weinend an ein Blumengrab,  
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:  
„Deinen Himmel haben wir verkündet;  
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,  
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!“

Unter trauernden Erinnerungen  
Liegt verschattet unser stiller Pfad.  
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,  
Und das Schicksal grausam niedertrat!

Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,  
Wie der Rasen im Cypressenthale.  
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:  
„Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!“

Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebens-  
triebe

Bergebens einen Himmel an,  
Zu retten, was so schön, so feierlich begann? —  
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;  
Gott schaut mit diesem Blick uns an:  
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!  
Vernichten, Freund! — o sieh, er sendet,

Mit allen Segnungen der höhern Lebensruh,  
 Der dunkeln Stelle, wo dieß Leben endet,  
 Noch seinen Friedensengel zu!

Mit Phádon flog am Arm des Glückes  
 Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,  
 Das ein Mal nur erscheint! die Zukunft war  
 ihm nicht.

Jetzt tritt herein der Geist des letzten Augen-  
 blickes,

Bedeutend ernst, wie ein Gericht;  
 Er löst die sanfte Blumenkette,  
 Mit welcher Phádon gern am süßen Leben hing;  
 Und Hephra tritt zur Lagerstätte,  
 Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing.  
 Er sprach: „Sieh hier den Tod! in seinem Schat-  
 ten lauert

Bewaffnet ein empörtes Schmerzgewühl!  
 Geist — Kraft — und ewig todt! ach, die Ver-  
 nichtung schauert

So kalt durch's widerstrebende Gefühl!“  
 Die Sanfte sprach: „Wir gehn von Pflichten,  
 Freund, zu Pflichten,  
 Zu neuer Thätigkeit dahin.“ — Und Phádon rief:

„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht  
vernichten!

Gott! Gott!“ — Er wandte sich; sein brechend  
Aug' entschlief.

Es ist ein Gott des Rechts! O, glauben wir  
dem Munde.

Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!

O Heil! das höchste Heil der Stunde,

Die tröstend uns den Retter nennt!

Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen

Der Geist der Huld um unser Herz;

Das Schicksal klopft mit harten Schlägen

An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.

Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz

Auf Trümmer seines Friedens nieder!

Tritt näher hin: und er erhebt dich wieder;

Ein Bote Gottes ist der Schmerz.

Er spricht: „Laß ihr Geseß die Weltnatur erfüllen!

Blick' über ihr Gebiet hinaus!

Der graue Nebel mag den Sonnentag verhüllen:

Er löscht die Sonne selbst nicht aus.“ —

So spricht der Feind, vor dem wir zittern;

Doch Friede sey mit ihm, der ihm und uns gebührt:

Er ist ein Engel in Gewittern,  
 Der zu dem höhern Frieden führt:  
 Den finden wir selbst im Cypressenschauer,  
 Wo er die Seele Lycophrons erhob,  
 Als über des Verlassnen Trauer  
 Der sanfte Farbenkranz aus Licht und Macht sich  
 wob.

Das Ungewitter schwieg; zerrißne Wolken  
 hingen

Vom Abendhimmel tief herab;  
 Die Sterne, hinter Wolkenschatten, gingen,  
 Wie stille Geister, auf und ab;  
 Und Lycophron trat an ein frisches Grab.  
 Da schimmert' es vom Hügelrand herüber;  
 Der Halbmond schaute, wie ein trüber,  
 Ein halbgeschlossener Blick, in's Urnenthal herab.  
 „Melida!“ rief der Gram — „so tief, so tief  
 versunken

Ist all die Herrlichkeit, die blühend dich umfing!  
 So tief in Nacht erlosch der Funken,  
 Woraus hervor das lichte Leben ging!“  
 Das Himmlische zerfiel, wie Blumenstaub der  
 Fluren;



Und doch, wie drückten sich so zart und rein  
In diesen Blumenstaub die Spuren  
Vom Wandel eines Engels ein!

Da sieh! ein dünner Nebel kam gezogen;  
Und, wie ein Traumgebild aus blühender Natur,  
Umarmt' ein nächtlich sanfter Friedensbogen  
Das todte Dunkel seiner Flur.

Da war's, als sprach' ein Geist zu ihm die Worte:  
„Erhebe sich das trauernde Gemüth!  
Der Friedensbogen dort, die sanfte Blumenpforte  
Zum Himmel, ist aus Licht und Thränen auf-  
geblüht.“ —

Fürwahr, die Hand, die unter Blütendecken  
Uns hinführt in den Hain der Lust,  
Wirft auch den Sturm an unsre Brust,  
Vom dumpfen Sinnentraum den Geist empor zu  
schrecken.

Mit welchem Druck sie uns berührt:  
Es ist die Hand der Liebe, die uns führt!

Und diese Liebe stürzt — ach! wie von einer  
Klippe,

Vom Daseyn uns so rettungslos hinab?  
Sie reißt den Lebenskelch hinweg von unsrer Lippe,

Für den sie so viel Dürst uns gab?

Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung

Der Dauer, Geist und Herz hinauf,

Und baut, zur gräßlichsten Verblutung

Des Lebens, hier den Opferaltar auf?

Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle,

Den Menscheng Geist so hoch hinauf gestellt,

Daß er vom Gipfel seiner Welt

Mit desto tieferm Sturze falle?

Sie sandte selbst den Blick von Licht in seine Nacht,

Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?

Sie hat den Sinn der Freiheit in die Seele

Nur darum tief, so tief hinein gelegt,

Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle

Die Ketten fühle, die er trägt?

Die Tugend fordert unser Leben,

Sie fordert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?

So mag das Laster nicht, so laß den Edeln beben,

Der diese Welt verlor, und jene nicht ersiegt!

Dann lehre weg den Blick vom großen Weltens-  
buche!

Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;  
 Das ganze Leben wird zum Fluche;  
 Ja, dann ist Tod um uns, und nichts, als Tod!  
 Wir wandeln hin im großen Schattenreiche;  
 Was fallen kann, sind Trümmer nur;  
 Die lebende versenkt die todtte Leiche;  
 Ein schrecklich Opferfest begeheth die Natur!  
 Der Blutaltar — dort steht er aufgerichtet;  
 An seinem Fuße gähnet ein schauerhaftes Grab!  
 Dort wird im Menschen eine Welt vernichtet!  
 Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —

O, diese Widersprüche stürmen  
 Dich deiner feierlichsten Hoffnung zu!  
 Das Leben triumphirt, und seine Palmen schirmen  
 Die heiligen Stellen deiner Ruh.  
 In diese Friedenspalmen flüchte  
 Dein Glaube sich, wenn er, verjagt  
 Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,  
 Das du im Busen trägst, das Menschenloos verklagt;  
 Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,  
 Daß, in dieß Daseyn eingengt,  
 Wir eben nur die Tugend lieben lernen,  
 Und fort sind, eh' sie uns umfängt.



Den armen schwarzen Brüdern zu.

Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;

Und wo sein Muth der Tyrannei erlag,

Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.

Es ist der Schatten seiner Mängel;

Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.

Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine  
helle,

Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.

Das reinste Leben gleicht der Quelle;

Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;

Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle

Strahlt ihn mit Bittern nur dem hehren Gott  
zurück.

Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand  
hinüber

Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?

Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches  
trüber

Und immer trüber jekt in seine Nacht ver-  
sinkt? — —

So kann, so darf das Heilige nicht enden!

Hinüber sichernd über Nacht und Grab,

Kam — um an uns den Himmel zu verpfänden —  
 Das Göttliche zu uns herab,  
 Und strahlte — daß der Mensch sich selbst getreuer  
 bliebe —

Der Jugend sanften Wiederschein,  
 Wie Nebensonnen, in die Triebe  
 Des dämmernden Gefühls hinein.  
 Da ward die Knechtschaft erdgeborener Sinne  
 Des göttlichen Gebiets, das ihr so nah' ist, inne.  
 Verkündet nicht der freie Göttermuth,  
 Daß er aus fremden Welten stamme?  
 Dieß Daseyn ist der Heerd, von dem die Lebensgluth  
 Auflobern wird zur hellern Aetherflamme.  
 Nur, was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde  
 Raub.

Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;  
 Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;  
 Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub  
 Aus langen, düstern Schleierfalten;  
 Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.  
 Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern  
 Lichte

Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.

Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,  
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.

Die Mahle der Vergötterung verwittern!

Die ewige Natur reißt stolze Cedern fort.

Schau! wie versteinerte Jahrtausende, stehn dort  
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.

Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht  
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.

Wir trauern über Hellas Trümmer;

Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne  
Pracht.

Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,

Wo seinen lichten Kranz der Genius erklog!

Dein Riesenbogen ist zerfallen,

O Rom, durch den dein Triumphator zog!

Das Heiligthum des kühnen Säulenganges

Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;

Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich

Die Muse des aonischen Gesanges.

So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!

So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —

Doch dauernd ist, was innen waltet:

Unsterblich ist der Genius!

Entstehen, Seyn, und Tod! — Verhängniß-  
volle Worte,

Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!  
Des feierlichen Throns, so wie des Hüttenraums!  
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte  
Des Schattengangs, der sich hinab in's Dunkel  
zieht,

Wohin der Thor mit Graun, mit Ernst der Weise  
sieht.

Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter;  
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;  
Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur  
Ruh.

Er wankt ihr einsam nach. — „Wohin?“ —  
Wohin, fragst Du?  
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen  
Erde;

Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth  
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.  
Der Mensch nur fühlet seinen Tod;  
Der Mensch nur fragt: „Wohin?“ — Ist diese  
ernste Frage

Nicht eine Nacht, in der es halb schon tagt?



Sie spricht ein Jenseit aus, wonach sie diesseit  
fragt.

So geht der Mensch zu seinem Opfertage,  
Und durch das Fest der dunkeln Opferung  
Zur leuchtenden Verherrlichung.

Mit tiefen Schatten ist der Weihaltar umhängen;  
Der Göttertag ist noch nicht aufgegangen;

Tief hinter diesem Opferhain,  
Da bricht er an, und löst die heiligen Stunden,  
Die Liebespfänder seines Himmels ein.

Bezahlet ist die Schuld, die Erd' ist abgefunden:  
Und nun beginnt ein neues Seyn.

Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;  
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;  
Und die Erscheinung schwebt vorüber.

Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.  
Es mag ihr Flammenblik den Eichwald nieder-  
brennen;

Und aufgelöst ist eine Form des Seyns.  
Nur was sich fügte, mag sich trennen;  
Des Menschen Geist ist innig Eins.

Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer  
Tage;

Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin  
 Der große Strom die kleine Welle trage;  
 Doch mein Triumph ist, daß ich bin!

Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir ver-  
 schwinden?

Wir wissen nicht, woher! und doch, o Freund,  
 wir sind!

Fortstreben wird, 'was geistig hier beginnt:  
 Sieh! Leben, Heil und Licht und Gottes  
 Huld — das sind

Die Zeugen, die das Ewige verkünden. —  
 Noch Eine Bürgschaft ruht tief in des Men-  
 schen Brust:

Es ist das Heilige, das die Natur nicht  
 kennet,

Das innre Seyn, das uns den Geist der Tugend  
 nennet.

Durch sich nur ist der Mensch sich dieses Seyns  
 bewußt;

Du bist nicht, was dir die Natur gegeben;  
 Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:  
 Dein, innig dein ist nur das Seelenleben,  
 Dieß Seelenleben selbst bist du.

Wie Gees und Körper sind, und wie sich  
 Eines hinüber  
 In's Andre tief zu einem Seyn verflucht,  
 Zu einem solchen Seyn? — der Mensch erforscht  
 es nicht;  
 Es ruhet Gottes Hand darüber.  
 Erforschten wir es auch, sprich: was gewonnen  
 wir?  
 Gewonnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu  
 schwingen,  
 Und unsern Himmel selbst hienieden zu errin-  
 gen? —  
 Genug! die Tugend bürgt dafür,  
 Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen  
 werde,  
 Der jenseit der Natur entrann.  
 Was irdisch ist, gehört der Erde;  
 Das Heilige gehört dem Himmel an. —  
 Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang,  
 erschalle!  
 Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,  
 Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle!  
 Triumph! ich bin; und darum werd' ich seyn!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen  
 Erflieget der Geist dein lichteres Reich.  
 Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,  
 Verrauschet der Sturm am dürrn Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,  
 Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;  
 Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,  
 Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.

Es ist von ihm hinweggesunken  
 Der irdische Druck; das Göttliche nur,  
 Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken,  
 Entwinkelt ein Gott dem Schooß der Natur!

---



## I n h a l t

### d e s   f ü n f t e n   G e s a n g s .

---

**I**m Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hoffnungen aufzusuchen. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichsten Richtung den Beobachter zum Erstaunen fortreißt; das Große darin hält ihn fest. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Höheit

auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt das hohe Bild der Tugend vor die Seele. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hoffnung dringender zu werden.

Das Urbild ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen; die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens bringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fordert Gerechtigkeit für sie. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt, und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns: oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf von Hoheit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. Brutus schmähete die Tugend, weil sie Rom ihm nicht retten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den

Grenzen der Nothwendigkeit fort. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus' diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. Der edle Garve verdiente hier wohl, zum Beispiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt.

In eben dem Maße, wie die Kraft eines würdigen Strebens den Edeln erhebt, wirkt diese Kraft niederschlagend auf das Gemüth des Sünders. Wenn längst aus einem Leben die Tugend entfloh: sie läßt darin eine strahlende Erinnerung zurück; sie ist zu sehr Bedingung des innern Daseyns, daß Beide: die Heuchelei und die Reue, sich gedrungen fühlen, ihr Huldigungen darzubringen.

Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns, sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Frieden um gute Menschen verbreiten. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Gehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täu-



schungen verliert; aber die Stimme des Bewußtseyns schweigt nicht, bestimmt ist sie, als eine warnende und strafende Nemesis unsere Führerin zu seyn durch das Leben. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf.

---

## Fünfter Gesang.

---

### G e g e n d.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu  
erheben!

So wag' es dann, zu haben, was du hast;  
Zu finden, was dein Herz umfaßt;  
Zu glauben an dein eignes Leben,  
Wovon das Pfand, ein hochgeweihtes Gut,  
In deinem innern Daseyn ruht!  
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufge-  
schlagen,

Wie eine offne Gegenwart.

Die Pythia in uns laß uns befragen!

Sie Weissagt uns das Ziel, das unser harret.

Wer ist der Mensch? — Auf beiden Wegen  
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,

Weht uns ein Gotteshauch entgegen,  
Und kündigt uns den hohen Menschen an.  
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;  
Hoch flammt es auf; doch stürzt er einmal  
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer  
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.  
Mit Bittern staun' ich seine Höhen  
In schrecklich wüsten Trümmern an!  
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,  
Daß so erschütternd fallen kann!

Begeistert blicktest du, in feierlichen Stunden,  
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;  
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:  
So such' ihn auch im Laster auf!  
Ja, find' im Taumel Alexanders  
Ruinen von Erhabenheit!  
Was war sein Heldenwahnsinn anders,  
Als die gefallne Göttlichkeit?  
Sie fiel erschütternd, wie der Friede  
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,  
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.  
Groß war der stolze Philippide;  
Die Hoheit war in ihm zerstört.

Das große Laster, das dein Herz empört,  
Ist die gestürzte Pyramide,  
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze  
fehrt;

Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.  
Der Tugend Sonnenblick heißt: Erlebe.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden  
niederstürmt:

Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlings-  
wetter,

Den stillen Zeitengang ein sanfter, edler Retter,  
Der mit geweihtem Arm die Menschheit über-  
schirmt.

Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters,  
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;  
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,  
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?

Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen  
Gleich unbegreiflich sich! O sprich! wer gab der  
Zeit

Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es  
lösen? —

Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief ver-  
 schlungen,  
 Die der Verstand selbst anerkennen muß:  
 Der Ruf der Tugend dort — sie fordert Opferun-  
 gen,  
 Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.  
 Getrennt sind diese beiden Mächte;  
 Und jede fordert Huldigung,  
 Und fordert sie mit unbestrittenem Rechte;  
 Doch ringen beide nach Vereinigung.  
 Und zwischen beide tritt versöhnend  
 Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,  
 Das schön und immer schöner krönend  
 Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum  
 des Ruhmes  
 Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,  
 Der Schimmer unsers Götterthumes;  
 Das ist der Mensch der höheren Natur,  
 Der Mensch in seiner vollern Würde,  
 Die uns begeistert und entzückt.  
 Und darum trauern wir, wenn schwer des Alters  
 Bürde

Zum Staub hinab den großen Menschen drückt;  
 Wir trauern, wenn so tief der Götterfunken,  
 In jenem Greis erloschen scheint,  
 Daß er, von seiner Kraft hinweggesunken,  
 Im Dunkel lebt, und kindisch lacht und weint.  
 Doch diesem Schatten gegen über,  
 Steht Fontenelle da, der ein Jahrhundert trägt.  
 Wie tönt sein Winterhain, den jede Muse pflegt!  
 In seiner Seel' ist Licht, ward auch sein Auge  
 trüber;

Vor seinem äußern Sinn erklingt  
 Nur schwach das Weltgeräusch: was kann's ihm  
 noch gewähren?

Zu seinem innern Sinne bringt  
 Der Psalm der Ewigkeit im Chor der Welten-  
 sphären.

So schön bewährt die Meisterschaft  
 Des Lebens nur der Mann der Kraft.  
 Es hat das Alter nichts an ihm zu rächen;  
 Sein besserer Sinn war nicht den Sinnen unter-  
 than;  
 Selbstherrschend in sich selbst, verfolgt' er seine  
 Bahn;

Er hielt die Kraft, die Kraft hält ihn, daß sich  
die Schwächen

Der grauen Kindheit ihm nicht nahn.

Die ganze Menschheit strahlt in einem Mei-  
sterwerke

Der Lebenskunst, die an Vollendung strebt:

Wir sehn bewundernd, wie die Stärke

Das Leben trägt, die Kraft es hebt.

Du staunst zur Kraft hinauf, selbst da, wo sie  
zerstört,

Wo sie das Große niederreißt,

Wo sie Gefahren troßt, und Felsen weichen heißt;

Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empört,

Doch deinen Blick und deinen Geist.

Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt  
fordert,

Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;

Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lobert,

Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;

Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde

Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;

Du schauerst auf, wo Cäsars Eitelkeit,

Zum lauten Zeugen seiner Sünde,

Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;  
 Du schauerst auf, wie vor beglänzten Trümmern;  
 Du siehst das fürchterliche Schimmern,  
 Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.

Beseele diese Kraft mit freier, edler Güte;  
 Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;  
 Vergöttre sie zur holden Pflegerin  
 Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Geistes-  
 blüte:

O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;  
 Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;  
 Es kündet sich dem jagenden Entzücken  
 Die Tugend an in göttlicher Gestalt.  
 Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,  
 Einst die ambrosische, geliebte Flur,  
 Und trug den festern Sinn der Lebensharmonieen  
 In unsre schwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,  
 Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,  
 Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:  
 Da blühte seine stille Zeit.  
 O! schuldlos war er nur — nicht weise;  
 Sein Daseyn war ein Kindesloos.



Da nahm — ihm unbewußt — und leise  
 Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,  
 So wie den Säugling, noch unaufgerissen  
 Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,  
 Die Mutter zärtlich, unter Küssen,  
 Von einer Brust zur andern legt.  
 Und freundlich, wie das Licht, worin der Tropfen  
 leuchtet,

Der einen Wiesenhalm besuchtet,  
 Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;  
 Allein es war sein Loos, die Spur  
 Der Kindeseinfalt zu verscherzen;  
 Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,  
 Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht wie eine neue, schöne Jugend,  
 Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh  
 Die stille Göttlichkeit der Jugend,  
 Und bracht' ihm ihre Hoffnung zu.  
 Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,  
 Worein der Schatten einer Erde fällt,  
 Wie eine sanfte Luna, schweben,  
 Mit ihrem Widerschein von einer Sonnenwelt.  
 Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle

Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,  
 Steht vor der überhüllten Seele,  
 Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieses Lebens  
 Gränzen

Bis zu dem höchsten Ziel! wie weit!  
 Es ist der Weg zu Gott; er heißt Unendlichkeit.  
 Darf die Vollendung dort herüber glänzen  
 In dieses Schattenthal der Zeit,  
 Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,  
 Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?  
 Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und  
 gewaltig

Sich gegen unsre Kraft erhebt.  
 Und dennoch soll der Mensch — mit welchem  
 Grimme

Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —  
 Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er  
 nicht

Von dem Gebot der innern Stimme,  
 Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.  
 Nach einem Ziele soll er wandeln,  
 Das höher steht, als seine Zeit.

Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu han-  
deln:

Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?  
Hier rettet die Vernunft, die lehre, gottver-  
traute.

Hervor aus ihrem tiefsten Leben wehn.  
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,  
Die hohe Seelen inniger verstehn:  
Es muß ein Pfad noch dort hinüber  
gehn!

So lautet die erhabne Sendung  
An unsern Geist. Es ist der Pfad,  
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,  
Vollendung sich dem Frieden naht.  
Je mehr die Seele sich empor ringt zu dem  
Frieden,

Des höhern Lebens sich bewußt zu seyn:  
Je tiefer dringt sie schon hienieden  
In's Götterthum der Seelen ein.

Das Götterthum der Seelen hat begonnen!  
Mein höchstes Leben weihe sich!  
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen  
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schreite fort zur höhern Friedensfeier.  
 Auf! mein gefühltester Gesang,  
 Begleite du, geweihter Sohn der Feier,  
 Mit Siegestönen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgen-  
 traume,

Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.  
 Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;  
 Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stößt unser reinstes Leben  
 Von ihrem Frieden kalt zurück;  
 Die Unschuld seufzt, und wir erheben  
 Zu einer Nemesis den Blick.

Wenn harte Tage schwer um heilige Stellen ziehen:  
 Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz,  
 und hält

Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,  
 Aus einer Welt der Harmonieen,  
 In der das Würdige den Feierkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blu-  
 men schweben!

Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?  
 O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben

Aus Rosenluft und Abendstille weben!

Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;

Sie ist so selig, wenn sie unbefangen

Hinaus zu ihren Menschen geht;

Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den  
Wangen,

Sie vor dem finstern Hasser steht;

Sie hört noch nicht das giftige Geziſche,

Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;

Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüſche,

Die tückisch ihren Gang belauscht.

Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel?

Schone! ſchone! —

Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungs-  
laub!

Der Sykophant erscheint! die Unschuld wird sein  
Raub!

Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone;

Er tritt sie nieder in den Staub!

Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;

Zu einem Himmel seufzest du hinauf!

Sucht dieser Seufzer nicht, weit hinter'm Erden-  
staube,

Das stille Land der Unschuld auf?  
 Unwiderstehlich dringt der Glaube  
 An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.

So ringe dich empor, den Glauben zu  
 umfassen,  
 Den Mittler zwischen dir und einer Götterwelt!  
 Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du ver-  
 lassen? —

Wenn du die Frevelthat verdammt:  
 Dann glaubst du, Freund, an einen Himmel;  
 Wenn du für Recht und Wahrheit stammst.  
 Dann lebst du schon in einem Himmel.  
 Tritt hin vor eine That, die selig dich ergreift!  
 Schau, wie der Seelenflug kaum an dieß Leben  
 streift;

Und wenn du vor Entzücken trauerst,  
 Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, über-  
 fällt:

Dann heiligt dich dieß Traum; du schauerst  
 Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern Welt.

Es muß ein höchster Geist den Geist der  
 Tugend ehren,  
 Die er so himmlisch uns entgegen führt,

Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief  
uns rührt;

Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch  
gehören,

Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns  
betrügt;

Und die Vernunftwelt ist, wenn die Vernunft  
nicht lügt.

Und lügt sie: dann ist selbst mein Daseyn eine  
Lüge —

Durch die Vernunft nur bin ich, was ich bin —  
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.

Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,  
Je tiefer sank' ich nur dahin. —

Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.

Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist  
ein Schwur,

Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,  
Hier bei dem feiernden Altare der Natur.

Ja, dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;  
Es spricht: — „Der Götterwelt, o Mensch, gehört  
dein Leben.“ —

Dieß Daseyn ist ein sinkendes Geschwäg,

Das am Cypressenhain verklinget;  
 Zu einem Leben, das sich höher schwinget,  
 Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.

Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung  
 bringet,

O, furchtbar Ernst in seiner Majestät!  
 Doch sieh! welch' ein Triumphzug naht von  
 ferne!

Der Sieg, die Jugend ist's, mit Kränzen über-  
 weht.

Es wandeln Grazien — wie Sterne  
 Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wie-  
 derschein.

Urania verläßt den großen Strahlenhain  
 Von Sonnen, welche sie umblühen  
 Verläßt die Sphärenmelodien,  
 Und mischt sich in den Zug der Jugend ein.  
 Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns  
 wenden!

Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.  
 Das Himmelspfand in unsern Händen  
 Ist — eines Himmels werth zu seyn.  
 So ist schon hier die Seligkeit geboren;



Dem Frommen ist erfüllt, was ihm sein Gott  
verhieß;

Nur die Verlorenen, sie verloren  
Für diese Welt ihr Paradies.

So steh dann auf von diesem Schattenspiele,  
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!  
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,  
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!

Roms Söhne fielen in die Ketten  
Der Sklaverei vor ihrem Cäsar hin.  
Es trat der letzte Römersinn  
In Brutus auf, sein Volk zu retten;  
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen  
Strom

Von wild empörten Lasterungen  
Der Tugend in's Gesicht. Sein Rom war ihm  
entrungen.

O, Brutus! heißt die Tugend Rom?  
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles  
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!  
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn;  
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses  
Thales.

Wie ein Wert Gottes, still und groß,  
 Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.  
 Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tagebürde:  
 Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.

Das Schicksal waltet im Naturgebiete,  
 Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,  
 Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,  
 Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.  
 Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,  
 Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt.  
 Sie trägt so gut den Narren, der ihre Blumen  
   pflückt,  
 Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz  
   erwirbt.

Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrückt  
 Die Lebenskraft, und Buffon stirbt.  
 Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,  
 Wenn eine Faser stockt, in's Grab.  
 Die Wolke forschet nicht, ob die Unschuld unten  
   wandelt:

Sie schüttet ihren Blitz herab.

Die Welt hat nur die Welt zu geben;  
 Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;

Das innre, geistige, geheimnißvolle Leben,  
 Genährt von Himmelsstau, schlägt seine Wurzel  
 nur

In das Gebiet vergänglicher Gestalten.

Da drängt es ringend sich hervor

Aus der Umfängenheit von irdischen Gewalten,  
 Und trägt sein Kronenhaupt wie ein Triumph  
 empor.

Gewaltig kämpft und drängt das Würdige,  
 das Große,

Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküpft dem  
 Schooße

Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm  
 hervor;

Nur eine laue Nacht, und Haine blühen und Fluren.

Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn hervor;

Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor;

Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen.

Dem Mensch n lächelt noch der mütterliche  
 Blick

Der irdischen Natur, und milde Sterne walten;

Doch wie nun wird sich ihm das innre Seyn  
 entfalten? —

Am Lebensingang steht das treibende  
Geschick.

Sie braust daher, des Schicksals finstre Stunde;  
Sie reißt die Welt' empor, sie jagt das Leben  
auf;

Sie wühlet stürmend, was im Grunde  
Der Flut verborgen liegt, herauf.

Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;  
Der über nackte Kiesel rollt,

Wirft Kiesel aus am Uferrande,  
Der über Goldstaub woget, Gold.

Dein Garbe, Freund, spricht, mitten in dem  
Kampfe

Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,  
Und siegend, wie die Weisheit, vor dem Kampfe  
Und vom Triumphe der Geduld.

So frei ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage  
Der leidenden Natur; so stumm,

Als lägen hinter ihm die martervollen Tage,  
Als sah er lächelnd sich nach ihnen nur noch um.

Dem Mann — und sucht' ihn auch die Sonne  
Im Hüttendunkel auf — ihm biete kein Tyrann,  
Es biete keine Macht ihm Ketten an!

Ihn schreckt das Elend nicht, bethört nicht Lebens-  
wonne.

Wer mit dem klaren Sinn des unbefangnen Blicks  
Den bunten Markt des Lebens überschauet,  
Und seinen Frieden nicht dem Launenspiel des  
Glücks,

Nicht sein Unsterbliches Vergänglichem vertrauet:  
Der ist ein Lebensheld, ein Sieger des Geschicks.  
Heil dem geweihten Geist, der so sich aufermannet!  
Verbannt ein Nero ihn: der feige Wütherich  
Verbannet ihn nicht, er verbannet  
Aus eines Gottes Nähe — sich;  
Für ihn, den Hohen, hat kein Schwerdt mehr  
eine Schärfe;

Die Schuld nur hat das Recht, uns weh  
zu thun:

Der Weise wird — wohin das Schicksal ihn auch  
werfe —

Mit seiner Tugend seyn, bei seiner Unschuld ruhn.  
Da, wo die Unschuld ruht, und von der Lust  
umgeben,

In der sie wandelt fühlt der Sünder, was er  
ist. —

„O, Tugend!“ — seufzet tief Elpinors innres  
Leben —

„Daß du so himmlisch und so schrecklich bist!“ —  
Der letzte Tageslaut verklang in dunkler  
Ferne;

Still wandelte die Nacht durch die Natur;  
Wie Augen Gottes, sahn die Sterne  
Des Himmels nieder auf die Flur:  
Da schlich Elpinor, wie zum Raube  
Der Tiger schleicht, zur Rosenlaube,  
Wo Holby's Engel wacht — und fort  
Aus der Natur scheint aller Zwist geschieden;  
Doch spricht ihr leises Friedenswort  
In's tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;  
Sein Inneres brätet Unschulds-mord.  
Er naht der Laube sich, wo durch das dunkle  
Schweigen

Ein ahnungsvoller Schauer rann:  
Da weht es ihn, aus Holby's Rosenzweigen,  
Wie seufzendes Geflüster an.  
Er horcht — die Fromme betet für das Leben  
Der Mutter, deren Trost und Pflegerin sie war.  
Und sieh! vor diesem frech entheiligten Altar

Ergreift den Sünder jetzt ein nie gefühltes Beben.  
 Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Frucht-  
 baum = Wald

Da schimmert durch die Laubentranken,  
 Die hin und her im Abendwinde schwanken,  
 Die schöne, betende Gestalt.  
 Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,  
 Wo fromm und heilig Holdy kniet,  
 Sie drohn dem Wüstling Gottes Schrecken;  
 Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.

Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,  
 Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick  
 umflammt,

Ist ein erscheinendes Gewissen,  
 Das schweigend den Verworfenen verdammt.  
 Und nieder schlägt er vor dem Schweigen  
 Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.  
 Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,  
 Die seine Schande sahn, zurück.  
 Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren  
 Blick

Der Tugend sich ein Gott verkünde;  
 Ja, wenn sie längst schon, trauernd und verhüllt,

Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild  
Noch im Gefühl, und blüht durch das Gebiet der  
Sünde,

Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.  
Sie ist's, die schauernd auf in Alexander wacht,  
Wenn er den Mantel auf die Wunde  
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,  
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde  
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder  
streckt.

Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,  
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn  
umstürmt,  
Wie angeschreckt von Gott, die Gattin und die  
Kinder

Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen  
schirmt.

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd  
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;  
Das ist die Kraft, womit erschütternd  
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.

O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,  
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!



Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;  
 Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!

Ja, mächtig ist der Glaub' an Tugend, dem  
 die scheue

Von ihm ergriffne, Schuld vergebens widerstrebt;  
 Und, o wie fürchterlich! wenn die Gestalt der Reue  
 Vom Lager der Verzweiflung sich erhebt,  
 Auf daß im Unrecht selbst das Recht sich uns  
 verkünde:

Das ist der Gottesdienst, womit die Sünde  
 Die Tugend feiert, und erhebt.

Auch was in zartern Seelen lebt,  
 Erfüllt oft das Gemüth mit jenem Wehmuth-  
 schauer,

Der, wie ein Ahnungstraum, in's innre Leben tritt:  
 Die Psyche brachte diese sanfte Trauer  
 Vom Scheidekuß der Götter mit.

Den frevelnden Dämon verfolgt dieser Glaube;  
 Er wandert durch den Wald; um ihn ist Nacht;  
 er lauscht,  
 Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern  
 Laube

Ein unsichtbares Leben rauscht.

Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube

Sagt Todeschauer ihm in's Ohr.

Ihn faßt ein pressendes Gezitter;

Aus schwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch,  
empor;

Es ist, als murmelten ihm schlafende Gewitter

In Träumen ihre Donner vor.

Was macht die Phantasie zum finstern Zauber-  
werke,

Die Furcht zum Nachtgespenst, daß aus den  
Büschen flagt,

Und auf den Hügeln wankt? Was ist es, daß  
die Stärke,

Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth versagt,  
Daß er vor lustigen Phantomen zittert?

Vor welchem Graun entfleht der prahlerische  
Spott? — —

Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn erschüttert;  
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt be-  
gleiten

Des innern Lebens Harmonie.

Zu Himmelsgeistern werden sie

In dem Gemüthe, das sie weiheten.  
 Sie sprachen uns mit leiser Sympathie  
 Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen  
 Thau.

Der neu besproßten Morgenaue,  
 Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.  
 Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten  
 Kinde

Die reine Menschheit dich umfängt!  
 Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt  
 der Sünde

Sich zwischen sie und Gott gedrängt.

O, mög' es in der Brust des Sünders  
 warnend schlagen,  
 Der sich mit frechem Thun dem zarten Knaben  
 naht!

Der Kindesreinheit fehlt das Wort, ihn anzu-  
 klagen;

Ihr heiliger Blick verurtheilt seine That!  
 Und, weh! kein Gott vermag, ihn zu erstaten,  
 Den süßen Morgentraum aus einer Friedenswelt,  
 Der vor dem Schatten flieht, vor jenem schwar-  
 zen Schatten,

Der von des Sünders Haupt ins junge Daseyn  
fällt.

Um unser Leben wandeln Kinder,  
Wie stumme Engel hin, an Lieb' und Unschuld  
reich;

Der göttliche Prophet, der große Heilverkünder  
Gebeut uns: „Werdet Kindern gleich;  
Denn ihres ist das Himmelreich.“ —  
Vergebens strecken sich — ist er einmal ge-  
schieden,

Der zarte, reine Kindesinn —  
Die Arme nach ihm aus, nach seinem süßen  
Frieden;

Der Engel ist entflohn, sein Himmel ist dahin! —  
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;  
Sie faßt ein Kind, und wähnt sich heilig über-  
schirmt. —

Du, Unschuld, reiner Strahl aus bessern Welten,  
Um dich ist Ruh, ob auch das Leben draußen  
stürmt!

Wer aber kann vom Graun der finstern Schuld  
befrein?

Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;

Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen  
Den Himmel erst zum Himmel ein.

Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Pur-  
purstelle

Das frische Morgenroth der neuen Tageshelle,  
Das unsern innern Tag ergänzt,  
Und leuchtender an schönen Seelen glänzt.

In dieser Glorie stand Hehra's Seelenteiden,  
Wie eine selig heitre Flur,  
Um welche Friedensgötter schweben.

Da war, von Ruh und Harmonie umgeben,  
Nur Heiligung die waltende Natur.

Wo Hehra wandelte, da weiheten  
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar.  
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,  
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,  
Der, selber nichts verschuldig, nichts bereuend,  
Mit einem Blick, den holdes Mitleid nährt,  
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön  
verzeihend,

Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.  
Ihr Rückschau war ein seliges Erinnern,  
Das, wie ein stiller Gott, vor ihrem Geiste stand,

Wenn ihre Ruhe sie in sich, in ihrem Innern,  
Ihr Leben nur in Andern fand.

Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:  
Sie war ihr eigener Stern im Graun der Finsterniß;  
Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,  
War eine heitre Nemesis.

Wo taumelt eine Seele durch Gefilde  
Der Lust, um die Betäubungsbüfte wehn?  
Sie schau' in dieß Gemüth! sie wird an Hehra's  
Bilde

Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,  
Die durch lauter Rosenhaine fliegt!  
Dein Gefühl ist eine Philomele,  
Welche sich auf vollen Nestern wiegt.

Zaubermächtig singen alle Räume  
Deines Lebens deinen Frieden ein;  
Deine Tage sind entzückte Träume;  
Du erwachst, — und bist mit dir allein!

Rausche fort in bunten Wirbelreigen:  
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!  
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,  
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;  
 Wie ein Geist in stiller Finsterniß,  
 Wird ein heilig Wesen dich belauschen:  
 Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines  
 Pfades Krümme

Sich drängend hin durch Labyrinth flieht?  
 Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,  
 Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,  
 So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,  
 Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.  
 Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;  
 Und zagend schaun wir zu den Höhen,  
 Wohin die Stimme ruft, hinan;  
 Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sen-  
 dung,

Und fordert und verbürgt die ewige Vollendung,  
 Das große, wunderbare Seyn,  
 Wo jene freiern Seelen wohnen,  
 Die sich mit unbefleckten Kronen  
 Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüt-  
 tern,

Wegweisend ein erhabnes Leben auf,

Wie eine Gottheit in Gewittern.

Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit  
Bittern,

Zur Jugendmajestät hinauf.

Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn  
einst auf,

Der größte Sokrates der Christen;

Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde  
Lüsten

Das hingetauschte Volk herauf.

Erhaben ging er durch die Jubelrufe,

Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn um-  
schlich,

Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten  
Stufe

Zum Todeshügel, von ihm wich.

Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!

Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.

Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen  
drohen?

Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen

Mit ihren Thaten in die Nacht!



Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?  
 Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —

Nur

Sein großes Ziel vermogt' er zu erstreben;  
 Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,  
 Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,  
 Die um große Seelen schwebt,  
 Und zur kühnen Selbstbefreiung  
 Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten:  
 Die erhabne Seele ruht,  
 Unter drängenden Gewalten,  
 Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,  
 Den ihr Flügelschlag besiegt,  
 Wenn auf dem betäubten Wolke  
 Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in solcher Hoheit thronend  
 Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,  
 Und, im eignen Himmel wohnend,  
 Keinen Himmel anzuschrein:

Den umfesseln Zaubergaben  
Eines reichen Zufalls nicht.  
O, der Freie trägt erhaben  
In der Brust das Weltgericht!

---



## I n h a l t

### d e s   s e c h s t e n   G e s a n g s .

---

**E**s waltet demnach eine zweifache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That.

Daß er mit einer Kraft zu freierer That ausgerüstet sey, beweiset im Allgemeinen seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitsinn an; sie offenbaren

aber auch zugleich den Mißbrauch seiner Kraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. Der Abfall in die Gewalt der Leidenschaft setzt die Freiheit voraus. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbei gestürmter, Begebenheiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft, und im innersten Bewußtseyn uns auffordert: das unverbrüchlich zu thun, was recht ist. Der römische Augustus, und Philipp von Spanien, der sehr lebhaft an den Tyrannen der neuesten Zeit erinnert, waren Beide mehr oder minder glückliche Völkerunterdrücker, Beide aber auch zugleich verbrecherische Sklaven ihrer Herrschbegierde. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List: erhaben und reich die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitsinn ist vervollkommnungsfähig. Besonders im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, wo Versuchungen reizen, und raue Begegnisse schrecken, bewährt sich diese Freiheit. Man denke sie sich aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheinet in ihm ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist mit sich selbst. Von den Forderungen der Tugend darf keine

Nede mehr seyn, und der Mensch tritt in dieser Vorstellung auf eine Thierstufe herab, wo der Instinkt ihm entzogen ist, der doch dem Thiere zu gute kommt. Das Thier irrt nie, gleich dem Menschen, der, von Außendingen und innern Anregungen gebrängt, hin und her schwanket: ein Schwanken, welches sich in seinen bessern Entschlüssen, wie in seinen Mißwahlen, offenbaret.

Sein Daseyn ist ihm in seine Hände gegeben: er kann es von sich werfen — ob er es solle: ist eine andere Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört — er kann es, weil er Mensch, weil er frei ist. Eine Thatsache der höhern Freiheit ist der Sieg, der für die Sache des Rechtes über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den mächtigen Lebenstrieb errungen wird. Die mit der Vernunft in Einstimmung gebrachten sinnlichen Neigungen sind eine liebliche Begleitung unsers Wandels: aus dieser Eintracht allein tritt das wahre Leben, das Leben der Freiheit hervor, welches nicht gänzlich untergehen kann; seines Daseyns Spuren mögen im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden: sie kommen in den Augenblicken der zurückgewonnenen Ruhe wieder zum Vorschein. Von der Höhe der Geistesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! Diese Freiheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts

sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Gluckhen, der die Tugend zum höheren, freieren Daseyn hinüber geleitet.

---

## Sechster Gesang.

---

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen  
Späher

Vom Dießseit noch einmal in's heitre Jenseit schaun,  
Dem müden Wanderer gleich, der, seinem Ziele  
näher,

Vom letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Au'n!

Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,

Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:

Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.

Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang  
erinnern:

Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem  
Innern;

Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.



Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich  
entfaltet,

Und grünt, und willenlos zerfällt;

Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,

Der Bürger einer Geisterwelt.

Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren  
Knoten

Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen  
liegt;

Und von der Welt der Kraft, zum Ringen auf-  
geboten,

Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend  
siegt.

Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der  
Sünde

Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.

Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft  
verkünde;

Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit  
offenbar;

Er reißt uns in den Streit, aus welchem immer  
freier

Und immer steigender, die Kraft des Geistes tritt;

Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feier  
Des Sieges, den der Held erstritt.

Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden,  
um zu werden.

Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die  
Erden,

Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.

Kein Wollen dort — sie sind Im Menschen  
lebt ein Wille;

Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen  
Fülle;

Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That;

Wir werden das, was wir zu werden lernten;

Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen  
Saat;

Was Menschen säen, werden Götter ernten:

Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch  
seine That.

Drum, wo wir stehn: wir stehn an einer  
heiligen Stelle,

Die zu dem seligen Beruf uns weiht,

Zu schöpfen aus der reinen Quelle

Der freien Lebensherrlichkeit.

Die Quelle wird zum Strom, und was an ihm  
gedeth't,

Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm ver-  
loren ;

Er trägt es hin zu einem sichern Port. —

Vermittlerinnen sind die Horen.

So wunderbar wird aus dem Hier das Dort  
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,  
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl  
umlodert ;

Und diese todte Wildniß fodert

Das Leben erst von unsrer Hand.

Wer Daseyn nur begehrt, den ruft vergeben'

Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn ;

Er lebt vom bloßen Pflichtheil seines Lebens,

Und giebt die volle Erbschaft hin.

Er schleppt, des Staubes Unterjochter,

Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.

Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,

Die heitre, freie Lebens Tochter,

Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die  
entflohn.

So laß dann in der Gegenwart  
Die hehre Zukunft uns umfassen!  
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch befangen  
In einem engen Kerker harret,  
Der höhern Freiheit harret, zu welcher wir berufen  
Und innig eingeweiht sind;  
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungs-  
stufen

Einst herrschte wild der Trieb; er brauste  
durch die Kreise,  
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,  
Und der Instinkt gebot; doch regte leis'  
und leise  
Sich in der Willführ schon der sanftre Menschen-  
sinn.

Und aus der Willführ trat der Wille

Der Mensch mit der Vernunft, der freie Mensch,  
hervor,

Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,  
Sanft aufgeblühte Flur verlor.

Da ward das Recht. Es -stieg empor zum  
Throne;

Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;  
Und die Vernunft gebot: sie war es, die  
die Krone

Der Majestät dem Rechte gab.

Nun ward es hell in jenen dunkeln Thalen,  
Wo die Vernunft den wilden Trieb besprach;  
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen  
In tausend Wunderfarben brach.

Die freie Geisteskraft, die ringend sich ent-  
faltet,

Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,  
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.  
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat,  
wie am Nil.

Schau hin nach jenen hoch berühmten  
Trümmern

Des Kapitols! Da trauert längst verwaist

Von Tagen, die nicht mehr den Erdfreis über-  
schimmern,

Ein furchtbar riesenhafter Geist.

Wir fühlen noch ein schreckliches Erinnern;

Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;

Vom Menschen ging er aus; von seinem Innern;

Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.

Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.

So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;

So geht ein Regulus — was auch Karthago  
droht —

Er geht, daß er das Wort des Römers nicht  
verleße,

Treu seinem innersten Geseze,

In einen schaudervollen Tod.

Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne,  
Blüte;

Um frei zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu ver-  
rucht. —

Die Freiheit flieht den Markt, und weiht im  
Gemüthe

Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt  
besucht.

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscher-  
 thron zu fluchen?  
 Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht  
 schon,  
 Daß sie das graue Recht entthront?  
 Die Freiheit, die wir draußen suchen,  
 Und die in unserm Innern wohnt.  
 O Gallien, du hast umsonst geschworen,  
 Ein freies Volk zu seyn! umsonst gestürzt den  
 Thron!  
 Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,  
 Aus nervenloser Brust war sie schon längst ent-  
 flohn!  
 Vollendet waltet sie in jenem Urgebilde,  
 Das vor der Ahnung schwebt; und unser Geist  
 empfing  
 Nur einen leisen Strahl aus ihrem Lichtgefilde,  
 Der, wie ein Mond, hier auf in unserm Leben  
 ging.  
 Dort leuchtet sie aus ihrer höchsten Fülle,  
 Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht, herab.  
 Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —  
 Wogt Tod und Leben auf und ab.

Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen  
Schleier

Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;  
Dann aber steigen Ungeheuer  
Aus seinem tiefen Schooß herauf.  
Weit schattende Gestalten schreiten  
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —  
Sie treten auf: hier Altes zu erneun,  
Dort neues Heil und Unheil auszustreun.  
Bald säuseln sie durch die Olivenblätter,  
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn;  
Bald rauschen sie dahin, wie dunkle Todesgötter:  
Und Völker müssen untergehn.

Ich schau' hinaus — und, ach! von öden  
Fluren

Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,  
Ein Schatten, welcher Elend heißt,  
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,  
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter  
weist.

Dort weist es hin dort rauchen noch die Trümmer  
Des Waldes, den die Flamme fraß!  
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer



Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.  
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Trauben-  
hügel.

Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und  
stumm!

Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Raben-  
flügel;

Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!  
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedens-  
palmen,

Ein Tempel Gottes sich erhob,  
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feierpsalmen  
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese  
Strafen?

Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese  
Wüstenei'n.

Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird  
den armen Sklaven

Der wilden Leidenschaft befrein?

Weh! mich ergreifen alle Schauer

Der Gegend, wo der Friede schwand!

Laß los! O, laß mich los, du Bild der Trauer!

Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,  
 Und führe mich durch sanftre Gänge,  
 Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn;  
 Und laß kein anderes Gepränge,  
 Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!

Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheide-  
 wände!

Verhonne den verruchten Geist,  
 Der wild und grausam die verschlungenen Hände  
 Der Menschen aus einander reißt!  
 Sieh, daß der Hüttner dießseit seines Flusses  
 Den Hüttner jenseit lieben darf;  
 Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses  
 Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!

Schau hin! wie tief dein Blick in die Ver-  
 gangenheiten

Hinunter späht: aus jeder Wüste starrt  
 Dich noch ein Denkmal an von schaudervollen  
 Zeiten,

Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.  
 Was immer war, wird immer seyn hienieden:  
 Warum empört uns noch die grause Heldeuzunft?  
 Warum begeistert uns, wie Frühlingswiederkunft,

Der süße Traum von einem ew'gen Frieden? —

Das ist die Stimme der Vernunft,

Die nimmer schweigt, die, trotz dem wilden Rufe

Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.

Wir stehn hier auf der ersten Stufe,

Wo seiner Vormundschaft uns der Instinkt entließ,

Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wohl oft bespricht, im Druck und Drang  
des Lebens,

Die Stimme der Vernunft vergebens

Den, seiner unbewachten Haft

Entrißnen, Sturm der Leidenschaft!

Da stürzet dann der Mensch in frevelndes Be-  
ginnen!

Wie unaufhaltsam stürzt er dem Verbrechen zu,

Wenn Aufruhr ist in allen Sinnen,

Wenn Sturm von außen, Sturm von innen

Das Leben aufjagt aus des Lebens Ruh! —

So wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer

Mehr oder minder, jene Kraft,

Die aus dem Menschen dort ein Ungeheuer,

Und hier ein menschlich Wesen schafft? —

O das sey fern! — Du hörst den Donner rollen:

Sein Flammenzorn ist sich des Zornes nicht  
bewußt.

Natur heißt sein Gesetz; nur in des Menschen  
Brust,

Da herrscht ein Selbstgebot, ein Geist, ein eignes  
Wollen.

„Wie?“ fragst du klagend, „ist das Loos des  
Menschen Krieg?

Daß nimmer Fried' um ihn, nicht in ihm Friede  
walte?“ —

Der Kampf ist sein Geschäft, daß sich die Kraft  
entfalte;

Beruf zu schwerem Kampf ist Ruf zu größerem  
Sieg.

Steh dort die heiligen Bekenner

Des christlichen Paniers auf Felsenboden stehn!

Kein Sturm der Wuth kann sie darnieder  
wehn;

Sie stehn auf sich, die hohen, freien Männer! —

Was Menschen konnten, kann der Mensch  
der freien Kraft:

Der Marter trokten sie — wir nicht der Leidens-  
schaft?

Der Sturm des Lebens, Freund, trägt Kronen  
auf den Schwingen,  
Und führet über unserm Haupt  
Hinweg den Siegerschmuck, so wir ihn nicht er-  
ringen.

Wer sich der Kraft im Dienst der Schwäche  
nicht beraubt,  
Und vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,  
Nur der ist frei — frei, wenn er unerschüttert  
Verwirft, was die Vernunft verwarf.  
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht  
darf.

Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;  
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:  
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,  
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu  
wandeln,  
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;  
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.  
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.  
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;  
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.

Ist denn August so arm, daß er, zu seinem Glücke,

Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder  
Wuth

Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke  
Vergießt der feile Sklav der edeln Römer Blut.  
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen  
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,  
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder  
schallen.

Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,  
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —  
Sein Auge nie in Ruh! sein Antlig kalt und  
bleich!

Er, der sein Volk erdrückt, und fremde Freiheit  
raubte,

Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich,  
Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner  
Seele,

In der, wie ein Gespenst in einer schwarzen  
Höhle,

Der Geist der Sünde schleicht; der Finstre horcht  
und lauscht

Auf jeden Schmeichelton, der seine Qual ver-  
rauscht. —

Mag er mit Majestät und Schrecken sich um-  
pflanzen:

Er ist ein Sklav der Furcht, wie hoch er sich auch  
stellt.

Er baute selbst, aus starren Lanzen,  
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.

Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer engen  
Riße

Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze  
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.

Ob auch das Glück an ihn sein Füllhorn ganz  
vergeude:

Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.

So elend ist die Macht! Doch er gebietet  
Freude —

Erwärmte sein Gemüth der Laumel fremder  
Lust? —

Betäub', entzückt ihn dann der Siegespomp! —

Ein dumpfes,  
Verwünschendes Geheul durchschreit, empört,  
Die rasende Vergöttrung des Triumphes,  
Die er — damit er sich nicht höre — gierig  
hört.



Erschrocken ist er, mit sich selbst zu sprechen;  
 Das Unheil stößt ihn fort; kein Ausweg ist mehr  
 sein;

Ihn faßte, mit der Hölle Pein,  
 Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen  
 So rettungslos verdammt zu seyn.

Ha! welcher Fluch verschwor ihn dem Verhängniß?  
 Nach Freiheit athmet er. Er flieht — wohin er  
 tritt:

Das kalte, eiserne Gefängniß  
 Der Lanzenwache nimmt er mit.  
 So fürchterlich allein, trotz seinem Dienerschwarme!  
 O, keine Brust, an der sein starres Herz erwärme! —

Auf! lüge dann, du stolze Leidenschaft,  
 Ihm Hoheit vor und Macht! — die hunderttausend  
 Arme

Von Sklaven nennt er schon vermessen seine  
 Kraft. —

Treu, wie die Tugend, hält der Frevel sein  
 Versprechen;

Was Leidenschaft gesät, gedeiht nur im Verbrechen;

Und aus Verbrechen reißt die innre Sklaverei.  
Wenn er kein Weiser ist, so ist kein König frei.  
Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;  
Sie selbst, und nur sie selbst, ist ihr Gewinn.  
Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang  
verhülle,

Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerin!

Laß immerhin die Grübler streiten!

Wer recht thut, der ist frei, um, zwischen Schmerz  
und Lust,

Zur Freiheit kämpfend fort zu schreiten.

Dies zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust;  
Und dieses nur bedarf der Pflege,  
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur ver-  
heißt.

Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt  
dem Geist:

Der Halbgott steht am Scheidewege.

Nimm weg die freie Kraft — und wag's,  
den Friedensbruch,

Der ewig uns mit uns entzweiet, zu entwirren!  
Dann ist der Mensch ein Widerspruch,  
Ein Thier ist er, und doch verdammt zu irren!

Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom:  
 Der Tugend dort, mit seiner Schattenwürde? —  
 Und warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom  
 Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Herr des  
 Thieres nur

Betritt mit schwanke'm Fuß die Pfade, die er  
 wandelt.

Warum? — Es ist der Mensch, der in dem  
 Menschen handelt;

Im Thiere waltet die Natur.

Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer  
 künftig.

Das Thier ist halb vernünftig durch Instinkt;  
 Indeß der Mensch, halb unvernünftig  
 Herab von seiner Würde sinkt.

Die Weltnatur ist nie mit sich im Wider-  
 streite;

Doch warum ist der Mensch von heute  
 Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern war? —  
 Die Freiheit leuchtet dur'elklar  
 In seinem Willen auf; er will und will doch  
 nimmer.

Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das  
Dort;

Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem  
eiteln Schimmer;

Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne  
fort.

Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch  
die Wonne:

Nie gänzlich wird in ihm die freie Kraft verdrängt;  
Nein! dieser Mond, der tief im innern Leben  
hängt,

Verfinstern mag er sich: ihn findet seine Sonne.

So ward dem Menschen dann ein freier  
Lebenssinn;

Was um ihn ist, es ward dem Daseyn hingegeben;  
Nur an den Menschen gab das Daseyn sich  
dahin.

Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,  
Das im Gefühl gedrückter Ruh erwacht,  
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,  
Wie Bandenruch, hinschleudert in die Nacht.

Den edeln Jüngling Bion drängte  
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,  
Das Daseyn sich um ihn verengte,  
Kein Retter seine Hand ihm bot:  
Da blizt' es auf in ihm, ein Leben weg zu  
werfen,  
Das eine Schandthat zu beflecken droht.  
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;  
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt  
den Tod.  
Doch will er nicht zu rasch hinaus in's Dunkel  
greifen;  
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;  
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;  
Entschlossen will er untergehn.  
Die dritte Nacht erscheint, schwarz wie die dunkle  
Pforte,  
Der sich der Jüngling kämpfend naht.  
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,  
Womit er seinen finstern Weg betrat.  
Es rieseln schauernde Gefühle  
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.  
„Noch ein Mal“ — ruft er aus — „hebt aus  
dem Flutgewühle

Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine  
Spur!

Zum letzten Male dann, ihr schönen Himmels-  
globen,

Zum letzten Male schaut zu euch hinaus mein  
Bild!

Der Weltengeist, der liebend euch dort oben  
An seinem Herzen trägt, stößt mich auch nicht  
zurück.

Nichts konnte von der Schmach mich retten,

Nichts, als die Flucht in's sichere Grab.

Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,

Natur, auf deinen Schooß hinab

Bedecke, Laub der wilden Nessel,

Ein dunkles Leben, voller Schmach!

Bedecke still die That, die eine harte Fessel —

Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!

Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht vor-  
über;

Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein  
finstres Wort!

Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Ofen dort

In meine Soel' ein Morgenblick herüber!

Vielleicht. — vielleicht — — Sey stark, mein Geist!  
wir müssen fort!" — —

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die  
That auch tadeln!

Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,  
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,  
Es rettend in den Arm des Todes wirft!

Das Daseyn fiel uns zu; die Freiheit wird  
errungen,

Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit  
siegt,

Beseigt den Lebenstrieb, wenn Sehra, ganz durch-  
drungen

Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.

Du bebst, du schauerst noch vor jener Uferstelle,

Wo kühn hinab die sanfte Sehra sprang,

Und mit dem Tod' und der empörten Welle

Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.

Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die  
Töne

Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.

Er fühlt die süßre Pflicht, und folgt der höhern  
Pflicht,

Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die  
Söhne

Den fordernden Gesetzen opfern läßt. —

Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen  
Seele;

Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle  
Des Sokrates ein lichtiges Götterfest.

Es ist nichts Heiligers und Schöners,  
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.  
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,  
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker  
trat!

„Das Leben, Kriton, wird zu theuer  
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Be-  
freier;

Und Ketten trägt die Frevelthat.“ —

So spricht der Mann der Kraft, der sich den  
Göttern naht.

Wie laut und wüthend auch die Schlangen drau-  
ßen zischen:

Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh.  
Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüschen  
Elysiums fliegt seine Seele zu.



Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres  
Leben.

Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern find,  
Durch dieß verschlungne Labyrinth,  
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.  
Wenn Hoheit unsern Busen hebt:  
Dann strömen sie die Glut auf unsre Wangen;  
Oft aber fallen sie gefangen  
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.  
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,  
Sie dürfen nur den Keim der Edeltbat  
Empor zur vollen Reife wärmen;  
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebensaat.  
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;  
Die Distel wuchert nicht hervor;  
Doch auch kein Fruchtbaum reift, und die erhabne  
Cedar  
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.  
Gefühle tanzen gern, im holden Zauber-  
schimmer  
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;  
Allein die ernstere Vernunft sey immer  
Die richtende Gebieterin,

bühret.

# Leiden schaft,

# Craft

Wehe,

# hemmt,

## Spuren,

Die unter Trümmern sich verlor.  
 Den Aufruhr drängender Naturen  
 Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespührt.  
 Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht ver-  
 drängen.

O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!  
 Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!  
 Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,  
 Und innig doch mit ihm vermählt,  
 Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem  
 Frieden

Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,  
 Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehns,  
 Das zu Götterthaten weicht,  
 Flieht der hehre Sohn Alkmenens  
 In den Schooß der Einsamkeit.  
 Tief im Herzen warme Schläge,  
 Fühlt er, was er soll und will;  
 Und an einem Scheidewege  
 Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler jetzt, und wieder heller  
 Schwebt ihm fern die Zukunft vor.

Ahnungsvoll, und schnell und schneller  
Walt ihm hoch das Herz empor.  
Wird ein Wunder sich entfalten?  
Ist ihm eine Gottheit nah?  
Zwei erscheinende Gestalten  
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,  
Wie der frische Blumenring,  
Der, vom ersten Thau befeuchtet,  
Um die junge Tellus hing.  
„Stehe!“ sprach sie, „was die Erde  
Süßes hat, ich weih' es dir,  
Sohn des Himmels; aber werde  
Mein Getreuer, folge mir!“ —

Zauber sprüht aus ihren Blicken;  
Und ein weicher Schummerdust  
Trägt ein taumelndes Entzücken  
Um sie her im Hauch der Luft.  
Halb dem Zauber hingegeben,  
Hat der Jüngling kaum Gewalt.  
Seine Blicke zu erheben  
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede:  
 Aber wie mit Schmach bedeckt,  
 Fühlt sich zitternd der Alcibe  
 Von der Tugend angeschreckt. —  
 „Keine Freuden goldner Tage,“  
 Spricht sie, „kann ich dir verleihn.  
 Rette, kämpfe, dulde, trage!  
 Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;  
 Sich besiegen aber weicht  
 Ihm die höchste Strahlenkrone  
 Himmlischer Unsterblichkeit.“ —  
 Und der Jüngling — schöner blühend  
 Stand er da vor der Natur,  
 Als er heilig sich und glühend  
 In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,  
 Willig Schwächern unterthan,  
 Geht der starke Sieger kämpfend  
 Seine große Heldenbahn.  
 Ungeheuer kämpft er nieder;  
 Aber seinem Frieden droht

Eine fürchterliche Hyder,  
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!

Weh! der freie Sieger fällt  
Uebervunden in die Garne,  
Die der Reiz der Lust ihm stellt  
Friede noch; allein Jole  
Tritt ihm in den Heldenlauf,  
Und er opfert dem Idole  
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,  
Stürzt herein das Mißgeschick.  
Grause That und Schmach und Reue  
Hängen an Jolens Blick.

Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,  
Mit Verrath und Meuchelmord,  
Aus des grauen Vaters Armen,  
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide  
Des Gewissens ihm an's Herz;  
Und der süße Lebensfriede  
Wandelt sich in wilden Schmerz.  
Schrecklich rafft er ihn zusammen,

Seines Geistes letzten Schwung;  
 Auf dem Deta in den Flammen  
 Blüht er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,  
 Was der Erdensohn verlor;  
 Die Verschattung sinkt darnieder,  
 Die Verklärung strahlt empor.  
 Schon der letzte Seufzer dringet  
 Aus der Sterblichkeit heraus,  
 Und die freie Seele schwinget  
 Sich in's Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle  
 Der Sterblichkeit die Götterspur,  
 Das Licht der tiefen Seelenfülle,  
 Der Glanz der höheren Natur.  
 Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen  
 Schimmer

Der Geistesfreiheit selig schaut,  
 O! wie erscheint ihm hier das Bild der bunten  
 Trümmer

Womit das Glück ein Glück zusammenbaut!  
 Der Thronkoloß stürzt ein zur grauen Schäfer-  
 hürde,

Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!  
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,  
Und fühle dich in deiner Geisteswürde  
Hoch über sie hinaus gestellt!

Der Tag verschied, er ging verstummend  
unter;

Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.  
Nun tritt hinaus in diese dunkle Pracht!  
Wie feierlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter  
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,  
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter,  
wandern!

Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!  
Und wie von einem Pol zum andern  
Die goldne Weltenkette hängt!  
Die Glanzgestalten ziehn still feierend auf und  
nieder.

Wißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden  
hier die Zeit?

O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit  
Streckt tief in's Ewige hinaus die Riesenglieder!  
Siehst du den Menschen noch vor dieser Flut des  
Lichts?



Dieß Anschau drückt, wie eine Bürde,  
 Den Menschen nieder in ein Nichts.  
 Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe  
 Geisteswürde,

Die stark umfaßt, was sie erkor,  
 Hebt über Welten ihn empor.  
 Sie sind die Kette der Naturgewalten,  
 Und ihr Beruf ist: zu entfalten  
 Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur,  
 Durch welche freie Geister wandeln.  
 Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf  
 ist: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle  
 Spur,  
 Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu  
 heben.

Verwandlung ward der Weltnatur,  
 Erhebung der Vernunft gegeben.  
 Wenn tief, und tiefer schon des Lebens Sonne  
 steht:

Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten  
 Lauben,

An denen schon die Zeit den letzten Kranz verweht,

Sie rettet sich hinauf zu ihrem Stauden,  
 Der, wie ein junger Held, durch die Verwüstung  
 geht,

Und zu der Jugend spricht: „Dein Kranz wird  
 nicht verwehen;

Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch  
 verschwand.

Die Jugend kann nicht untergehen,  
 Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel  
 fand.“ —

Tritt hin zur felerlich-geheimnißvollen Pforte,  
 Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhell't!

Da tönen noch die seelenvollen Worte:

„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geister-  
 welt!“ —

Dies war der letzte Ton von einem schönen Liede  
 Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.

Es war, als ob ein Engeltag verschlebe;

Der sanft in seine Ruh' die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,  
 Und träumend sinke die Erinnerung,

Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,

Auf jede Stelle deiner Huldigung!

Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch  
breche —

Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,  
Daß jeder Nachhall auch zu deinem Herzen spreche:  
„Die Tugend kann nicht untergehn!“ —

Und führe mich durch all' die reichen Blutengänge  
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing!  
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,  
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging!

Die Ruhe schwebe dort, wo Hephra zu dem  
Harme

Den Frieden in die Hütte trug!  
Und heilig sey der Raum, wo sie die offenen Arme  
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug;  
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Licht-  
gewölken

Umleuchtet, Hephra ging! geweiht das Ufergras,  
Wo sie, umblüht von jungen Angernekken  
Und holden Engellindern, saß!  
Und wo sie betete, da winden Epheuranken,  
Zur Tempelwölbung, sich am Lindenstamm hinauf!  
Da schreß' ein tiefes Graun erschütternde Gedanken  
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!

Dir aber säusle von der Lindenkühle  
 Der Friede zu, der sich in Jehra's Seel' ergoß,  
 Wenn die Begeisterung erhabner Gottgefühle,  
 Wie Harfenlaut, von ihren Lippen floß!

Ihr ganzes Leben war die sanfte Aeolsharfe,  
 Worin ein zartes Himmelsecho schlief;  
 Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,  
 Verwüstende Gestürm noch Harmonieen rief.  
 Und ihr Verstummen — welch ein ruhiges Ver-  
 schweben!

O, sanft entschlief ihr Tag; er hatte schön ge-  
 wacht!

Ein Genius — es war ihr Leben —  
 Trat leuchtend hin in ihre Nacht.  
 Du sahst es, wie vor ihm die Pforte  
 Des Todes schimmerte. Er nahte, wie die Ruh,  
 Und lächelte, und sprach geweihte Worte,  
 Sprach einen Engel seinem Himmel zu.

Gefeiert sey, vor allen Tempelstellen,  
 Der Hügel, wo sie ruht, in seiner Rosenluft!  
 Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.  
 O sieh! der Rasen bebt, als schlug' er Blumen-  
 wellen

\_\_\_\_\_

13

Himmliſcher den Himmel machen;  
 Dich begeistern wird nur ſie.

Wie ein weicher Flötenlaut,  
 Wird ſich eine That dir nennen,  
 Welche Lieb' und Stille ſchufen:  
 „Das iſt Hebra!“ wirſt du rufen;  
 O, dann wirſt du ſie erkennen  
 An dem Himmel, den ſie baut.

Ja, Freund, wir werden ſeyn, wir werden  
 noch des Schönen

Und Guten inniger und ſeligter uns freun;  
 Und lyriſcher wird unſer Leben tönen,  
 Mit ſchönen Seelen im Verein.  
 Dann wird dem edeln, frommen Späher  
 Der heilige Verhüllte näher  
 Und lichter, ſtilker wird's um ſeine Tugend ſeyn.  
 Erheben wird ſie ſich auf freierm Flügel,  
 Hin durch das neue Reich der Zeit;  
 Und heller ſtrahlen wird an ihrer Stirn das Siegel  
 Der heiligen Unſterblichkeit.

Unſterblichkeit! Gedanke, der du Leben  
 Und Licht in's Daſeyn ſtrahlſt, und über Zwei-  
 fel ſiegeſt!

Wie hoch kannst du den Menschen heben,  
Wenn du den Menschen überfliegst!

Unsterblichkeit! dir bringe dann die Blume  
Des Lebens ihren Purpur dar.

Du weihest, am Naturaltar,  
Es ein zu seinem Götterthume.

Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade  
lauscht:

Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle!  
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,  
Zur Ruhe deiner Geisterstille!

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;  
Und Schweigen ruht um längst versunkne Trümmer;  
Du trittst hervor in deinem leisen Schimmer,  
Wie eine rettende Gestalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thrán' entfließet,  
Mich zur Vergötterung hinauf.  
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,  
Ein Gott beginnt seinen Lauf!







# Anmerkungen.

---

## Zum ersten Gesange.

**S. 19. 3. 2. v. o.** Das Unternehmen des tapfern Korsen San Pibro gegen die Genueser, die Unterbrücker seines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit seiner Gattin, Vanina Ornano, und seinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freiheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugesprochenen, Güter zurückzugeben, wenn sie die Rückkehr Pibro's nach Korsika bewirken würde. Vanina schwankte, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Korsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Pibro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Pibro forderte trotzig vom Parlamente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück

zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdroffeln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht. — „Piedro“, spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?“ — Piedro ruft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzufügen, im Begriff gewesen sey, und — — erdroffelt sie mit eigener Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

§ 19 3. 5 v. o. Eumeniden — Nachegöttinnen.

§. 21. 3. 9 v. u. Pharos — ein Leuchtturm, der den Schiffen auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten, oder Klippen und Sandbänken, dient.

## Zum zweiten Gesange.

§. 29. 3. 8 u. 9 v. u. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Kugelfläche des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, welche die entgegengesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

- S. 46 Z. 7—12 v. o.** Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das sogenannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.
- S. 46 Z. 14 v. o.** Der Schwan — ein nördliches Sternbild, neben der Leier, in der Milchstraße.
- S. 47 Z. 8 v. u.** Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermesslichkeit von Sonnenwelten.
- S. 48 Z. 9 v. o.** Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen Brüdern, Kastor sey sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beide wurden unter die Sterne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.
- S. 48 Z. 10 v. u.** Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der größten und schönsten im Thierkreise.
- S. 48 Z. 6 v. u.** Lyra — ein nördliches Sternbild.

- S. 49 Z. 3 v. u. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem sogenannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.
- S. 49 Z. 3 v. o. Das Sternengewölz. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölz erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.
- S. 49 Z. 7 v. o. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelseite, im Sternbilde des großen Hundes.
- S. 49 Z. 11 v. o. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.
- S. 49 Z. 7 v. u. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, der uns nur selten ganz erleuchtet erscheint, und durch Fernröhre gewöhnlich sichelförmig am westlichen Himmel gesehen wird.

### Zum dritten Gesange.

- S. 73 Z. 1. v. o. Kassandra — eine Tochter des Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.
- S. 73 Z. 9 v. o. Peneus — Fluß in Griechenland.
- S. 73. Z. 6 v. u. Pellas — der alte Name Griechenlands.

S. 74 Z. 6 v. o. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden,

S. 75 Z. 2 v. o. „Erhabne Worte spricht der Hain“ u. f. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiter.

S. 75 Z. 5 v. o. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Seyn und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nachzuforschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die, nach ihrem Wunsch, ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Deltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlorenen Gott aufzusuchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich

von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämtliche Götter an der Vermählung Psyche's mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

### Zum vierten Gesange.

S. 88 Z. 8 v. u. Dryaden — Walbgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

S. 92 Z. 2 v. u. Der Altar — ein Gestirn am südlichen Himmel, unterhalb des Herkules.

S. 93 Z. 9 v. u. Die Krone — dem Arctur gegenüber.

S. 103 Z. 3 v. o. Las Casas war Bischof von Chiappa in Mexiko. Er gab im Jahre 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karl dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauerhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehrte, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der

Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern abzunehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer, absichtlich vergeblichen, Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

S. 106 Z. 12 v. o. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt von ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

S. 106 Z. 5 v. u. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

## Zum fünften Gesange.

S. 121 Z. 7 v. o. Fontenelle, einer der vorzüglichsten und würdigsten Schriftsteller der französischen Litera-



tur, erreichte ein Alter von hundert Jahren. Unter seinen prosaischen Schriften ist das Werk: *Entretiens sur la pluralité des mondes* mit Recht das berühmteste geworden. Man liest es mit großem Interesse, wenn gleich daraus die lebhaften Galanterien hinweg zu wünschen seyn möchten, welche sich mit dem ernstesten Geist des erhabnen Gegenstandes nicht recht wohl vertragen wollen. Fontenelle genoss bis an das Ende seines Lebens einer vollen körperlichen Gesundheit, so wie einer ununterbrochnen Klarheit und Heiterkeit des Geistes. Wenige Jahre vor seinem Tode empfand er eine Abnahme seines Gesichtes und Gehörs. *La modération* — sagt sein Biograph — *en faisant son bonheur, a sans doute contribué beaucoup à sa bonne santé et à sa longue vie.*

**S. 132 Z. 6 v. u.** Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Jugend! ist das dein Lohn?“

**S. 133 Z. 8 v. u.** Buffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

**S. 138 Z. 6 v. u.** Liberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heuchelei nicht durchzusehen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Caprea, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seitdem nicht mehr nach Rom zurück.

**S. 139 Z. 5 v. o.** „Sie (die Jugend) ist's, die schauernd auf in Alexander wacht“ u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin

und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von verrätherischen Persern getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld in Schutz nahm. Indes spricht diese Milde den Alexander nicht los von der Mordschuld gegen den persischen Monarchen, der, nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller, der gerechteste, würdigste Regent seiner Zeit war, und den Krieg Alexanders gegen Persien nicht herbeigeführt hatte.

**S. 143 Z. 9 v. u.** „Die Freplerin dort hört die Wetterwolke schelten“ u. f. w.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

**S. 146 Z. 4 v. o.** Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

---

### **Zum sechsten Gesange.**

**S. 159 Z. 1 v. o.** Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluthen des Styr, wodurch er, bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverlegbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

**S. 161 Z. 9 v. o.** Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Peshöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

**S. 161 Z. 10 v. o.** Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu raten, forderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fortzusetzen. Er sah voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte, aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

**S. 164 Z. 8 v. o.** Laren — Hausgötter, die auf dem Herde ihren Sitz hatten.

**S. 169 Z. 10 v. u.** Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opfereten, um sich auszugleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

**S. 170 Z. 5 v. o.** Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstere Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths,

und der Kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächstlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, forderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtbarste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

S. 178 B. 5 v. u. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Consul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

S. 182 B. 12 v. u. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverleugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Iolen, eine Tochter des Königs Eurpytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin,

ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurpytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurpytus rächte. Diese grause That bes Fleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurpytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurpytus, nahm Iolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Iole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie bes Fleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Deta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lobende Gluth; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

G. 183 B. 10 v. o. Tellus — die Erde.

**C. A. Tiedge's**  
**sämmtliche Werke.**

**Zweites Bändchen.**

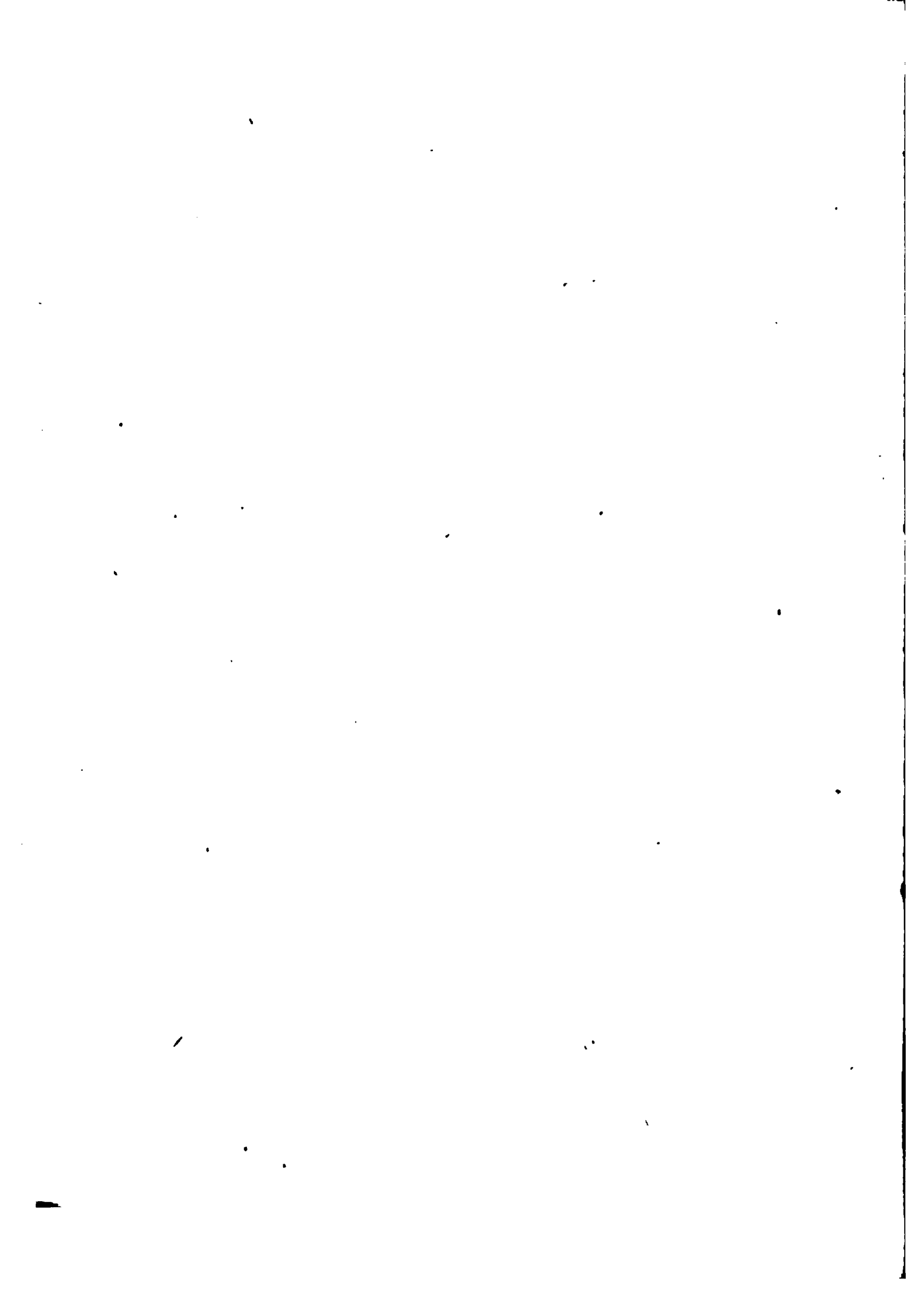
---

**Vierte Auflage.**

---

**Leipzig, 1841.**

**Kenger'sche Buchhandlung.**  
**(Fr. Goldmar.)**



## Inhalt.

	Seite
Morgenfeier . . . . .	1
Laura's Lied . . . . .	3
Die Feier . . . . .	5
Die Ueberraschung . . . . .	8
Die Entfernte . . . . .	11
Wiedersehn . . . . .	14
Laura's Tod . . . . .	16
Erinnerung . . . . .	21
Frühling . . . . .	23
Raisa . . . . .	25
Elis und Agle . . . . .	31
Die Blume der Lauenburg . . . . .	42
Robert und Klärchen . . . . .	48
Jenny . . . . .	53
Romanze . . . . .	56
Die Dämoneninsel . . . . .	58
Das Gespenst . . . . .	80
Die Orakelglocke . . . . .	83
Nacht der Gewohnheit . . . . .	86
Der Dämon . . . . .	90



	Seite
Die Echo . . . . .	91
Die Wittwe vom Ganges . . . . .	93
Rom . . . . .	96
Elegie auf dem Schlachtfelde bei Runnersdorf . . . . .	103
Die Mausoleen . . . . .	114
Entsagung . . . . .	118
Theodor Körner . . . . .	122
Die Betende . . . . .	126
Blume auf das Grab eines Kindes . . . . .	130
An die Natur . . . . .	132
Der Mittag des Lebens . . . . .	135
Der Abend . . . . .	139
Des Pilgers Nacht . . . . .	145
Des Pilgers Nachtlieb . . . . .	147
Hoffnung und Erinnerung . . . . .	148
Der Strom . . . . .	149
Abendfeier . . . . .	150
An den Schlaf . . . . .	152
Auf den Tod einer Sängerin . . . . .	154
Der stille Engel . . . . .	156
Salomonische Lieder . . . . .	157
Das schlafende Kind in der Laube . . . . .	163
An Karl. Bei Uebersendung der Schriften Luthers . . . . .	166
An meinen alten Grad . . . . .	172
An die Wahrheit . . . . .	178
Der Maitag . . . . .	180

---

## Alphabetisches Inhaltsverzeichniss.

A.	Seite
Abend war's, die Nachtblöde hauchte . . . . .	150
Auch Gebietern drohet ein Gebieter . . . . .	114
Auf dem Unger war's lustig, und duftig im . . . . .	48
Auf dem Berge dort oben, da wehet . . . . .	56

D.	
Da schlummert denn der Bögling der Ramönen . . . . .	125
Der wilde Krieg durchzieht das Land . . . . .	31
Der Frühling war gekommen, leise Lüfte . . . . .	23
Der Winter ist vergangen . . . . .	157
Dich, hoher Jüngling, liebt mein Herz . . . . .	3
Die Hoffnung, schön, wie unter Rosen, . . . . .	86
Die ihr in ihm ein zweites Dasein . . . . .	124
Die Nacht ist ernst, sie steht dort an der Pforte, . . . . .	145
Du, den meine Seele liebt, o sage, . . . . .	158

E.	
Ein Bauermädchen, hieß Brigitte . . . . .	83
Ein Dämon trat mit Stolz zu einem Throne . . . . .	90
Einen Tag vergess' ich nimmer . . . . .	8
Einst umsprangen mich geliebte Quellen, . . . . .	21
Ein Wetter raset durch das Dunkel . . . . .	25
Es blühten junge Myrtenriebe . . . . .	91
Es geht ein stiller Engel durch's Leben, . . . . .	156
Es saß ein erwählter, vertraulicher Kreis . . . . .	80
Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche . . . . .	149

G.	
Beliebtes Kind, noch kannst du nicht verstehn, . . . . .	166
Goldne Zeit, als durch die Gartenräume . . . . .	11

H.	
Heilig, heilig, wo die Tanne dunkelt . . . . .	126
Hier ging Laura; diese Lüfte, . . . . .	5
Hinweg mit der Grille . . . . .	180
Hochgegrüßt senst du Aurore . . . . .	1
Hoch prangte schon der Stamm der . . . . .	122

# VI

Seite

## I.

Ida schläft; mit jedem Buge . . . . .	165
Im duftigen Schatten der heiligen . . . . .	135
Im Lande wo die Palmen Schatten . . . . .	93

## L.

Laßt mich allein, verfolgende Gefühle . . . . .	132
Laura starb! o, naht euch sanft . . . . .	16

## M.

Meine Früchte sind gebrochen . . . . .	118
Mir blüht eine Stelle, die weihet ein . . . . .	148
Miron kam vom Opferfest . . . . .	58

## N.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln . . . . .	103
--	-----

## R.

Ruhig schlummre deine Hülle . . . . .	130
Ruht ihr weichen Seelen . . . . .	147

## S.

Schön ist mein Geliebter! Dort ging . . . . .	161
Schon glimmt von der Beleuchtung . . . . .	139
Seht ihr die alte Lauenburg . . . . .	42
Sohn der Nacht, laß um Elisen . . . . .	152

## T.

Tochter Gottes, Licht und Friede . . . . .	178
--	-----

## W.

Wenn heim die Heerden sind von . . . . .	53
Wer ist, die glänzend vor dem Volke . . . . .	162
Wiedersehn! Endlich tönt . . . . .	14
Wie heißt der Staub, auf den ich sinnend . . . . .	96
Wie still ist's in Idona's Halle . . . . .	154
Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben . . . . .	123

## Z.

Zu Ende geht hier Alles nach gerade . . . . .	172
---	-----

## Morgenfeier.

Hochgegrüßt sei du, Aurore!  
Fackeln deiner ersten Hore  
Leuchten roth durch's Morgenthor.  
Lebensathemzüge wehen,  
Und ein großes Auferstehen  
Rauscht vom Traum der Nacht empor.

Zarte Blüten taumeln nieder,  
Ueber die der Geist der Lieder  
Wie ein lindes Säufeln fuhr;  
Und aus einer weiten Laube  
Tönt und triumphirt der Glaube  
An die ewige Natur.

Holde Liebe flüstert leiser  
Aus dem Schatten junger Reiser  
Im Gesang der Nachtigall;  
Aber durch die lichten Räume

Schwärmen, wie entzückte Träume,  
Schwalben hin mit Jubelschall.

Lerchen jauchzen durch die Felder,  
Und gewaltig brausen Wälder  
Ihre lauten Chöre drein;  
Und, wie Opferflammenspitzen,  
Glühn die Berg' empor, und blicken  
In das feuchte Thal hinein.

Walle, Opferflamme, walle!  
In der großen Tempelhalle  
Ist die Erd' ein Weihaltar.  
Seht, die Priesterin, umringet  
Mit dem Festgepränge, schlinget  
Ihre Strahlenkron' in's Haar.

Ungethan mit Glanz und Fülle  
Tritt sie schon aus dunkler Stille,  
Ihrem Altar sich zu nah.  
Wolken, die im Ost entglühten,  
Streuen sich, wie Purpurblüten,  
Flatternd hin auf ihre Bahn.

Sei dann hochgegrüßt, Aurore!  
 Doch erwecket deine Hore  
 Die Verzweiflung aus der Ruh:  
 Winke dann der Freudelosen  
 Mit dem Kranze deiner Rosen  
 Eine heitre Hoffnung zu!

---

### Laura's Lied.

Dich, hoher Jüngling, liebt mein Herz,  
 Und muß es tief verhehlen!  
 O, könnte dir's ein Lüftchen nur,  
 Ein sanstes Lüftchen meiner Flur,  
 Im Abendhauch, erzählen!

Es sollte, wenn der Hain verstummt,  
 Und wenn Diana lüftern  
 Durch deine Buchenzweige schaut,  
 Wie ein verwehter Herzenslaut,  
 Um deine Laube flüftern.

Es sollte deinem Athemzug  
 Im Frühlingsduft begegnen,  
 Und Blüten, hell, wie Mondenlicht,  
 So leise, wie die Liebe spricht,  
 Auf dich hernieder regnen.

O, schweigend ruhe dann das Spiel  
 Der lauen Abendwinde,  
 Daß ein bethautes Blütenblatt  
 Die Stelle seiner Lagerstatt  
 An deinem Herzen finde!

Dann würde dir dieß sanfte Bild  
 Vielleicht die Seel' erschüttern,  
 Und eine liebende Gestalt,  
 Von säuselndem Gezweig' umwallt,  
 Durch deine Laube zittern.

Umfangen würde dich vielleicht  
 Ein wunderbares Ahnen;  
 Es würd' an den Platanengang,  
 Voll Ruh und Nachtigallgesang,  
 Dich die Erscheinung mahnen.

Dort sah ich dich: und plötzlich war  
 Mein Blick, mein Herz umfassen;  
 Das Lied auf meiner Lippe schwieg,  
 Und eine helle Röthe stieg  
 Mir heiß auf beide Wangen.

Die schönsten Blüten flatterten  
 Um dich, wie goldne Horen.  
 Dich sah ich nur, dich dacht' ich nur;  
 Verschwunden war mir die Natur,  
 Ich selbst in Nacht verloren.

---

## Die Feier.

Hier ging Laura! Diese Lüfte  
 Haben heilig sie berührt,  
 Haben ihr die Opferdüfte  
 Schöner Zweige zugeführt.



Im Geflüster dieser Blätter  
 Trat sie hin an diesen Bach;  
 Und, wie junge Liebesgötter,  
 Flogen ihr die Blüten nach.

Wie mein Aug' an dieser Fülle,  
 Wie es an dem Schleier hing,  
 Der, gleich einer Knospenhülle,  
 Ihren Rosenlenz umfing!  
 So verhüllt in ihren Schleier,  
 Und noch mehr in sich verhüllt,  
 So steht ewig vor der Feier  
 Meiner Huldigung ihr Bild.

In den schlanken Pappelzweigen  
 Sanft vom Abendwind umwallt,  
 Seh' ich jedes holbe Neigen  
 Ihrer schwebenden Gestalt;  
 Auf dem Apfelblütengange  
 Ruht mein Blick, als wiegten ihn  
 Blumen, welche Laura's Wange,  
 Leis' erröthend, überblühn.

Jeder blaue Stern der Quelle,  
 Sanft, wie Huld, und klar, wie Licht,  
 Malt ihr Auge mir, dieß helle,  
 Geistige Vergißmelnicht;  
 Und die zarte Anemone,  
 Bricht sie aus der Knospe vor,  
 Gleicht dem Munde, den zum Throne  
 Sich die Lieblichkeit erfor.

Wehet im Violengrunde  
 Ihres Athems Lispel nicht,  
 Der: „ich schwebt' auf ihrem Munde“ —  
 Stolz zu meiner Ahnung spricht?  
 Hör' ich nicht, wenn Philomele  
 Durch die Pappeln triumphirt,  
 Ihren Ton, der aus der Seele  
 Mir die Stille weggeführt?

Feiern will ich jene Quelle,  
 Die den holden Blick empfing,  
 Weißen jede Rasenstelle,  
 Ueber die ihr Wandel ging.

Da, da will ich niedersinken,  
 Wie am heiligsten Altar;  
 Will den Hauch der Lüfte trinken,  
 Der vielleicht ihr Athem war.

---

## Die Ueberraschung.

Einen Tag vergeß ich nimmer,  
 Einen Tag, voll Licht und Glanz;  
 Roth umfloß der Abendshimmer  
 Seinen grünen Frühlingskranz.  
 Laura trat im weißen Schleier,  
 Wie das Leuchten eines Strahls,  
 Sinnend trat sie in die Feier  
 Meines schönen Ulmenthals.

Löne hört' ich fern verhallen;  
 Laura sang in das Getön  
 Grün verhüllter Nachtigallen:  
 „Schön ist Gottes Erde, schön!“

Und die hellen Blüten schwebten  
 Taumelnd über sie herab;  
 Aber ihre Töne bebten  
 Mir im Herzen auf und ab.

Wie von weicher Luft getragen,  
 Kam die schöne Wandlerin!  
 O, sie kam aus Blumentagen,  
 Ging zu Blumentagen hin!  
 Solche Heiterkeit, gemildert  
 Durch den Schleier, floß, wie Licht,  
 Das den innern Frieden schildert,  
 Um ihr liebliches Gesicht.

Blicke, welche sie umflogen,  
 Bienen gleich am Lindenhain,  
 Wurden lichte Traum', und sogen  
 Himmelsphantasieen ein.  
 Dieses Lächeln auf der Wange!  
 Diese Stirn, voll Frühlingsinn!  
 Welch Gefühl! ich sah ihr lange,  
 Lange nach! sie schwand dahin.

Flammen eines Purpurbandes  
 Schlugen, lieblich hell, hervor  
 Aus den Falten des Gewandes,  
 Das im Grase sich verlor,  
 Und sich, wie ein weißes Wölkchen,  
 Das die Huldgestalt umfloß,  
 Kaum berührend, auf ein Wölkchen  
 Nickender Violeu goß.

Lüfte, die den Schleier trugen,  
 Herrschten ruhig durch den Hain;  
 Nur die Nachtigallen schlugen  
 In das stille Fest hinein:  
 Denn hier wandelte die reine,  
 Schimmernde Gestalt; ihr Blick  
 Rieß in diesem Feenhaine  
 Seligkeit und Glanz zurück.

Heller wird der Lenz hier blühen,  
 Heller blühend einen Pfad  
 Durch den grünen Tempel ziehen,  
 Den die Herrliche betrat.

Da, da seh' ich noch sie schweben  
 Durch das dunkle Grün des Thals,  
 Wie das schöne, stille Leben  
 Eines hohen Ideals.

Unvergesslich sah ich immer  
 Ihr entschwebendes Gewand,  
 Bis der letzte, weiße Schimmer,  
 Wie ein schöner Traum, verschwand!  
 Und der reiche, unermesslich  
 Phantasieenreiche Hain —  
 Unvergesslich, unvergesslich  
 Wird er meinem Herzen sein.

---

## Die Entfernte.

Goldne Zeit, als, durch die Gartenbäume,  
 Mir die Nachtigall entgegen schlug,  
 Und das Leben mich, durch lichte Räume  
 Himmelblauer Frühlingstage, trug!

Debes Ziel nach einer schönen Reise,  
 Die voll Frucht- und Blumenkronen hing!  
 O wie war's, als ich, in Laura's Kreise,  
 Hoch umher, wie ein Bekränzter, ging!

Sonnig stiegen vor mir Höhn und Tiefen,  
 Wie ein Meer von Blumen, ab und auf;  
 Kränze winkten, Götterstimmen riefen  
 Triumphirend die Begeisterung auf;  
 Und die Seele fühlte sich erhaben,  
 Reich das Herz. Und nun! was bin ich nun?  
 Was Vergötterungsaugenblicke gaben,  
 Mußte das auf Augenblicken ruhn?

Wie ein Geist, der von dem Wiederhalle  
 Seines Lebens und vom Schatten lebt,  
 Irr' ich stumm und einsam noch um alle  
 Jene Stellen, wo einst sie geschwebt.  
 Da, wo Lön' und Blüten sie umwallten,  
 Fühl' ich noch ein geistig lindes Wehn.  
 Und dann ist's, als seh' ich die Gestalten  
 Großer Tage vor mir auferstehn.

Weinend ruf' ich jene sanften Schauer  
 Ihrer Laub' in mein Gefühl herein;  
 Und sie flößen dann der tiefen Trauer  
 Meiner Thränen Seelenhöhe ein.  
 Dann beschleicht es mich, mit leisem Glanze;  
 Hell erscheint die hohe Freundin mir,  
 Mit dem grün und weißen Mädchenkranz;  
 Meine ganze Seel' ist Traum von ihr.

Wenn ich dann so fern die Galtin glaube:  
 O dann flüstert's meinem Herzen zu:  
 „Blick' empor! die weite Sternenlaube,  
 Welche dich hüllt, deckt auch ihre Ruh.“  
 Ja, das ist das Traumbild, das den Schwachen  
 Immer täuscht, und das er immer liebt!  
 Geist des Lebens! laß mich aufertwachen  
 Zu dem Leben, welches Laura giebt!

---



## Wiedersehn.

Wiedersehn!

Endlich tönt dir mein Willkommen!  
 Meine höchsten Huldigungen  
 Sollen dir entgegen wehn!  
 Endlich hab' ich dich errungen!  
 Hell, wie Frühlingsauferstehn,  
 Leuchtest du, o Wiedersehn!

Wiedersehn!

Neues, rosenvolles Leben!  
 Noch verhüllet dich ein Schleier;  
 Aber er wird niederwehn,  
 Und du wirst, zur Krönungsfeier,  
 Hell aus deiner Wolke gehn.  
 Laura werd' ich wiedersehn!

Wiedersehn!

Ja, ich werd' in deinem Lichte,  
 Heller Strahl aus dunkeln Nächten,

Hoch in deinem Lichte stehn!  
 Welche Kronen soll ich flechten?  
 Wie soll ich dein Fest begehn,  
 Wonnevolles Wiedersehn?

### Wiedersehn!

Dir gebühret Harfenfeier!  
 Lindenblüten, taumelt nieder  
 In das festliche Getön!  
 Töne meiner Herzenslieder  
 Sollen dich im Duft umwehn,  
 Hochwillkommnes Wiedersehn!

### Wiedersehn!

Sieger mögen, ruhmbe laden,  
 Unter zugeworfnen Kränzen,  
 Stolz durch Volksgepränge gehn!  
 Bluttrophäen mögen glänzen!  
 Sanft, wie Harfenlispel wehn,  
 Ist der Liebe Wiedersehn.

### Wiedersehn

Ist der Liebe schönste Feier.  
 Gebt mir Kronen! Rosenkronen!

Meine Königin soll schön,  
 Wie die Lieb', in Rosen thronen!  
 Opferduft soll dich umwehn,  
 Feierliches Wiedersehn!

---

### Laura's Tod.

Laura starb! o, naht euch sanft, ihr Lenze!  
 Weiße Blumen streut auf ihre Gruft!  
 Und, im Lispel der beseelten Kränze,  
 Schwebt heiliger die Abendluft!  
 Engel! schmückt die Amaranthenlaube,  
 Die den neuen Himmelsgeist empfing!  
 Meine Seele wohne bei dem Staube,  
 Der um Laura's Erdenwandel hing!

Ach! die Erdenwelt kann nicht erstatten,  
 Was in ihr die Engelwelt verlor!  
 Aus erloschenen Tagen schweben Schatten  
 Meiner abendlichen Träuer vor,

Daß ich mich an diese Todten reihe;  
 Und die Gruft, wo meine Trauer wacht,  
 Sei der Altar meiner höchsten Weihe,  
 Sei die dunkle Feier meiner Nacht!

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,  
 Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,  
 Und melodisch, wie die Harfenseele,  
 Lispelt dort die Abgeschiedenheit!  
 Sanfter, stiller wird das Herz dort brechen,  
 Am zerfallnen Huldigungsaltar:  
 Da will ich, zur Stille will ich sprechen,  
 Was sie war, die hohe Laura war.

Ja, sie war mir, was die guten Götter  
 Dem verlassnen Erdensohne sind:  
 Sonnenschein in dunkelm Lebenswetter,  
 Das aus nächtlich finstern Urnen rinnt.  
 Sanft war sie, wie Luft vom Blumenhügel  
 Ihre Huld, wie Duft der Liljenflur,  
 Und ihr Geist ein unbefleckter Spiegel  
 Der, durch sie verherrlichten, Natur.

Jede Wahrheit, die sich mir bewährte,  
 Strahlte schöner mir ihr Geist zurück;  
 Alles, was ich that und litt, verklärte  
 Sich in ihrem engelreinen Blick.  
 Leite dann, o Wehmuth, mich zur Laube,  
 Welche Laura zärtlich auferzog;  
 Wo — wie unvergeßlich! — oft ihr Glaube  
 Der Vergötterung entgegen flog!

Sey mir heilig, kleine, grüne Pforte,  
 Wo sie mir ein Myrtendenkmal brach,  
 Und mit weihendem Gefühl die Worte:  
 „Laß uns selig sein!“ — begeistert sprach —  
 „Selig unter diesen Rosen wohnen!  
 Ja, es war wohl eines Gottes Ruf,  
 Der den Frühling und die Rosenkronen  
 Und den Himmel und die Liebe schuf.“ —

Gott zu schauen in den Sonnengleisen,  
 Und im Weilchen, das im Schatten keimt,  
 Im Orkan, der auffährt, und im leisen,  
 Holden Lüftchen, das in Liljen träumt:

Diese Wonne flammt' ihr im Gesichte;  
 Die Natur, zur Priesterin geweiht,  
 Stand verklärt, im Sommerabendlichte,  
 Zwischen ihr und Gottes Herrlichkeit.

Da, da neigte sich das Taggetümmel  
 Zum verstummenden Gefühl hinab.  
 Hob die Fromme mich empor zum Himmel?  
 Oder zog den Himmel sie herab?  
 Nichts vernahm ich von dem wilden Losen,  
 Vom Gewühl der fluchbeladenen Zeit;  
 Ruhe ging, im Schatten ihrer Rosen,  
 Wie der Liebe stille Seligkeit.

Mußte solche Harmonie verhallen?  
 Dedes Leben! der bewölkte Mond  
 Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,  
 Wo ein klagereiches Echo wohnt.  
 Jene Luft, die einem Liljenbeete,  
 Mit dem süßen Raube, sich entschwang,  
 Und durch ihre Rosenzweige wehte,  
 Zittert schweigend durch den Laubengang.

Komm und rausche durch die Rosenzweige!  
 Komm und hauch' in ihren Opferduft,  
 Daß so schrecklich nicht die Stille schweige,  
 Einen Seufzer nur, o Abendluft!  
 Einen Seufzer, gleich dem tiefen Schauer,  
 Der um Laura's letzte Stunde floß,  
 Jene Stunde, die mit Nacht und Trauer  
 Mein verlaßnes Dasein übergoss!

Da schon Dunkelheit ihr Auge deckte,  
 Als sich los ihr heilig Leben wand,  
 Ihre Heimath dort schon war — da streckte  
 Sie zum letzten Mal nach mir die Hand —  
 Und — ein schönes Dasein war vorüber! —  
 O, du Thräne, die dem Aug' entschleicht,  
 Brenne nicht so! dort — von dort herüber  
 Hat ein Engel mir die Hand gereicht.

---

## Erinnerung.

Einst umsprangen mich geliebte Quellen,  
 Als ich durch das Blumenleben ging,  
 Das mit seinem Frühling um die Stellen,  
 Um die Mahle schöner Tage hing.  
 Anders klang das Lied der Nachtigallen,  
 Und des Waldes Tiefe minder hohl:  
 Welche Lieder hör' ich jetzt? in allen  
 Tönt mir Laura's sanftes Lebewohl!

Wenn die Mitternacht den Schlummerlosen  
 Dicht umringt mit ihrer Einsamkeit,  
 Oder wenn der Morgen seine Rosen  
 Durch das Fenster auf mein Lager streut:  
 O, Erscheinung aus verblühten Tagen!  
 Weich umwaltet, wie ein Wolkenfaum,  
 Den die jungen Morgenwinde tragen,  
 Dann ihr Schleier meinen wachsten Traum.

Aber sie — wo ist der Glanz der Quelle,  
 Welchen sie mit ihrem Lächeln schmückt?  
 Wo der Garten? wo die Lieblingsstelle?  
 Wo der Strauch, dem sie die Blum' entpflückt?



Wo der Wald, und wo des Waldes Tiefe,  
 Der ihr Herz sich in die Arme wirft? —  
 O, ihr, meine Lieder, meine Briefe,  
 Glückliche, wenn ihr sie begleiten dürft!

Haucht ein leises Schauern in die Düste,  
 Wo die Ros' im Abendlichte nickt!  
 Athmet Wehmuth in den Kuß der Lüfte,  
 Der sich kühl auf ihre Wange drückt:  
 Dann vielleicht, dann blickt sie zu dem Sterne,  
 Den sie kennt und liebt; und diesen Blick  
 Strahlt das Huldgestirn, aus seiner Ferne  
 Widerscheinend, in mein Herz zurück.

Welche Debe, wenn mich die Geschichte  
 Lauter Tage freudenlos umrauscht,  
 Bis ich in den Schooß des Waldes flüchte,  
 Wo kein fremdes Leben mich belauscht!  
 Ach, da harr' ich, bis der Abend dunkelt,  
 Bis die Nacht mit ihrer Sternengluth,  
 Durch die Wölbung meiner Buchen funkelt,  
 Wo sonst alles, nur mein Herz nicht, ruht!

---

## Frühling.

Der Frühling war gekommen; leise Lüfte  
 Vom Mittaglande streiften warm herein,  
 Und schlugen weckend an die kleinen Gräfte  
 Der Blumen in dem frühen Hain.

Schon ward es laut an Hügeln und in Thalen;  
 Da stückte sich ihr Festgewand die Au;  
 Und durstig tranken schon die Morgenstrahlen  
 Aus goldnen Krokosbechern Thau.

Es füllte sich das Laubdach grüner Hallen,  
 Durch die so hell herein der blaue Himmel sah;  
 Und einzeln riefen frohe Nachtigallen:  
 „Steh auf, Gesang! der Lenz, dein Freund, ist da!“

Nun kam zur Nachtzeit, aus des Nordens Wüsten,  
 Ein Sturm, und riß den Hain aus seiner Ruh:  
 Da schlossen Blumen, die sich froh begrüßten,  
 Die holden Augen wieder zu.

Der Morgen wird den Sonnempfang vermissen;  
 Die Nacht beging den finstern Tempelraub;  
 Ein Nordsturm hat es kalt hinweggerissen,  
 Das kaum entsproßte, frische Laub.

Wohin mit deinen Nachtigallenstunden?  
 Wohin, o Lenz, mit deinem Rosenlicht? —  
 Ein Frühlingstag ist — eh' er kam, verschwunden;  
 Jedoch mit ihm verschwand der Frühling nicht.

O Bild des Lebens! mich umfassen  
 Die stillen Schatten der Vergangenheit!  
 Viel theure Menschen sind von mir gegangen;  
 Entlaubt und arm ist meine Zeit!

Ach! Scheidestunden sind das herbe Wetter,  
 Das nächtlich, wie ein tief verhüllter Geist,  
 Durch unsre Gärten fährt, und frische Blätter  
 Vom grünen Baum des Lebens reißt.

So kann und darf nichts Heiliges verwehen!  
 Versinken nichts, was Himmelsblüten treibt!  
 Ob auch hinweg geliebte Menschen gehen:  
 Die Liebe selbst, die hohe, bleibt!

---

## Kaifa.

Ein Wetter raset durch das Dunkel  
Der Nacht, die donnernd wiederhallt ;  
Vom Himmel blickt kein Sterngefunkel,  
Und Regens Sturm zerreißt den Wald.

Ein jedes Leben ruht geborgen,  
Und bang' verkriecht sich jeder Wurm ;  
Nur Kaifa trägt ein Herz voll Sorgen  
Hinaus in den empörten Sturm.

Sie hört nicht, wie vom Donnerschlage  
Die weite Felsenkste brhnt ;  
Sie hört nur sich, nur ihre Klage,  
Die aus der tiefen Brust ertönt.

Und dunkler, als der Himmelsbogen,  
Ist von dem nchtlch finstern Schmerz  
Ihr schönes Jugendaug' umzogen,  
Und laut und ängstlich schlägt ihr Herz.

Sie reißet sich durch den verworrenen,  
Durchnästen Busch, und ihre Brust  
Und ihren Hals zerfleischen Dornen;  
Doch fühlt sie nicht den Blutverlust.

Am Meere ragt ein Felsenrücken  
Vor allen Höhen schwarz hervor,  
Da windet, zwischen Felsenstücken,  
Die arme Kaisa sich empor.

Sie blickt, vom lauten Sturm umfungen,  
Hinunter in die grause Wuth  
Besäumter Wellen, und die Schlangen  
Der Blitze zischen auf der Fluth.

Die Fischer — trotz dem wilden Grimme  
Des Sturms, der mit den Wellen rang —  
Vernehmen Kaisa's süße Stimme,  
Die von dem Felsen her erklang.

„Ach, weh mir! weh! ich bin verloren!  
Sieh her, wie mich der Schmerz zerfleischt!  
Ach, hättest du mir nie geschworen!  
Wie grausam hast du mich getäuscht!“

„Du, den mein Blick so freundlich grüßte,  
Wie Blumenglanz und Sonnenschein,  
Du lässest jetzt, in dieser Wüste  
Der Dunkelheit, mich so allein!“

„Ach, könntest du das Weh ermessen,  
Das mich erdrückt mit seiner Schmach!  
Komm, komm zurück! ich will vergessen,  
Was mir das Herz im Busen brach!“

„Eh' du erschienst, war Blumenlesen  
Mein Thun, und Unheil kannt' ich nie.  
Bei Gott! ich war ein glücklich Wesen!  
Die Eltern liebten mich, ich sie.“

„Du kamst! ach, da vergaß ich Beide,  
Vergaß mein Jugendspiel, und hing  
An dir, du meine Augenweide,  
Du, der mein ganzes Herz umfing!“

„Es war, als ob das Wort der Liebe,  
Dieß süße: „„Kaisa, du bist mein!““  
Die Seel' aus meiner Seele triebe,  
Und in die deinige hinein.“

„Ein Engel sprach aus deinen Mienen,  
Ein Bild von Gottes Herrlichkeit  
War mir in deinem Blick erschienen!  
Ich lebe in einer neuen Zeit!“

„O, hätte doch, im süßen Hoffen,  
Bestrahlt von deiner Augen Licht,  
Der Streich des Todes mich getroffen:  
So wüßte ich untreu dich doch nicht!“

„Für Kaisa ist nun kein Erbarmen,  
Kein Hoffungsstrahl! Dir ruht fortan  
Ein andres Mädchen in den Armen,  
Das buhlend dich mir abgewann!“

„Ich lag und träumte in süßem Frieden,  
Dich hielt im Arm die Träumerin!  
Ich faßte Luft; und mit Chroniden  
Entfloh die fremde Buhlerin!“

„Laut rief ich aus! „O hätte ich Flügel,  
Um meinem Liebling nachzuziehen!“  
Ich eilte hinaus, bestieg die Hügel —  
Und, welch ein Schmerz: ich sah dich fliehn!“

„Dir, süßer Freund, gab ich mein Leben,  
 Als du mit Liebe zu mir kamst!  
 Komm, mein Chronid, zurückzugeben,  
 Was du mit dir von dannen nahmst!“

Sie sprach's und stürzt bewußtlos nieder;  
 Gehemmt ist ihres Blutes Lauf;  
 Kalt bebt der Tod durch ihre Glieder;  
 Doch endlich schreit sie wieder auf.

„Schau, wie sich meine Sinn' empören!  
 Mein Odem röchelt dumpf und hohl!  
 Du hörst nicht, willst mich nicht mehr hören:  
 So sei es dann — leb' wohl! — leb' wohl!“

„Schwarz ist die Welt, wie eine Höhle,  
 Das Leben eine lange Pein;  
 Nach Ruhe dürstet meine Seele:  
 Ihr wilden Fluthen fargt mich ein!“ —

Sie stürzet in die Fluth ihr Leben!  
 Chronid, dir galt ihr letztes Ach!  
 Ein Donner, daß die Felsen beben,  
 Ruft ihren Tod dem Flüchtling nach.



Jetzt richtete die innre Strafe  
 Sich in Chronidens Brust empor;  
 Sie schreckt ihn nächstlich aus dem Schläfe,  
 Und führet Kaisa's Bild ihm vor.

Ihn faßt die Wuth der finstern Reue,  
 Zerstört sein ganzes Lebensglück.  
 Er weint; doch seine Vielgetreue  
 Weint er vom Tode nicht zurück.

Er fluchet seiner neuen Liebe,  
 Reißt los sich von Ludmillens Hand,  
 Als ob ein böser Geist ihn triebe.  
 Er flieht, und seine Spur verschwand.

## Lisas und Agle.

Der wilde Krieg durchzieht das Land,  
Den Fluch des Schicksals auszusprechen,  
Zerreißt so manches zarte Band,  
Und reiht Verbrechen an Verbrechen!  
Auch über dich, o Agle, kam  
Ein langer, thränenvoller Gram:  
Der Krieg entriß dir, ohn' Erbarmen,  
Entriß den Gatten deinen Armen.

Nur dreißig Monden hatte kaum  
Das Glück der Liebenden gedauert,  
Da schwand der süße Lebenstraum,  
Und Agle weint, und Lissas trauert!  
Er mußte fort in's Niederland;  
Denn König Ludwig war entbrannt,  
Den Stolz des Kaiserthrons zu dämpfen,  
Und Oestreichs Heere zu bekämpfen.

Da zog der arme Lika hin  
 Mit seines Königs Waffenschaaren,  
 Versprach der Gattin, treuen Sinn  
 Für sie im Herzen zu bewahren.  
 Ihm ruft der Ton des Trommelschalls;  
 Das Knäbchen hängt ihm an dem Hals;  
 Und wer beschreibt, was Ugle leidet?  
 Ihr Freund, ihr Schuß, ihr Gatte scheidet!

Die Sanfte weinet: „Nimm dieß Buch,  
 Dieß fromme Liederbuch voll Segen,  
 Den Haarring und dieß Busentuch,  
 Und denke mein auf allen Wegen!  
 O daß ich, wenn du blutest, dann  
 Nicht deine Wunde küssen kann!  
 Um dich sei Gott und sein Erbarmen!“  
 Stumm wankt ihr Mann aus ihren Armen.

Fortan war oft ihr Angesicht  
 Mit hellen Thränen überschwommen.  
 Das Knäbchen stammelt: „Weine nicht!  
 Der Vater wird bald wieder kommen.“

Und wenn das holde Kind so sprach:  
 Dann war's, als ob das Herz ihr brach,  
 Als ob der kalte Tod sie faßte;  
 Sie bebt' und ihre Wang' erblaßte.

Ihr schien der Tag so todt und leer!  
 Des Nachts befragte sie die Sterne,  
 Sie kam zu keinen Festen mehr,  
 Denn all' ihr Heil verhüllt die Ferne!  
 Sie schloß sich in ihr Kämmerlein,  
 Für ihren treuen Eikas, ein,  
 Daß sich ihr Herz ihm treu bewahre.  
 So schwanden Monden hin und Jahre.

Der Garten grünt im Frühlingshauch;  
 Und Eikas pflanzte dort die Laube!  
 Ihr blüht vergebens Baum und Strauch,  
 Vergebens färbt sich ihr die Traube!  
 Sie sah einst Eikas hell im Traum,  
 Gelehnt an seinen Lieblingsbaum;  
 Sie sah ihn bleich vom stillen Harne,  
 Und sich in eines Andern' Arme.

„Was will das fürchterliche Bild?“  
 So fährt sie auf vom bangen Schlummer.  
 Sie zittert; Thrän' auf Thräne quillt  
 Hervor aus ihrem tiefen Kummer.  
 „Ist Litas todt? Ist er dahin?  
 Was soll dann seine Dulderin?  
 Dann hüllt nur bald, ihr finstern Mächte  
 Des Todes, mich in eure Mächte!“

Sie saß, vertieft in diesen Traum,  
 In ihrer Laube Dämmerungen,  
 Da kam ihr Knabe durch den Raum  
 Des Gartens rasch einhergesprungen,  
 Und rief mit Kindes Fröhlichkeit:  
 „Der Vater im Soldatenkleid!  
 O Mutter! Vater ist gekommen!  
 Er hat mich auf den Arm genommen!“

„Dein Vater, Kind?“ Sie sieht sich um,  
 Kann froh betäubt sich kaum bewegen;  
 Sie weint vor Freud' und Angst! „Warum  
 Kommt mir mein Litas nicht entgegen?“

Sie wankt den Pfortensteig hinan;  
 Und sieh! da steht der Waffemann!  
 Als führen Blic' auf Blicke nieder,  
 So zuckt es ihr durch alle Glieder.

„Willkommen!“ ruft sie, „frei von Noth,  
 Nun bin ich frei vom langen Harme!  
 Dich, meinen Eikas, glaubt' ich todt!“  
 Und fällt betäubt ihm in die Arme.  
 Doch faßt sie sich, und sieht ihn an:  
 „Wie ist mir? träum ich? du mein Mann?“  
 „Ich bin's! — Ach! muß ich mich erst nennen?  
 Du solltest deinen Eikas kennen!“

„Wie traurig, so verkannt zu sein!  
 Das dank' ich dieser Ehrenwunde!“  
 In Agle kämpfen Ja und Nein;  
 Es hebt das Wort auf ihrem Munde:  
 „Verzeihe meinem irren Sinn!  
 Zu plötzlich ward ich, was ich bin!  
 Das alles will ein Traum mir scheinen;  
 Ich will mich freuen, und kann nur weinen.“

Er tröstet sie, so gut er kann,  
 Indem er ihr die Stellen nannte,  
 Wo sie zuerst ihn lieb gewann,  
 Und wo er ihr sein Herz bekannte. —  
 „Wohl narbevoll ist mein Gesicht,  
 Doch kennst du diese Locken nicht?  
 Und hier den Ring von deinem Haare,  
 Den ich zum Denkmal dir bewahre?

„Berkennst du dieses weiße Tuch,  
 Das ich mit meinen Zähren tränkte?  
 Und hier dies fromme Lieberbuch,  
 Das mir beim Abschied Agle schenkte?“ —  
 „Wohl kenn' ich alles! aber doch —  
 Was will in mir der Aufruhr noch?  
 Nur zugend trau' ich dem Entzücken,  
 Dich wieder an mein Herz zu drücken.“ —

Daß Litas angekommen sey,  
 Die Sage geht mit schnellen Füßen,  
 Und zieht die Nachbarschaft herbei,  
 Den Angekommenen zu begrüßen.

Man spricht: „Er ist nicht mehr so fein;  
 Doch sieht man, Litas muß es sein.“  
 Und Jeder sagt ihm sein Willkommen;  
 Nur Agle ist und bleibt bekümmert.

Es liegt so drückend ihr im Sinn,  
 Als hätte sie was zu bereuen;  
 Zehn trübe Wochen schleichen hin,  
 Und Agle kann sich nimmer freuen.  
 Einst wandelt sie mit sich allein  
 Im aufgeblühten Gartenhain,  
 Da tritt, gebückt, wie Arme pflegen,  
 Ein junger Bettler ihr entgegen.

Sie steht, wie angeschreckt, und schweigt;  
 Ihr innres Leben ist befangen;  
 Erröthende Verwirrung steigt  
 Ihr flammenhell auf beide Wangen!  
 Der junge Bettler schaut sie an;  
 Sie schreiet auf: „Du bist mein Mann!  
 Ein Bösewicht hat mich belogen,  
 Um meinen Litas mich betrogen!“



„Wie?“ spricht er: „Du nicht mehr mein Weib?  
 Du wärst die Gattin eines Andern?  
 Gott zeuge zwischen uns! so bleib!  
 Und mich laß fort ins Elend wandern!  
 Du weißt, was mir dein Herz versprach!  
 O Herz, das so die Treue brach!  
 Mich wird der Kummer bald vernichten;  
 Und dich mag Der dort oben richten!“

„Nein!“ ruft sie, „untreu war ich nicht!  
 Getäuscht hat mich das Wort der Lüge!  
 O, warum trug das Angesicht  
 Des Frevlers manchen deiner Lüge!  
 Doch war's, als drückte mich ein Gluch!  
 Der Falsche zeigte mir das Buch,  
 Und alles, was du mitgenommen!  
 Wie ist nun er dazu gekommen?“ —

„Darnieder lag ich fern von hier!  
 Man glaubt', es würde mit mir enden:  
 Da wußt' ein falscher Tröster mir  
 Die Heiligthümer zu entwenden.“ —

„Verdamme,“ fleht sie, „Agle nicht!  
 Dein Fluch treff’ ihn, den Bösewicht!“  
 Der Falsche hatt’ indeß vernommen,  
 Der wahre Litas sei gekommen.

Er naht sich mit verstellter Wuth:  
 „Was willst du, Bettler? fort, Verbrecher!  
 Mein ist das Weib! mein ist das Gut!  
 Des Richters Ausspruch sei mein Rächer!“  
 Doch Litas blickt ihn ruhig an:  
 „Du wagst es, böser, falscher Mann,  
 Dich solcher Lüge zu erfreuen?  
 Es sey! der Richter soll hier sprechen.“

Man geht; der Streit wird vorgelegt.  
 Wie weit wird’s noch der Falsche treiben? —  
 Er schreiet, wie das Unrecht pflegt,  
 Das Ohr des Richters zu betäuben;  
 Allein die Kraft, die Zuversicht  
 Der Wahrheit hat ein Angesicht.  
 Der wahre Litas spricht bescheiden;  
 Und wie beredt ist Agles Leiden!

„Vernehmt mich!“ hub der Richter an,  
 „Wir könnten Jahre hier verweilen!  
 Nichts würd' entscheiden: laßt uns dann  
 Den Gegenstand des Streites theilen!  
 Der Eine nehme Hab' und Gut!  
 Die Frau der Andre! damit gut!  
 Seyd ihr mit diesem Spruch zufrieden?“  
 Der Falsche spricht: „So sey's entschieden!“

„Ja,“ ruft er, „schöner könnte sich  
 Des Richters Weisheit nicht entfalten!  
 Ich nehme Hab' und Gut für mich,  
 Und Jener mag das Weib behalten!“  
 Und Litas spricht: „so laß es sein!  
 Du, Agle, bist doch wieder mein!  
 Wir sind einander nicht genommen!  
 Dem Räuber wird der Raub nicht frommen.“

„Halt!“ fing der Richter plötzlich an,  
 Als schon sie von der Bühne traten;  
 „Halt!“ zürnet er dem falschen Mann:  
 „Jetzt hat die Raubsucht dich verrathen!

Du sollst der Rache nicht entfliehn!  
Herbei, ihr Männer, fesselt ihn!  
Gebt ihm das Zeichen seiner Schande!  
Dann fort mit ihm aus unserm Lande!

Du, Eifas, nimm, was dir gebührt!  
Dein Kummer, Agle, sey vernichtet!“  
Und beide rufen, tief gerührt:  
„O, Heil dem Manne, der so richtet!“  
Der Richter, freundlich winkend, spricht:  
„Was wäre Recht? Was Richterpflcht,  
Die für die Unschuld nicht entschlede?  
Geht hin! Mit Euch sey Gottes Friede!“

---

## Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg  
Hoch auf dem Harze schimmern?  
Durch Wildniß geht der Weg hindurch  
Zu ihren wüsten Trümmern.  
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,  
Das schimmert in blendender Liljentracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag  
In's finstre Thal hinunter;  
Dann geht es, wie ein stiller Tag  
Der Unschuld, heilig unter;  
Dann ist es, als wandelten Geister dort  
Um einen geweihten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,  
Umweht von Himmelsdüften,  
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,  
Und schwindet in den Lüften.

Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,  
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,  
Und grün umrankt und moosig;  
Da blühte Bertha still und rein,  
Ein Mägdlein, zart und rosig.  
Es mochte gern über den grünen Saun  
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal  
Nach Hirschen und nach Rehen:  
Da sah er früh, im Morgenstrahl,  
Am Saun das Mägdlein stehen.  
„Was schaust du hier,“ sprach er, „am grünen Saun?  
Komm mit mir! dort oben ist mehr zu schaun!“

„Du sollst mein trautes Liebchen seyn,  
Zu schön für eine Hütte.“ —  
Doch Bertha sprach: „Das kann nicht seyn!“  
Und floh in ihre Hütte.  
Da fand sie die Mutter am stillen Heerd:  
„Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt.“ —

„Ob auch der Junker dein begehrt:  
 Laß dich sein Schloß nicht blenden!  
 Schon manche Jungfrau kam entehrt  
 Zurück aus seinen Händen.  
 O, bringe den Jammer nicht über mich!  
 Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!“ —

„Wohin, o Mutter, retten mich  
 Vor seinem Dienerschwarme?“  
 So weinte sie, und stürzte sich  
 Der Mutter in die Arme. —  
 „Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein,  
 Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.“

„Da schmücket dich mit keuschem Glanz  
 Die Hochgebenedeite;  
 Da prangst du mit dem Myrtenkranz  
 Im Chor der Himmelsbräute;  
 Da wirst du in graulicher Mitternacht  
 Von schirmenden Engeln getreu bewacht.“ —

„So führ', o Mutter, führe dann  
 Dein Kind zur Klosterstille,

Daß vor der bösen Welt fortan  
 Der Schleier mich verhülle!“  
 Da führte die Mutter das Töchterlein  
 Zur Stille des Klosters getrost hinein.

Und als der Junker das vernahm,  
 Gebot er seinen Leuten,  
 Das Mägblein, das ihm still entkam,  
 Gewaltfam zu erbeuten.  
 Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt,  
 Und krachend das eiserne Thor gesprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich  
 Nicht vor der heiligen Stelle;  
 Sie rissen Bertha freventlich  
 Aus der geweihten Zelle.  
 Sie ward in der grausigen Mitternacht  
 Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!“ rief des Junkers Spott,  
 Den all' ihr Flehn nicht rührte,  
 „Ich nahm ja nur vom lieben Gott  
 Zurück, was mir gebührte.



Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!  
Es kostet das liebliche Leben nicht!“ —

„Du, Sohn Maria's!“ rief sie laut,  
„Du Gottessohn, o sende  
Mir Hülfe, und rette deine Braut,  
Daß keine Schmach sie schände!  
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!  
D sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

Doch still! ich hör' ein leises Wort;  
Ich darf Erlösung hoffen.  
Ein Engel kommt! ich sehe dort  
Den lichten Himmel offen!“  
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,  
Und leiser und leiser verstummte ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,  
Und aller Schmach entnommen,  
Führt ihren Geist der Engel, Tod,  
In's stille Land der Frommen.  
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;  
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Bertha's Auge schloß,  
 Den Raum weicht' eine Blume,  
 Die lichterhell aus dem Boden sproß,  
 Zu einem Heiligthume.  
 Wenn die der verspätete Wanderer schaut,  
 Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal,  
 In nächtlich dunkler Feier,  
 Still, wie ein schauerlicher Strahl,  
 Vom öden Thurmgemäuer.  
 Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach  
 Die sterbenden Laute der Unschuld nach.

Seht hin! wo einst die Feste stand  
 Mit ihren stolzen Thürmen,  
 Trost öde nur noch eine Wand  
 Der Zeit und ihren Stürmen.  
 Da blühet das Blümchen um Mitternacht  
 Im Schimmer der blendenden Liljenpracht.

---

## Robert und Klärchen.

Auf dem Anger war's lustig, und duftig im Hain,  
Und röthlich verglimmte der Abendschein  
An wehenden Halmen und Zweigen.  
Das Nachtlied der Grille vom blumigten Rain  
Durchtönte das heilige Schweigen.

In dem ruhigen Frieden der stillen Natur  
Ging Robert mit Klärchen hinab in die Flur;  
Sie kamen zum Haine der Quelle,  
Wo Robert sich Klärchen auf ewig verschwur:  
Das war eine weihende Stelle.

Dort umnickten sich Blumen, als küßten sie sich;  
Ein zärtliches Flüstern der Huld umschlich  
Die lieblich entflatternden Blätter:  
Das machte die Stelle so heimlich, und glich  
Dem Wandeln der seligen Götter.

Und die Nachtigall schlug, und die Echo schlug nach;  
 Der Vollmond sah lustern durch's Ulmendach  
 Vom abendlich dunkelnden Himmel.  
 Und Robert und Klärchen ergößte der Bach  
 Mit fröhlichem Wellengetimmel.

Zwei verschwisterte Blumen brach Klärchen jetzt ab,  
 Und warf in die Fluth sie vereint hinab,  
 Und sahe, wie traulich sie schwammen.  
 Doch eine löst bald von der andern sich ab;  
 Sie schiffen nicht weiter zusammen.

O, da seufzte Klärchen das traurige Wort:  
 „Mein Robert, ach! sahst du die Blumen dort  
 Sich trennen und eine verschwinden?“  
 „Da drüben,“ sprach Robert, „vielleicht ist ein Ort,  
 Sich wieder zusammen zu finden!“

Da verhüllte das Mädchen das schöne Gesicht;  
 Ihr flimmerte traurig das Mondenlicht;  
 Vom Weizenfeld ächzte die Grille.  
 „Mein Klärchen,“ sprach Robert, „o weine du nicht!  
 Die Zukunft deckt heilige Stille.“ —

Es verschwanden sechs Monden, sie flogen vorbei;  
 Da wüthet der Krieg, und das Kriegesgeschrei  
 Ruft wild den Geliebten zum Streite.  
 Er weinet: „Mein Klärchen, ich bleibe dir treu!“  
 Und reißt sich ihr weg von der Seite.

Doch sie flehet mit thränenbeströmtem Gesicht:  
 „Mein Liebster kann lieben nur, tödten nicht!  
 Fühlt, Männer des Krieges, Erbarmen!“ —  
 Vergebens! die Männer der eisernen Pflicht  
 Entreißen ihn wild ihren Armen.

Die Verlassene ringet mit Weh und mit Ach;  
 Ihr Treuer läßt fern schon am Wieserbach  
 Sein schneeweißes Thränentuch wehen.  
 Sie ruft noch ein weinendes Wörtchen ihm nach,  
 Und Robert ist nicht mehr zu sehen.

Sie verläßt jeden Abend ihr mütterlich Haus;  
 Sie geht in die stürmende Nacht hinaus,  
 Und setzt auf den Bergen sich nieder;  
 Da streckt sie die Arme nach Roberten aus;  
 Ihr Lieber kommt nimmermehr wieder.

An dem Baune das Bächlein, es rinnet und rinnt;  
 Der Sommer verglühet, der Herbst beginnt;  
 Die Sonne geht auf, sie geht nieder;  
 Hin über die Berge ziehn Wolken und Wind:  
 Nur Robert kehrt nimmermehr wieder.

Wie ein bleichendes Röschen verwelkt sie hinfort.  
 Einst ging sie zur Quelle des Hains — ach! dort,  
 Dort sah sie die Blumen verschwinden. —  
 „Wo ist nun das Drüben? Wo ist nun der Ort,  
 Wo Robert und Klärchen sich finden?“

So erliegend dem schmerzlichen, liebenden Sinn,  
 Sang nieder an's Ufer die Dulderin,  
 Von himmlischen Träumen umgeben.  
 Der Kuß eines Engels nahm Klärchen dahin,  
 Enthaucht' ihr das trauernde Leben.

Still besuchet ihr Grabmahl die säuselnde Luft;  
 Zwei Linden umblühn es; in Lindenduft  
 Ist Klärchen zur Ruhe bestattet.  
 Da schläft sie den heiligen Schlaf in der Gruft,  
 Von Sinngrün und Beilchen beschattet.

Nach verschollenen Jahren kam Robert zurück,  
Mit schwindendem Leben im düstern Blick,  
Mit Wunden vom blutigen Streite,  
Sein Märchen ist hin; er erliegt dem Geschick,  
Und schlummert nun Märchen zur Seite.

An den Gräbern zieht Abends ein Nebel dahin.  
Einst sah eine blühende Schäferin  
Den Nebel sich langsam entfalten;  
Sie sah mit begeistertem, liebendem Sinn  
Zwei dämmernde, stille Gestalten.

---

## Jenny.

Wenn heim die Heerden sind von ihren Weiden,  
Und sich die Welt in süßen Träumen wiegt:  
Dann wein' ich noch, verhüllend stille Leiden,  
Indeß bei mir mein guter Robert liegt.

Er ist so gut! Ach, könnt' ich ihn nur lieben!  
Du, Wilhelm, bist gefährlich meiner Pflicht,  
Bist tief im Herzen mir zurück geblieben;  
Vergessen sollt' ich dich, und kann es nicht! —

Zu liebevoll kam Wilhelm mir entgegen;  
Mein Herz gab willig seinen Wünschen nach;  
Er warb um mich und meiner Eltern Segen,  
Er arm, ich arm, und meine Eltern schwach.

Er ging, ein kleines Glück sich zu erwerben,  
Um mir und meinen Eltern es zu weihn.  
Sein letztes Wort war: „Jenny, sollt' ich sterben:  
So denke mein!“ — Zu oft nur denk' ich sein!



Er ging zur See — und, wie vom Tod umfassen,  
 Versank mein Geist in tiefe Finsterniß.  
 Mein Loos war hart; und meine Aeltern rangen  
 Mit Dürftigkeit, die mir das Herz zerriß.

So harret' ich, still der süßen Hoffnung pflegend:  
 Fern blieb die Hülfe, näher drang die Noth;  
 Und endlich kam aus einer fernen Gegend  
 Ein Unglückswort, verkündend Wilhelms Tod.

Mich traf dieß Wort, wie schnelles Blitzgeschmetter;  
 Und als die Zukunft drohend vor mir stand:  
 Da bot sich Robert an zu unserm Retter,  
 Und bat zum Lohn dafür um meine Hand.

Wohl hatte Robert meinen Dank erworben.  
 Ich gab ihm meine Hand, nur Liebe nicht:  
 Die Liebe war mit Wilhelm mir entstorben;  
 An Robert knüpfte mich die kalte Pflicht.

Mir war's, als ob ich aus dem Leben schiede;  
 Doch barg ich tief im Innern meinen Gram.  
 Aus meinen Blicken sprach der heitre Friede,  
 Der nie zu meinem Herzen wieder kam.

Ach! Wilhelm war der Traum in meinem Schlummer;  
 Auch dieser Trost — wie oft entfloß er mir!  
 Einst saß ich, tief versenkt in meinen Kummer,  
 Im Abendlicht vor meiner Hüttenthür:

Es kam ein junger Mann daher gegangen: —  
 Ach! Wilhelm war's, er war's an Wuchs und Gang.  
 Ein Flammenfeuer brannt' auf meinen Wangen;  
 Mir schlug das Herz, das mit dem Schrecken rang.

Er nahte sich. Was sollt' ich jetzt beginnen?  
 Entfliehn wollt' ich vor seinem Angesicht.  
 Ein Aufruhr war in allen meinen Sinnen.  
 „Ach, Wilhelm!“ rief ich — mehr vermocht' ich nicht.

Es sanken alle meine Kräfte nieder,  
 Ich war des Lebens mir nicht mehr bewußt;  
 Und wie vom Traum erwacht' ich endlich wieder  
 In Wilhelms Arm, den Kopf an seiner Brust.

„O, Wilhelm,“ rief ich, „laß die Hoffnung fahren!  
 Fort! fort! dich lieben darf ich nicht fortan.  
 O, hilf die Pflicht der Treue mir bewahren!  
 Dich glaubt' ich todt, und Robert ist mein Mann!“

Der Arme stand, und konnte sich nicht fassen.  
 „So laß mich,“ weine’ er, „laß mich denn vergehn!  
 Ich muß — ich will auf ewig dich verlassen!  
 Leb’ wohl!“ — Er ging, und ward nicht mehr gesehn.

---

## R o m a n z e .

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind;  
 Da sitzt Mariechen, und wieget ihr Kind.  
 Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,  
 Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

In die Ferne hinüber schweift all ihr Sinn;  
 Ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin!  
 Sonst ging er, sonst kam er; nun kommt er nicht mehr!  
 Nun ist’s um Mariechen so todt und so leer!

In den Busen, da fallen die Thränen hinein;  
Da trinkt ihr Kindlein sie saugend mit ein.  
Es schmeichelt der Mutter die kindliche Hand;  
Ihr Blick ist hinaus in die Ferne gewandt.

Ach, wie saufend wehet der Wind und kalt!  
Mariechen, dein Liebster ging aus in den Wald;  
Ihm reichten die tanzenden Elfen die Hand;  
Er folgte der lockenden Schaar, und verschwand.

Auf den Bergen dort oben, da wehet der Wind;  
Da sitzt Mariechen, und wieget ihr Kind,  
Und schaut in die Nacht hin, mit weinendem Blick.  
Dahin ging ihr Liebster, und kehrt nicht zurück!

---

## Die Dämoneninsel.

### 1.

Miron kam vom Opferfest  
Einer Insel hergezogen;  
Plötzlich rast ein Sturm, und läßt  
Seine Wuth aus an den Wogen,  
Und kein Anker hält mehr fest.

Als ihn so von Strand zu Strand  
Wog' und Sturm verschlagen hatten,  
Nahm — ihm gänzlich unbekannt —  
Endlich ihn in seine Schatten  
Ein dämonisch Inselband.

Für sein Schiff, das unhaltbar  
In dem Kampfe mit den Wellen  
Und dem Sturm geworden war,  
Beut ihm, um es herzustellen,  
Gutes Holz die Insel dar.

Welch ein liebliches Gemisch  
 Feiner, wonnesüßer Düfte  
 Athmet jedes Lenzgebüsch!  
 Alles: Blumen, Licht und Lüfte,  
 Alles dünkt ihm zauberisch.

Eine Warnungsstimme spricht:  
 „Fürchte diese fremden Küsten  
 Und dieß süße Zauberlicht!  
 Jüngling, laß dich nicht gelüsten!  
 Traue diesem Frieden nicht!

Blinder Muth im fremden Raum  
 Kann sich nur mit Unheil lohnen!“ —  
 Dennoch, angelandet kaum  
 Auf der Insel der Dämonen,  
 Fällte Miron einen Baum.

Da verwandelt sich der Kreis  
 Seiner friedlichen Gefühle,  
 Die er wohl zu deuten weiß;  
 Selbst die Luft der Abendkühle  
 Brennt ihm Stirn und Wangen heiß.

Schon verkündet die Gefahr  
 Sich in fernen Donnerstönen;  
 Reuvoll beut er, den Altar  
 Der Dämonen zu versöhnen,  
 Einen Baum der Heimath dar.

Die Drakelstimme spricht:  
 „Solch ein Baum, den Liebe weihte,  
 Sei das Opfer deiner Pflicht!  
 Götterzorn ist das Geleite  
 Des, der ein Gelübde bricht!“

Lösen soll er dieses Band,  
 Eh' er ruht bei seinen Laren;  
 Und nur so läßt ihn der Strand  
 Der Dämoneninsel fahren;  
 Er erreicht das Heimathland.

Werthen Stellen wieder nah,  
 Kommt, auf wohlbekannten Wegen,  
 Er zu einer Buche; da  
 Tritt ihm Lyda nun entgegen,  
 Schön, wie er sie nimmer sah.

Lyda nickt ihm freundlich zu:  
 „Fragst du denn nicht, was ich mache?  
 Nicht, an wen ich in der Ruh  
 Meiner Lebensstille dachte?  
 Das, du böser Mensch, bist Du!“

Miron sprach: „Mit hangem Blick  
 Schau' ich noch in die Gefahren,  
 So ich überstand, zurück.  
 Viel geduldet, und erfahren  
 Hab' ich manches Mißgeschick.“ —

Lyda, wie ein Rosenkamm  
 Ueppig blühend, und nicht minder  
 Arglos fröhlich, wie ein Lamm;  
 Beide hatten schon als Kinder  
 Braut gespielt und Bräutigam.

Mit ihr wandelt er sodann,  
 Beide wandeln froh zusammen;  
 Unter Fragen: Wo? und wann?  
 Zünden sich geheime Flammen  
 Still in Beider Herzen an.



Seitdem fand nun Lyda fein,  
 Mit dem schönsten Schmuck des Haines,  
 Morgens früh vor Sonnenschein,  
 Immer schon bekränzt ihr kleines,  
 Grün umranktes Fensterlein.

Leis' aus ihrer Hütte fort  
 Schleicht sie zu der lieben Buche,  
 Nicht, als ob sie an dem Ort  
 Irgend etwas eben suche;  
 Doch sie fand den Miron dort.

Goldne Zeit der Liebe, du  
 Wecktest, daß sie sich erneue,  
 Deine Welt aus öder Ruh.  
 Da, da schwur auch Lieb' und Treue  
 Miron seiner Lyda zu.

„Miron,“ — rief sie, „mein! ich dein!  
 Wie ein Doppellied durchdringet  
 Mich das Heil: mit dir zu sein!  
 Meine ganze Seele klinget,  
 Wie ein Liederfest im Hain.“ —

Sitte war's auf Lydas Flur,  
 Wenn sich Liebessinn vermählte,  
 Daß er fromm und einfach nur  
 Einen Baum zum Tempel wählte,  
 Wo er seinen Bund beschwor.

Und sie weiht den schönen Raum,  
 Den sie heilig pflegen wollte,  
 Weiht' ihn mit dem schönsten Traum,  
 Den die Zeit erfüllen sollte,  
 Festlich ein zum Tempelraum.

Auch die Buche weiht sie ein!  
 Alle Frühlingsfänger sangen —  
 „Lerchen, ihr sollt Zeugen sein!“ —  
 Aber Miron schaut befangen  
 In das Weihesfest hinein!

„Blicke, Liebster, blick' empor!  
 Höre diese Brautgesänge!“ —  
 Aber seinem innern Ohr  
 Schweben die Drakelflänge  
 Der Dämoneninsel vor.

Nicht mehr blühten frisch und klar  
 Lydas jugendliche Wangen;  
 Ueber ihren Frieden war  
 Eine böse Zeit gegangen,  
 So ihr Schmerz und Leid gebar.

Einsam wandt sie hin und her;  
 Und bei'm Klang der Lerchenlieder  
 Wallt ihr Busen bang und schwer,  
 Seufzend wallt er auf und nieder;  
 „Miron! Miron!“ seufzet er.

„Meine Freudenwelt zerstört,  
 Ded' und starr, wie Todtengrüfte!  
 Ach! ich rufe, wie bethärt,  
 Lüfte, seid ihr jene Lüfte,  
 Die da seinen Schwur gehört?“

„Tragt ihm hin mein seufzend Ach!  
 Lüfte, macht euch auf, und eilet!  
 Rufet sein Gedächtniß wach!  
 Wo er wandelt, wo er weilet,  
 Rufet seinen Schwur ihm nach!“

„Mahnt ihn an den Bundestag,  
 Der da durch die Buche glänzte;  
 Rings die Flur ein Festgelag,  
 Das der Blumenmond befränzte,  
 Und die Luft voll Lerchenschlag.“

„Da! da schlug mein Herz so froh,  
 Wie der Schlag der Lerchenlieder!  
 Ihr geliebten Lerchen, so  
 Sänget ihr nun nimmer wieder,  
 Seit mein Leben mir entfloh!“

„Wahrer Tod ist solcher Gram;  
 Nur die Freud' ist wahres Leben,  
 Die mit Miron zu mir kam!  
 Wer kann die mir wiedergeben?  
 Er nur, der sie mit sich nahm!“

„O, wie war die Zeit so schön,  
 Als mich seine Lieb' entzückte!  
 Da erklang von Thal zu Hohn,  
 Die der Frühling heller schmückte,  
 Liebefeliges Getön!“

„Wo ich ihn zuerst gesehn,  
 Wo er Blumen mir gebrochen,  
 Die noch dürr am Fenster wehn:  
 Da kommt mir ein innres Pochen,  
 So, als müß' ich dran vergehn!“

„Irr' ich mit verstörtem Sinn  
 Zu der Mahlstatt schöner Stunden:  
 Weh, der armen Wandlerin!  
 Der geweihte Baum verschwunden!  
 Alles, Alles ist dahin!“

„Hält die Liebe so ihr Wort?  
 Nein, ich kann, ich kann's nicht fassen!  
 Meine Buche mußte dort  
 Sich zur Barke machen lassen,  
 Und sie trug den Liebling fort!“

„Ach, mein Herz! entfernt von dir,  
 Kämpft er mit des Meeres Winden!  
 Was denn sucht er fern von hier?  
 Konnt' er mehr als Liebe finden?  
 Liebe fand er ja bei mir!“

„„Arme Lyda, ein Gelübb'  
 Hat ihn weg von dir gezogen!  
 Fromme Pflicht, getreu geübt,  
 Macht die Götter uns gewogen,  
 Ob sie auch das Herz betrübt!“ —

„Hat ihn eine fromme Pflicht,  
 Ein Gelübb' ihn fortgetrieben?  
 Fromme Pflicht, die Herzen bricht,  
 Können nicht die Götter lieben!  
 Nein, dieß dürfen Götter nicht!“ —

„„Lyda, Götterzorn ist hart!  
 Lyda! Lyda! nicht vermessen!“  
 Aber die Verlassne starrt,  
 Aller Götter Macht vergessen,  
 In die öde Gegenwart.

Trostlos irrt sie an den Strand,  
 Trostlos wankt sie auf und nieder:  
 „Meer, du hast ihn mir entwandt!  
 Wo er weilet, gieb ihn wieder  
 Mir zurück, du fremdes Land!

„Könnten diese Arme sich  
Einmal nur um ihn noch winden!  
Doch sein Auge würde mich  
Nicht mehr schön und lieblich finden!  
Meiner Augen Glanz entwich!“

„Jede Ros' ist vom Gesicht  
Auf der Thräne weggeschwommen,  
Die aus meinem Herzen bricht.  
Lenz und Lerchen sind gekommen,  
Er, mein Miron, er kam nicht!“

„Das ist — o, wie nenn' ich's doch! —  
Ich bin ihm getreu geblieben!  
Selbst im Tode werd' ich noch  
Ihm verzeihen und ihn lieben!  
Sagt's, ihr Lerchen, sagt's ihm doch!“

## 3.

Miron, fern im Zauberhain  
Eines fremden, Insellandes,  
Löst sein Gelübd', allein

Sonder eingedenk des Bandes,  
Das an Lyda mahnt, zu seyn.

Da nun hat er opfernd baar,  
Abgethan, was Pflicht gefodert;  
Die geweihte Buche war  
In der Schiffsform aufgelobert  
Am dämonischen Altar.

Zu dem lockenden Getön  
Seines Opferfestes waren  
Angelangt von Thal und Höhn  
Wohlgeschmückte Nymphenschaaren,  
Alle neugierreich und schön.

„Jüngling, rüste dich mit Muth!  
Sieh, es nahet deinen Lippen  
Sich ein Kelch, voll Zaubergluth!  
Wag' es nicht daraus zu nippen!  
Jüngling, sey auf deiner Hut!“ —



Aber achtlos, wie er war,  
Dreht er sich im wilden Reigen  
Einer bunten Nymphenschaar,  
Seine innern Stimmen schweigen;  
Ihn umringet die Gefahr.

Frei ist er; kein heilig Wort  
Zwingt ihn mehr, sich aufzuhalten;  
Dennoch weilt er an dem Ort,  
Wo die finstern Mächte walten,  
Wie gebunden, fort und fort.

Will mit Lyda's Huldgestalt  
Die Erinnerung ihn beschleichen:  
O, dann muß die Fromme bald  
Einem wildern Taumel weichen,  
Einer sündlichen Gewalt.

Immerdar und immerhin  
Hält ihn, wie an Zauberbanden,  
Welche mächtig seinen Sinn,  
Mächtig seinen Geist umwandten,  
Mirtilis, die Zauberin.

Einst an einem muntern Bach  
 Schauet er dem Wellenschwimmen,  
 Daß gen Westen eilte, nach;  
 Plötzlich werden Lerchenstimmen  
 In den hohen Lüften wach.

Welch ein Ruf! und ihn befällt  
 Wunderbar ein dumpfes Schrecken.  
 „Ja, ihr Zeugen, seyd bestellt,  
 Aus dem Zauber mich zu wecken,  
 Der mich hier gefangen hält!“

Tief von innerm Schmerz besiegt,  
 Wird sein Auge trüb' und trüber,  
 Und sein Herz im Blicke fliegt  
 Westlich in das Meer hinüber,  
 Wo die theure Heimath liegt.

Lyda schwebt ihm vor. Ihr Schmerz,  
 Seine ganze Seel' entführend,  
 Fällt ihm, wie ein Fluch, an's Herz,  
 Und ihr Blick, so sanft und rührend,  
 Zieht ihn mächtig heimathwärts.

Schon vorbeigegangen war  
 Manches Schiff; er war geblieben,  
 An dem Orte der Gefahr;  
 Endlich kam ein Schiff getrieben,  
 Das ein Räuberfahrzeug war.

Und es naht und naht sich schon.  
 „Männer!“ ruft er, „laßt euch rühren,  
 Einen armen Unglückssohn  
 Seiner Heimath zuzuführen!  
 Ich versprech' euch guten Lohn!“

„Sey dann, nehmet ihr mich auf,  
 Sey mit euch der Götter Gnade!“ —  
 Und das Schiff lenkt seinen Lauf  
 Zum dämonischen Gestade,  
 Und der Räuber nimmt ihn auf.

Spricht zu ihm das Schreckenswort:  
 „Laß die Heimathhoffnung schwinden!  
 Sollst in einem guten Port  
 Irgend eine Heimath finden“ —  
 Und so flog das Fahrzeug fort.

„Weh!“ ruft Miron, „Bösewicht!  
 Wer wird einst an dir mich rächen!  
 Götter sitzen zu Gericht!  
 Fluch ereilet das Verbrechen!  
 Straßlos bleibt die Sünde nicht!“ —

Und der freche Mann erklärt:  
 „Macht die Knechtschaft solche Qualen;  
 Nun so magst du deinen Werth,  
 Meiner Schätzung nach, bezahlen;  
 Mehr wird nicht von dir begehrt!“ —

Während er so höhnt und lacht,  
 Zieht das Schiff mit guten Winden.  
 Abend wird's, ein Sturm erwacht;  
 Wie aus tausend Feuerschlünden,  
 Donnert die Gewitternacht.

Schwarz verhüllt die Sternenwelt,  
 Und das Meer, ein unermesslich  
 Weites Grab, das steigt und fällt,  
 Augenblicklich, aber gräßlich  
 Von dem Wetterstrahl erhellt.

### Will Oceaniden = Wuth

Eine Welt darnieder würgen?  
 Taumelnd ras't die Wogenfluth,  
 Gleich lebendigen Gebürgen,  
 Schimmernd von der Blitze Gluth.

Sturmwind, der von Osten pfiß,  
 Heulet spottend in's Gewinsel  
 Auf dem Schiff, und jagt das Schiff,  
 Dicht an Miron's Heimathinsel  
 Schmetternd auf ein Felsenriff.

Und die alte Klippe kracht,  
 Von Getrümmer rings umschwommen;  
 Kaum ist, als der Tag erwacht,  
 Kaum ein Leben ist entkommen  
 Dem Verwüstungsgräul der Nacht.

### 4.

Lyda's Seele jagt und klagt,  
 Durch die grausen Nachtgespenster  
 Eines Traums emporgejagt,

Oh' noch um ihr Hüttenfenster  
Leises Morgenschimmern tagt.

Miron war im Nachtgesicht  
Als ein Todter ihr erschienen,  
Mit den Augen ohne Licht,  
Mit den starren, kalten Mienen:  
Dieser Traum verläßt sie nicht!

Und sie springt vom Lager auf,  
Wankt, im Innersten vernichtet,  
Zu der Gartenhöb' hinauf,  
Schauet wild umher, und richtet  
Dann zum Meer hin ihren Lauf.

Ohne Ziel und ohne Bahn  
Wird sie fort und fort getrieben;  
Und in ihrem finstern Wahn  
Sieht und hört sie nicht die Lieben,  
Welche sich ihr tröstend nahn.

Mit schon halb erloschnem Blick  
Schaut sie in die wilden Bogen.  
„Ihr habt grausamlich das Glück

Meines Lebens mir entzogen,  
Wellen, gebt es mir zurück!“

„Gebt den holden Mann zurück!  
Laßt mich ihn noch einmal sehen!  
Sollt' ich auch im Augenblick  
Dieser Wonne untergehen:  
Gönnet mir das kurze Glück!“ —

Starr dem Meere zugewandt,  
Bebt sie, ängstlicher beklommen. —  
Sieh! was treibt dort an den Strand!  
Ach! ein Leichnam kommt geschwommen,  
Und ihn wirft die Fluth an's Land!

Dicht vor ihren Füßen da  
Legt die Fluth den Leichnam nieder.  
Dem Versinken ist sie nah,  
Wankend flieht sie, naht sich wieder —  
Götter! was erblickt sie da!

Miron ist es! „Dies Gesicht“  
Schreit sie jammernd auf — „die bleiche,  
Schweigende Gestalt, sie spricht:

„„Miron bin ich! Miron's Leiche!““ —  
 Hört ihr, Schwestern, seht ihr's nicht?“

„Diese Lippen, einst so roth,  
 Wie von Rosenblut umflossen,  
 Seht, wie bleich, wie stumm, wie todt!  
 Und das Auge zugeschlossen,  
 Das so holde Grüße bot!“

„Wie nur, ach, wie kann das seyn!  
 Deffne dich, du Strahlenauge,  
 Daß ich tief in mich hinein  
 Licht aus dir und Leben sauge!  
 Deffne deinen Sonnenschein!“

„Alles hin! die Pein nur wühlt  
 Tief in meines Lebens Grunde!  
 Was mein armes Herz noch fühlt,  
 Fühlt sich an, wie eine Wunde,  
 Deren Schmerz die Gruft nur fühlt!“ —

Furchtbar schaut sie her und hin;  
 Furchtbar ruft sie: „Schwarz verhangen  
 Ist die Todtenpflegerin!“



Ist die Sonne weggegangen?  
 Wüßt und finster ist mein Sinn." —

Und sie faßt die kalte Hand,  
 Wirft sich auf die Leiche nieder;  
 Schon dem Leben halb entwandt,  
 Starren zuckend ihre Glieder,  
 Bis sie plötzlich sich ermannt.

Und mit halb ersticktem Laut  
 Ruft sie: „Auf, zur Hochzeitfeier!  
 Miron ist mir angetraut!  
 Gebt mir meinen Hochzeitschleier!  
 Auf, ihr Schwestern! schmückt die Braut!“

„Nein! nicht auf! — nein, erdenwärts!  
 Weg! hinweg mit Freud' und Lanze!  
 Komm! du süßer, letzter Schmerz! —  
 Windet Rosmarin zum Kranze —  
 Mir und ihm!“ — Da brach ihr Herz. —

Wohl mit manchem Liebespfand  
 Und mit reichen Blumengaben,  
 So die Lieb' in Kränze wand,

Wurden beide hinbegraben,  
Wo zuvor die Buche stand.

Beilchen wirft der Lenz dort ab ;  
Aus der Buche Wurzel sprießen  
Junge Keiser um das Grab  
Beider Liebenden, und gießen  
Sanfte Schatten drauf herab.

Wenn der letzte Strahl entflieht,  
Wandelt dort ein leises Beben,  
Das durch Laub und Blumen zieht,  
Gleich der Luft, in der das Leben  
Eines Harfentons verschied.

---

## Das Gespenst.

Es saß ein erwählter, vertraulicher Kreis,  
Bei verschlossenen Thüren und Fenstern;  
Man horchte sich, willig, bald kalt und bald heiß,  
Beim Erzählen von grausen Gespenstern.

Besonders erzählte Sebalbus gar viel  
Von dem Spuß bei vergrabenen Schätzen.  
Begeistert vom Beifalle trieb er sein Spiel  
Mit den Frauen und ihrem Entsetzen. —

„D, lassen wir, Freunde, den traurigen Scherz  
Mit den Geistern!“ so meinte Nanette —  
„Er preßt ja mit Bittern und Bagen das Herz,  
Und man geht nur mit Grauen zu Bette.“

Doch unser Sebalbus behauptet das Wort,  
Wie empört auch Nanette mag schelten;  
Da machte dann listig Nanette sich fort,  
Dem Erzähler den Späß zu vergelten.

Sie bauet von Stroh eine Unholdgestalt,  
 Und die stellt sie, beim Nachtlampenschimmer,  
 Vor eigenem Graun und Entsetzen eiskalt,  
 Dem Sebalbus vor's einsame Zimmer.

Nun bringt sie dem Kreise die Nachricht zurück,  
 Daß es zwölfte geschlagen schon hätte;  
 Man wünschet zum Geisterbesuchen sich Glück:  
 Und so geht man recht lustig zu Bette.

Sebalbus erblickt nun die Unholdgestalt,  
 Und erräth, wer den Streich ihm gespielet.  
 „Manettchen! Manettchen! es trifft vielleicht bald  
 Das Geschosß dich, womit du gezielet!“ —

Er läßt von dem Diener sogleich sich hinein  
 In das raschelnde Strohgewand schnüren,  
 Und so, bei des Nachtlichts erlöschendem Schein,  
 Vor Manettchens Schlafkammerlein führen.

Da kommt nun Manette, ganz unverzagt,  
 Und berichtet, im Gehn, den Gespielen,  
 Welch einen gar listigen Streich sie gewagt  
 Dem Gespensterfreunde zu spielen.

Und wie sie erzählt, da schlägt ihr das Herz,  
 Vor entzückender Lust, wie ein Hammer;  
 So kommen die Damen, mit lachendem Scherz,  
 Zu Nanettens verfänglicher Kammer.

„Hilf, Himmel! was steht dort?“ — „Still,  
 Kinder, seyd still!“

Spricht Nanettchen, „ich weiß, wer uns neckte.  
 Mein Scherz ist gelungen! — Sebalbus nun will  
 Mir vergelten den Streich, der ihn schreckte.“

„Wie kommst du, Gespenst, in dieß ehrliche Haus?“  
 So ergreift sie den Nachtgeist am Kragen:  
 Da strecken zwei stroherne Arme sich aus,  
 Um Nanettchen zusammen zu schlagen.

Die Damen entspringen mit gräßlichem Schrein,  
 Wie gestochen vom Biß der Tarantel —  
 „Du bist“ — brummt der Unhold — „auf ewig nun  
 mein!“

Und umfaßt sie, mit raschelndem Mantel.

Manettchen, in Ungethüms Armen, ist stumm,  
 Und sie mag kaum vom Halbrod errachen.  
 Die flüchtigen Damen sehn schüchtern sich um,  
 Und so endet die Scene mit Lachen.

---

## Die Draufglocke.

Ein Bauermädchen, hieß Brigitte,  
 Kam zu dem Pastor Lobesan  
 Mit einer lächelnden und halb verschämten Bitte:

„Herr Pastor,“ hub sie stotternd an,  
 Mit Flammenroth auf beiden Wangen,  
 „Mir ist des Nachbar Kunzens Sohn  
 Mit einem Antrag nachgegangen:  
 Ich soll — doch Sie errathen's schon“ —  
 Und dabei sah sie bald auf's Nieder,  
 Bald auf die Schürzenschleife nieder.

„Und was sollst du? Brigitte, sprich!“  
 Versezt der Pastor, „hast du dich  
 Vielleicht des Antrags gar zu schämen?“  
 „Ach, nein, Herr Pastor, nein, das nicht!“ —  
 „So will er dich zur Gattin nehmen;  
 Mich dünkt, das sagt mir' dein Gesicht.“ —  
 „Ei nun, Herr Pastor, ja! zur Frau will er mich neh-  
 men! —  
 Er könnte ohne mich, versichert er, nicht ruhn,  
 Er würde sich zu Tode grämen. —  
 Was rathen Sie, was soll ich thun?“ —

„Berathe dich mit deinem Herzen,“  
 Spricht Pastor Lobesan, „und höre, was das spricht.“ —  
 „Herr Pastor,“ lächelt sie, „Sie scherzen!  
 Das Ding versteht ja so was nicht.“ —

„So höre diesen Rath: wenn's früh zur Kirche  
 läutet,  
 So geh' vor's Dorf, und tritt auf unsern Ostberg hin,  
 Um den sich das Geläut so wunderbar verbreitet,  
 Als spräch' ein Stimmenton darin.

Da kannst du dir am besten Rath's erholen;  
 Wenn's klinget: Nimm ihn! nimm ihn! — schön!  
 So nimmst du ihn, und damit Gott befohlen!  
 Doch klingt es: Nimm ihn nicht! so laß den Bur-  
 schen gehn.'" —

Raum schimmerte der Sonntagsmorgen  
 So roth, wie ihre Wang', ihr kleines Fenster an,  
 So flogen schon Brigittens liebe Sorgen  
 Den wunderbaren Berg hinan.  
 Sie horcht auf jeden Ton vom weiten,  
 Und immer, immer will's nicht läuten.  
 Sie blickt, und blickt umsonst den alten Kirchthurm an.  
 Ein jegliches Gebell, ein jegliches Gewieher  
 Scheint ihr beginnendes Geläut: —  
 Sonst läutete der Kantor früher;  
 Du lieber Gott! — was zögert er denn heut' ? —

So hofft und harrt die bange Schöne.  
 Doch endlich — horche: bim bim bim: —  
 Ja, ja, das ist das lang erwartete Getöne! —  
 Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn, nimm!“

---



## Macht der Gewohnheit.

Die Hoffnung, schön, wie unter Rosen  
 Ein jugendlicher Morgentraum —  
 Wie reizend naht sie sich! — Doch kaum  
 Beginnet sie uns liebzukosen:  
 So läßt sie schon den Freudelosen,  
 Verlassnen stehn im öden Raum!  
 Auch Lieb' und Freud', ihr reinstes Feuer  
 Erlischt oft, kaum erst angefacht!  
 Nichts widersteht der Stunden Macht! —  
 Gewohnheit nur begleitet treuer  
 Uns bis zur letzten dunkeln Nacht.  
 Im Hüttenraum, wie auf dem Throne,  
 Herrscht ihre milde Kraft; sie bricht  
 Die Spitzen von der Dornenkrone,  
 Die ein gequältes Haupt umflieht.  
 Zwar diese Milderung der Qualen  
 Des Kammers läßt sie sich, gerecht,  
 Von jedem Freudenkelch bezahlen,

Wo sie, bei schwelgerischen Mahlen,  
 Die Lust im Vollgenusse schwächt.  
 Doch liebt sie, Theures zu bewahren,  
 Schlingt fester ein geliebtes Band.  
 Was je verwaiste Lieb' empfand,  
 Das, guter Tim, hast du erfahren,  
 Als dir dein Heiliger verschwand.

Tim brachte betend jeden Morgen  
 Dem heiligen Lorenz seine Sorgen  
 Und seine frommen Wünsche dar.  
 Vor allen Dingen nie vergessen  
 Ward seines Heiligen Altar,  
 So sehr das Bild auch schon zerfressen  
 Von schnödem Wurmgesindel war.  
 Schon hatt' er einen Arm verloren;  
 Was ihm an Gliedern auch gebricht:  
 Ihn hat sich einmal Tim erkoren,  
 Ihm dienen, ist ihm heilige Pflicht.

Den Vater besser zu erbauen,  
 Läßt ihm der Sohn, von guter Hand,  
 Den Birnbaum, der im Hofe stand,  
 Zu einem heiligen Lorenz hauen,

Und stellt, mit kindlich frommem Sinn,  
 Ganz heimlich in der Hauskapelle  
 Den neuen Lorenz an die Stelle  
 Des alten, halbzerfallnen hin,  
 Und bringt die staubigen Ruinen  
 In einen obern Raum hinauf;  
 Die Hauskapelle putzt er auf,  
 Um recht viel Dank sich zu verdienen.  
 Am nächsten Morgen geht sodann  
 Der Vater zur gewohnten Stelle:  
 Da blickt ihn aus der kleinen Zelle  
 Der unbekannte Lorenz an.  
 An Den soll sein Gebet sich wenden?  
 Das kann's nicht! lieber bleibt es stumm.  
 Er murmelt leise: „Weh den Händen,  
 Die das gethan!“ und kehret um,  
 Und sucht im Haus an allen Enden  
 Nach seinem Heiligen herum.  
 Nichts konnte schmerzlicher ihn kummern!  
 Er fühlt allein, was er verlor;  
 Drei Treppen quält er sich empor,  
 Da trägt er den verworfnen Trümmern  
 Den Inhalt seiner Seele vor.

Drob fragt der Sohn ihn sehr bekümmert:

„Gefällt euch, lieber Vater, nicht

Das neue Lorenzangesicht?

Der alte war so ganz zertrümmert!“

Der Vater wendet sich und spricht:

„Der Alte segnete noch immer

Auch mit der Einen Hand mein Haus;

Das Neue wird das Alte nimmer;

Ich bin ja selbst nur eine Trümmer;

Der Alte hielt mit mir schon aus.

Der Neue mag Den nicht vertreten,

An den mein Herz sich einst gewandt:

Wie kann ich zu dem Heiligen beten,

Den ich als Birnbaum noch gekannt!“

---

## Der Dämon.

Ein Dämon trat mit Stolz zu einem Throne.  
 Der Fürst war jung, der eben ihn bestieg;  
 Und jener zeigt' ihm eine Lorbeerkrone.  
 „Die,“ sprach er, „die bekränzt den Sieg.“

„Es starret ja Blut an diesen schönen Blättern!“  
 Der Dämon spricht: „Das ist nur Feindes-Blut!  
 Ich bin der Ruhm; mein Kranz begeistert zu dem Muth,  
 Dem Heldenmuth, die Feinde zu zerschmettern!“

„Ich habe keinen Feind!“ — versetzt der Purpur-  
 mann.

Satanisch fing der Unhold an zu lachen:  
 „Nur Wollen gilt es, und man kann  
 So viel man braucht, sich Feinde machen.“

„Kann man nichts Bessres thun?“ — „Nichts, was  
so reizend glänzt,

Als eine Stirn, der ich die Krone winde.

Dich schreckt vielleicht der finstre Name Sünde?

Sie sey nur groß genug: so wird sie laut bekränzt.“

## Die Echo.

Es blühten junge Myrtentriebe  
In einem Hirtenthal empor,  
Wohin so gern die stille Liebe  
Mit ihren Träumen sich verlor.

Die Lüfte, die vom Hügel kamen,  
Verweilten im Vorüberflug,  
Und horchten nach dem holden Namen,  
Den sie auf leisen Lippen trug.

Den Namen Ulys sang Cybele,  
 Der, wenn er durch die Zweige klang,  
 Wie ein Triumph der Philomele,  
 Zur nachbarlichen Echo drang.

Und die verrieth ihn wilden Faunen! —  
 Das Heilge wird entweiht, entstellt,  
 Wenn's unter die verworfnen Launen  
 Der zügellosen Rohheit fällt.

Die Liebe klagt beim Gott der Götter  
 Die Echo an; und plötzlich wacht  
 Ein Donner auf, daß mit Geschmetter  
 Der Fels der Echo niederkracht.

Die Faune, wie geschreckte Schafe,  
 Zerstreun sich in den wilden Hain;  
 Die Echo wird verdammt zur Strafe,  
 Die Knechtin eines Hofes zu sein.

Zuvor wird sie vom Sturm zerrissen;  
 Und so vervielfacht, darf sie nun,  
 Wie ein beladenes Gewissen,  
 Fortan nicht rasten und nicht ruhn.

Sie horchet am Tyrannenthron  
 Ganz seelenlos, doch immer wach,  
 Und schreiet im Posaunentone  
 Die tollste Schmeichellüge nach.

Betrug muß sie zur Weisheit flügeln;  
 Der Tollsinn wird durch sie ein Held;  
 So fliegt sie dann mit grauen Flügeln  
 Von Tagesblättern durch die Welt.

---

## Die Wittve vom Ganges.

Im Lande, wo die Palmen schatten,  
 Wo, bei dem düstern Todtenfest,  
 Die Gattin mit dem todten Gatten  
 Lebendig sich verbrennen läßt —

Da war mit einem Haustyrannen  
 Ein schönes, junges Weib vermählt;  
 Was Laun' und Eigensinn erfannen,  
 Mit allem wurde sie gequält.



Allein sie war Gehorsam schuldig:  
 Sie that, wie das Gesetz befahl,  
 Ertrug ihr hartes Loos geduldig,  
 Ertrug den ganzen Herrn Gemahl.

Daß sie die seligen Genüsse  
 Des Himmelsreichs, durch Qual und Pein,  
 Auf Erden sich erdulden müsse,  
 Das prägten ihr die Priester ein.

Den Mann ergreift ein böses Fieber;  
 Man suchte Hülfe hier und dort;  
 Das Leben war ihm freilich lieber,  
 Allein die Krankheit riß ihn fort.

Schon läßt man Holz zur Todtenfeier,  
 Die Leiche zu verbrennen, weihn;  
 Die Gattin steht im Wittwenschleier,  
 Und schauet unbefangen drein.

Und muthig weiß sie sich zu fassen;  
 Die zarte Heldin zittert nicht,  
 So jung verbrennen sich zu lassen;  
 Und gläubig ehrt sie ihre Pflicht.

Gefang ertönt zu ihrem Lobe;  
 Sie schmückt sich, einer Göttin gleich,  
 Und weiht sich der Feuerprobe;  
 Die öffnet ja das Himmelreich.

Dort hofft ihr kindlich frommer Glaube,  
 Vom Erdenjammer auszuruhn,  
 Und sich in einer Palmenlaube  
 Mit Himmelsgeistern wohlzuthun.

Die Freunde kommen nun zusammen,  
 Der Opferheldin beizustehn.  
 „Bald,“ heißt es, „wirßt du aus den Flammen  
 Des Gatten ein zum Himmel gehn.“

„Dann wird er dort auch sein dich nennen!“ —  
 „Wie?“ — ruft sie: „dort auch mein Tyrann? —  
 Das Holz wird ohne mich schon brennen:  
 Geht, Freunde, geht und zündet an!“

---

## R o m .

Wie heißt der Staub, auf den ich sinnend trete?  
 Versteinert liegt sie da, die trümmervolle Flur;  
 Ja, hier stand Rom, die Königin der Städte,  
 Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat sich hier gestaltet,  
 Ein Riesenwerk von Herrlichkeit und Kraft:  
 So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;  
 Was hoch geprangt, er hat's hinweg gerafft!

Was an Jahrhunderten sich aufgerichtet,  
 Was glänzend Fleiß und Kunst hervorgebracht,  
 Hat das ereilende Verhängniß so vernichtet,  
 So tief bedeckt mit räthselhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten  
 Aus diesem trümmervollen Raum?  
 Der wüßte Rest, nicht mehr zu deuten,  
 Gleich einem halbvergeßnen Traum.

Dort rasten einst bepurpurte Verbrecher,  
 Verhöhrend Göttlichkeit und Menschlichkeit und Recht;  
 Da schwärmen Geier durch zerrissne Prunkgemächer,  
 Ein würdiges Nachfahrgeschlecht!

Rom — welch ein Grab! Dieß wilde Dornestrüppe  
 Trieb der begrabne Pomp hervor;  
 Es ist, als sträubte noch das riesige Gerippe  
 Zu Hügeln seine Rasendeck' empor.

Ist das der Boden, der die Fabier getragen?  
 Auf den herab der Schild Minervens fiel?  
 Was blieb zurück aus jenen großen Tagen?  
 Nichts, als der Schrei nach Brot und Spiel.

Die alte Roma trieb, sich müßig zu zerstreuen,  
 Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;  
 Die neue Roma spielt mit neuen  
 Halbgötterschaften und mit Gott.

Das ist die neue Frucht aus altem Samen!  
 Betroffen schaut der Wandrer ihn,  
 Den alten Wahn mit neuen Namen,  
 Zu den bekränzten Tempeln ziehn.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle:  
 So feiert sie ein stetes Tempelfest;  
 Im Götterschmucke prangt die heutige Cybele,  
 Nur daß sie sich Maria nennen läßt.

Ist hier der Raum, durch den die Siegerhymnen flogen?  
 Zur Inschrift dieses Raums erkor die Zeit  
 Schon mitten im Triumph den Ehrenbogen:  
 Die Inschrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einst Könige gestanden:  
 Da riß die Zeit die Marmorstufen fort:  
 Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;  
 Da schleicht der finstre Meuchelmord.

Dies Anschau — trübe wird's und trüber —  
 Es sieht, was unterging, in Dem, was sich erhielt!  
 Da schattet noch der Riesenbau herüber,  
 Wo Uebermuth mit Menschenblut gespielt!

Er starrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,  
 Verurtheilt zu der ewig langen Schmach,  
 Es vor der fernsten Nachwelt auszusprechen,  
 Was an der Menschheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöschendes Geschimmer  
Aus der Ruine noch hervor;  
Es ist, als ob die Zeit, beim Weggehn, diese Trümmer  
Von ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:  
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!  
Und welcher Aufschwung! welches Ende!  
So sank die Götterstadt dahin!

Dort schlummerten in enger Wiege,  
An einer Wölfin Brust empor gesäugt,  
Die glänzenden Triumphe jener Siege,  
Von denen schrecklich die Verwüstung zeugt.

Mit dunkeln Resten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,  
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;  
Da strahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,  
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht so dumpf daher, wie sterbendes Verhallen,  
Dem schwermuthvoll der Pilger lauscht?  
Das ist der Strom, der um versunkne Hallen  
Zerstörter Heiligthume rauscht.

Der alte Strom, an dessen Strande  
 Die Hirteneinfalt einst ihr freies Haupt erhub,  
 Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande,  
 Und manches Opfer auch der Tyrannei begrub.

Ein kleiner Quell, entrieselt' er dem hohen,  
 Dem waldbefränzten Appennin:  
 So leif' entquoll die Obmacht der Heroen  
 Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeigt mir die Spur der Tritte,  
 Wo still und fromm die Hirtenunschuld ging?  
 Wer zeigt mir den Raum der schäferlichen Hütte,  
 Den, wie ein Liebesarm, der Nebenzweig umfing?

Da schmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern  
 Die kleinen Göttertempel — doch  
 Die Gottheit wohnte bei den Göttern,  
 Und heiligte die Menschen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,  
 Die nach des Tages Mühen sie umfing,  
 Als noch der kindlich fromme Glaube  
 Am Arm des Aberglaubens ging.

Dann traten, mit dem blutbefleckten Raube,  
 Die Völkermörder in das Götterhaus;  
 Vom Aberglauben zog der Glaube,  
 Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen spottete der Tempelhallen,  
 Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.  
 Die Heiligthume mußten fallen,  
 Wo längst das Heilige verschwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,  
 Erbauten sie ein Götterhaus;  
 O Friede, deinen süßen Namen  
 Sprach das, mit Salems Pracht geschmückte, Denkmal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,  
 Wagte, einen Tempel ihm zu bau'n;  
 Doch diese Gottverhöhnung sollte  
 Die späte Welt an grausen Trümmern schau'n.

Wie starre Schatten stehn nun da die Prachtruinen,  
 Die finstern Trauerzeugen ihrer Zeit!  
 Jahrhunderte schon nagt an ihnen  
 Die schwelgende Vergänglichkeit.



Die Höhe dort, wo die Drakel logen,  
 Wo mit dem reichen Opferdust  
 Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,  
 Umschleicht schon mehr und mehr der Gifthauch böser Luft.

Der Gifthauch, der durch diese Wüsten zittert,  
 War er vielleicht der letzte Athemzug  
 Des Frevelreichs, das, tief durch Missethat erschüttert,  
 Barbarenhand darnieder schlug?

Ich sende vom Ruinenstaube  
 Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —  
 Wann kehrtst du, reiner Herzensglaube,  
 Du Geist aus Gott, wann kehrest du zurück?

Religion, mit grellen Farben  
 Ist hier dein Leichnam ausgeschmückt;  
 Allein dein Geist, für den geweihte Männer starben,  
 Ist deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Priester, führt mich hin zu ihren Marterstellen!  
 Ihr suchet Wunder dort; allein das Licht,  
 Das sie entzündeten, das Leben auf zu hellen,  
 Das Licht der Wahrheit sucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit  
 Mein Opfer bringe, mein Gebet!  
 Ich kenne sie am Schmuck, ihr Schmuck ist Klarheit,  
 Die euren eiteln Prunk verschmäht.

Die Wildniß hier, wie stumm; und dennoch redet  
 Der wüste, trümmervolle Raum  
 Den Pilger an: „Schaut wie die Pracht verödet!  
 Nur Wahrheit — sonst ist Alles Traum!“ —

---

## Elegie

auf dem Schlachtfelde bei Runnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln  
 Stieg der Tag in's Abendland hinab;  
 Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln  
 In den Seen ihren Frieden ab.  
 Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,  
 Wo der Fichtenschatten mich verbirgt!  
 Hier soll einsam meine Seele trauern  
 Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.

Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!  
 Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!  
 Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,  
 Weh' um mich die Stimme dieser Luft!  
 Hier, an dieses Hügels dunkler Spitze,  
 Schwebt, wie Geisterwandel, banges Graun;  
 Hier, hier will ich, vom bemoosten Sitze,  
 Jene Schedelstätten überschaun.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,  
 Wo das Erntefeld des Todes war;  
 Durcheinander liegen die Gebeine  
 Der Erschlagenen um den Blutaltar.  
 Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,  
 Hier ein Haupt, an Feindes Brust gelehnt,  
 Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —  
 Nur das Leben haßt; der Tod versöhnt.  
 O, sie können sich nicht mehr verdammen,  
 Die hier ruhn! sie ruhen Hand an Hand;  
 Ihre Seelen gingen ja zusammen,  
 Gingen über in ein Friedensland;  
 Haben gern einander dort erwiedert,  
 Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.

Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdet,  
 Weist den Himmel weg aus dieser Welt.  
 Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,  
 Wo herüber die Cypresse hängt:  
 Darum reicht einander doch die Hände,  
 Eh' die Gruft euch an einander drängt!

Aber hier um diese Menschentrümmer,  
 Hier, auf öder Wildniß, ruht ein Gluch;  
 Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,  
 Wie ein weites, weißes Leichentuch.  
 Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;  
 Seine Väter sahn die grause Schlacht:  
 O, sie schlafen ruhig, und verträumen  
 In den Gräbern jene Flammennacht!  
 Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,  
 Ragt der alte Kirchenturm empor,  
 Hält in seinen narbenvollen Zügen  
 Seine Welt noch unsern Tagen vor.  
 Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;  
 Aber ruhig, wie der große Sinn  
 Seiner Deutung, sah er auf die Flammen  
 Der umringenden Verwüstung hin.

Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,  
 Und von Mondesanblick halb erhellt,  
 Ueber diesen Hügel, und beschauet,  
 Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?  
 Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,  
 Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln  
 Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.  
 Diese Greisin, diese düstre Fichte  
 Zeigt die Narben, die auch sie empfing,  
 Weist dahin, wo blutig die Geschichte  
 Böser Zeiten ihr vorüber ging.  
 Als hier wild die Waffendonner stürmten,  
 War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,  
 Und, wie Hände der Natur, beschirmten  
 Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —  
 Herrscher deiner Welt, du warst so groß;  
 Aber doch — das härteste von allen  
 War dein Loos, es war ein Königsloos!  
 Mann des Ruhmes, konnten alle Blüten  
 Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,

Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,  
 Diesen Weg, der über Leichen ging?  
 Menschen fielen, gleich gemähten Aehren!  
 Ach, sie fielen dir, du großer Mann!  
 Da, da war es, als dein Herz in Zähren  
 Auf den blutbesprühten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluten  
 Spiegelten zurück das Todesschwert;  
 Dieser Himmel sah das Opfer bluten;  
 Dieser Hügel war ein Opferheerd!  
 Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;  
 Wo der Halm im Monde zuckend nickt,  
 Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,  
 Nach der Heimathgegend hingeblickt.  
 Da, wo die Eikad' im düstern Thale  
 Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,  
 Da, da hat vielleicht zum letzten Male  
 Manches zarte Lebewohl gestöhnt.  
 Und der stille Wanderer, welcher traurig  
 Sich dem Graun der Gegend überläßt,  
 Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig  
 Ihm den Athemzug zusammen preßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,  
 Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?  
 Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,  
 Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?  
 Ist es Wandel einer düstern Trauer,  
 Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,  
 Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer  
 Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?  
 Wandelst du dort, arme Mädchenseele,  
 Der die Wuth den holden Freund entriß?  
 Schattest du dort um die Todtenhöhle,  
 Durch das Nachtgraun deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,  
 Wie ein weißer, schleierheller Geist?  
 Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!  
 Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.  
 Wo den Raum die Ulmen überschleiern,  
 Sang der Frühlingsfänger in den Staub.  
 Diese Stelle will ich heilig feiern;  
 Ach, und kann sie nur bestreun mit Laub!  
 Rinnen laß hier eine Silberquelle!  
 Winde deinen sanftern Blumentag,

Holder Frühling, um die rauhe Stelle,  
 Wo dein edler Sänger blutend lag!  
 Hier, aus diesem wilbernden Gesträuche,  
 Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,  
 Hebe sich der Schatten einer Eiche,  
 Grün' ein zartes Myrtenreis empor!  
 Und im dunkelgrünen Eichenlaube  
 Sirre, wenn der Lenz vorüber zieht,  
 Klagend eine silberweiße Taube  
 Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied!  
 Aber in dem Myrten dunkel säume  
 Die Begeißtung einer Nachtigall;  
 Und die Waldblust schweb' um ihre Träume,  
 Wie ein sanft gehaltner Wellenfall!  
 Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,  
 Das der Boden dieser Stelle trieb,  
 Wie der Nachhall eines Flötenhauches,  
 Der uns aus des Dichters Leben blieb!  
 Und im zarten Weiß der sanftern Trauer  
 Nahe sich die Mondnacht diesem Raum;  
 Feiernd trete sie in seine Schauer,  
 Wie ein heiliger Erinnerungstraum!



Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;  
 Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick.  
 Der geweihte Mann wirft seinen Schatten  
 Dort noch aus Elysium zurück.  
 Viel der edlen Männer sind gefallen;  
 Aber, Kleist, dein Name tritt hervor,  
 Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,  
 Aus der Flut der Zeiten sich empor.  
 Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig  
 Einen Namen sucht, ein stummes Grab;  
 Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig  
 Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,  
 Was die Menschheit vor dem Weltengeist,  
 Wenn der wilde Tod aus den Geweben  
 Ihres Daseyns so die Fäden reißt?  
 Welche Fäden sind hier abgerissen!  
 Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —  
 Hier stehn wir, und hinter Finsternissen  
 Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,  
 Und die Zeit, mit Trümmern wüß umringt,

Zählt am Uferrand der Lebensfülle  
 Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.  
 Schwankend irren wir im finstern Sturme;  
 Wechselftod beherrscht die Finsterniß;  
 Er beraubt den Halm und giebt dem Wurme,  
 Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luftig spielt das Laub des Ulmenbaumes  
 An den frischen Nestern um den Stamm;  
 Regt darin sich noch ein Nest des Traumes,  
 Der ein Mal in Nervensäften schwamm?  
 Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,  
 Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn;  
 Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn, und Ranken  
 Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.  
 Dieser Staub am Wege hing um Seelen;  
 Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz;  
 Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen  
 Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hierher, Volksregierer!  
 Hier, bei dem verwitterten Gebein,

Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,  
 Deiner Welt ein Friedensgott zu seyn!  
 Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!  
 Zähle diese Schedel, Völkerhirt,  
 Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,  
 In die Stille niederlegen wird!  
 Laß im Traum das Leben dich umwimmern,  
 Das hier unterging in starres Graun!  
 Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern  
 In die Weltgeschichte ein zu baun?

Einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!  
 Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!  
 Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schedel,  
 Und der Lorbeerkranz zum Nasenstück!  
 Cäsar fiel an einem dunkeln Tage  
 Ab vom Leben, wie entwürmtes Laub;  
 Friedrich liegt im engen Sarkophage:  
 Alexander ist ein wenig Staub.  
 Klein ist nun der große Weltbestürmer;  
 Er verhalte, lauten Donnern gleich;  
 Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,  
 So wie die Satrapen in sein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,  
 Die durch hochbefrängte Tage rinnt:  
 Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,  
 Wo das Leben stille steht und sinnt.  
 Katharina's Lorbeerthaten zögen  
 Gern verhüllt den Lethestrom hinab;  
 Bessere retten ihre Gruft, und legen  
 Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,  
 Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,  
 Tönet eine feierliche Stimme,  
 Die dem Wanderer dumpf entgegenspricht:  
 „Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,  
 Sterne werden aus dem Nebel gehn;  
 Zittern werden die befrängten Sünden,  
 Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn.“

---

## Die Mausoleen.

1794.

Auch Gebietern drohet ein Gebieter;  
 Ueber der Natur steht hoch sein Thron;  
 Ihm gehorchen muß der Schlachtenwüther,  
 Ihm der Bettler wie der Fürstensohn.

Kronenträger waren diese Trümmer;  
 Zur Verwesung sanken sie hinab;  
 Ausgezogen haben sie den Schimmer,  
 Der sie, wie ein Lichtgewand, umgab.

Dich auch haben sie hierher begraben,  
 Guter! dich; allein noch waltest du;  
 Wunder, so die Welt durchdonnert haben,  
 Sie verschollen, gingen hier zur Ruh.

Habt ihr ganze Länder auch erschüttert:  
 Einer bebte nicht vor euch — der Tod!  
 O, ihr Herrscher, ihr auch habt gezittert,  
 Als er euch, hinweg zu gehn, gebot!

Kalt verstummen alle Schmeichelworte,  
 Die beredte Höflingsmiene schweigt,  
 Wenn mit einem König zu der Pforte  
 Der Verwесungen sein Liebling steigt.

Doch er kehret von dem Sarkophage,  
 Vom vergeßnen Leichenpomp zurück;  
 Heuchelei war seine letzte Klage,  
 Eine Lüge war sein Thränenblick.

Hier im engen Marmor, mit den Resten  
 Der verwesnen Herrlichkeit erfüllt,  
 Liegt ihr einsam, fern von euren Festen,  
 Nur mit Staub und Purpur überhüllt.

Ach, wie schrecklich! schrecklich umgestaltet  
 Ist das Haupt der hohen Majestät!  
 Diese kalten Hände, fromm gefaltet,  
 Haben ein Mal doch zu Gott gefleht!

Und, als ob die Glittern nicht verschwänden,  
 Rissen sie noch in das öde Grab,  
 Schon erstarrt, den Gleiß von hundert Händen  
 Zum Verwesungspomp mit sich hinab.

Aber schlugen sie dem Volke Wunden,  
 Haben sie nach Raub sich ausgestreckt:  
 Ihr Tyrannen, o dann seyd verschwunden!  
 Glückliche, wenn kein Lebenstraum euch schreckt!

Möge Saatsfeld jede Spur bedecken,  
 Wo durch euch vergossnes Blut verrann!  
 Euch nur fasse des Bewußtseyns Schrecken,  
 Wenn der Schlaf im Grabe träumen kann!

Todtenstille, werde du zur Klage!  
 Seufz' ihn wach, den tiefsten Schläfer wach!  
 Rausch' ihm alle Morde seiner Tage  
 Bis zur fernen Richterstelle nach!

Schauer nahn, den finstern Traum zu bilden!  
 Grause Schatten treten blutig auf;  
 Geister der Erschlagenen, aus Gefilden  
 Wilder Schlachten zittern sie herauf.

Ach! sie waren einst beglückte Väter,  
 Vatten, Söhn': und all' dieß Lebensglück  
 Fordert ihre Klage vom Verräther  
 Ihres Volkes fürchterlich zurück.

O! verrufen sey die Gruft des Bürgers,  
 Dessen Schwur ein gutes Volk betrog!  
 Der den Frieden und das Blut des Bürgers  
 Feil für Gold in fremde Hände wog!

Du, Geschichte, deine strenge Rüge  
 Harret nicht mehr, sie zieht vor ihr Gericht  
 Die dem Marmor aufgezwungne Lüge,  
 Und verschont gesalbte Frebler nicht.

Ha! sie spricht, sie donnert ernst und düster,  
 Was ihr nimmer hörtet, nimmer laßt;  
 Eure Stellen zeigt sie, Volksverwüster,  
 Hier, spricht sie, hat ein Monarch geraßt! —

Doch mich wehn von ruhenden Gebeinen  
 Guter Fürsten sanftre Schauer an.  
 Leitet mich, ihr Schauer, daß ich weinen,  
 Dort mein Herzensopfer weinen kann!

Du, o du, den nicht der Wittwe Jammer  
 Wimmernd anklagt, ruhig sei dein Grab!  
 Wehmuth send' in deine Friedenskammer  
 Eine Ros' und eine Thrän' hinab!

---



**Entsagung.**

1790.

Meine Früchte sind gebrochen,  
 Meine Rosen sind gepflückt,  
 Und das letzte frohe Pochen  
 Dieses Herzens ist erstickt;  
 Dieses Herzens, das so innig  
 Seine Lieb' um alles schlang,  
 Seinen Haß so gern versang,  
 Nur vielleicht zu eigensinnig  
 Gegen Sturm und Fluthen rang.

Was, o Herz, hast du errungen?  
 Wo ist dein gelobtes Land?  
 Deine schönsten Huldigungen  
 Nahm die Hoffnung an — und schwand.  
 Nun ist dieser Muth geschieden,  
 Der so stolz die Flügel schlug,  
 Und auf seinem Adlerflug  
 Meine Seel' und ihren Frieden  
 Mitten durch die Stürme trug.

Dich nur kenn' ich noch, o Freude,  
 Die du dem Geräusch entweichst,  
 Und zur dunkeln Thränenweide  
 Gern mit deiner Wehmuth schleichst.  
 Dort umwanzt mich noch ein Schimmer,  
 Wie ein Geist aus tochter Welt,  
 Der sich still zu mir gesellt,  
 Und im Dunkellicht die Trümmer  
 Der Vergangenheit erhellt.

Alles ist vorüberfliehend!  
 Weinend reißt sich aus dem Schooß  
 Eines Lebens, das so blühend  
 Sie umfing, die Seele los.  
 Unter frommen Nachtigallen  
 Ist mein schönster Traum verhallt;  
 Wachend seh' ich jetzt: der Wald  
 Wird, wenn seine Blätter fallen,  
 Heller wird er, aber kalt.

Ueber Gegendruck und Mängel  
 Flog ich hin, mit Lust und Scherz;  
 Alle Menschen waren Engel,  
 Alle lud ich in mein Herz.

Alles, alles fühlt' ich leiser,  
 Was das Leben nieder drückt,  
 Leicht befriedigt, leicht entzückt;  
 Jetzt bin ich ein wenig weiser,  
 Und viel weniger beglückt.

Junge, heitre Wünsche traten  
 Hin vor meine Phantasie,  
 Die für alles, was sie baten,  
 Ihnen Zuversicht verlieh;  
 Furchtlos, irgendwo zu stranden,  
 Schifften sie den Strom der Zeit,  
 Unter scherzendem Geleit,  
 Rasch und fröhlich hin, und fanden  
 Nicht das Land der Seligkeit.

Doch war schön die Zeit der Blüte,  
 Schön die Thyrsuschwingerin;  
 Hold, wie lauter Lieb' und Güte,  
 Froh, wie lauter Lebenssinn,  
 Warf sie freundlich auf den Reigen  
 Meiner Stunden ihren Kranz;

Angethan mit ihrem Glanz,  
 Hielten unter Rosenzweigen  
 Glaub' und Hoffnung ihren Tanz.

Glaub' und Hoffnung, immer leiser  
 Schlichen sie von mir sich fort!  
 Meine schönsten Lebensreiser  
 Sind von mir hinweg gedort!  
 Und die Welt? — ach! die Geschichte  
 Ist der Wiederhall der Zeit,  
 Die sich mit sich selbst entzweit.  
 Komm, mein Herz, o komm und flüchte  
 In den Schooß der Einsamkeit!

Wird die Welt uns noch vermessen,  
 Wenn in ihr uns nichts genügt?  
 Wenn der Fremdling, abgerissen  
 Wie ein dürrer Zweig, da liegt?  
 O, dann muß er scheiden lernen!  
 Hier ist nicht das Land der Ruh!  
 Armer Pilger, steure du,  
 Unter ausgelöschten Sternen,  
 Tröstender Entsagung zu!

Kein verzagendes Gewinsel  
 Högre deinen raschen Lauf!  
 Eine stille Friedensinsel  
 Nimmst dich endlich schirmend auf.  
 Doch, ihr fernen Huldgestalten,  
 Ihr verlaßt den Fremdling nicht;  
 Ihr seyd ihm ein stilles Licht,  
 Wenn die finstern Stürme walten,  
 Und das morsche Fahrzeug bricht.

---

## Theodor Körner.

### 1.

Hoch prangte schon der Stamm der jungen Eiche,  
 Wohl festlich schwebt' um ihn das junge Grün,  
 Und amuthreich und kräftiglich und kühn  
 Hob er sein Haupt empor zum Wolkenreiche.

Es sollte Herrliches an ihm erblühn:  
 O, darum drang so rasch der Kronenreiche  
 Hervor, empor aus allem Waldgesträuche;  
 Melodisch tönte das bewegte Grün;

Es trieb und strebt'; und seine Zweige klangen,  
 Als hätt' Apoll, der Musengott und Held,  
 An dieß Gezweig die Leier aufgehangen.

Doch ach! er sank! — Ein Sturm hat ihn gefällt —  
 Mein Jüngling sank, zu früh vom Tod' umfassen,  
 Im Jugendkranz, ein Sänger und ein Held.

## 2.

Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?  
 Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!  
 Er schlaf' im Nachhall seiner Liebergaben,  
 Im Nachglanz seiner schönsten Heldenthat!

Sein Herz war groß, sein freier Sinn erhaben,  
 Sein Leben Wechselklang von Lied und That.  
 Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!  
 Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben? —

„Dein Jüngling schlummert, wo das Waffensfeld  
 „Des edlen Blutes viel, ach, viel verschlungen.“ —  
 Da werde deinem Geiste, junger Held,

Das letzte Lied, das deiner Harf entklingen:  
 „Du segne mich, o Vater!“ \*) nachgesungen!  
 Dieß war dein Gruß in einer stillern Welt.

## 3.

Die ihr in ihm ein zweites Daseyn hattet,  
 Begleitet mich zum Hügel seiner Gruft,  
 Auf der das Schwert sich mit der Leier gattet!  
 Umwalte leise dort der Opferduft

Die Eiche, die das theure Grab beschattet;  
 Begegnen wird uns die geweihte Luft:  
 Die Freundschaft hat ihn weinend dort bestattet,  
 Sie führt uns hin zum Hügel seiner Gruft.

Ihr werde, was die heilige Stelle fodert:  
 Ein Rosenlenz umschmücke da den Raum,  
 So blühend, wie sein kurzer Jünglingstraum!

Seht! wo die Flamm' entbrannter Wuth gelodert,  
 Da, wo das Graun der todten Schlacht vermodert:  
 Da weiht sein Grab zum Heiligthum den Raum!

---

\*) Gebet während der Schlacht. S. Theodor Körners Leier und Schwert.

## 4.

Da schlummert denn der Bögling der Ramónen:  
Vergiß ihn nicht, mein deutsches Vaterland!  
Die Krone, die sein Jugendhaupt umwand,  
Kann nicht mehr ihn, nur seine Urne, krönen.

Du Hirtin, fragst nach seinen Liedertönen?  
Sein Geist ist mit uns, seine Hülle schwand.  
Und ihr, ihr Edleren von Deutschlands Söhnen,  
Hier schwört euch fester an das Vaterland!

Im heiligen Kampf der Rettung hat vor Allen  
Den Weg zum Ziel er sich zuerst gebahnt.  
Bei seiner Urne fühlt, was er geahnt!

So feiert ihn, indeß aus nahen Hallen  
Der Laubgewölb' ein Chor von Nachtigallen  
An seine lieblichen Gesänge mahnt.

---



## Die Betende.

1790.

Heilig, heilig, wo die Tanne dunkelt,  
 Heilig ist der feierliche Hain;  
 Selbst das Licht, das durch die Zweige funkelt,  
 Zittert, wie die Ehrfurcht, still herein.  
 Nur Gedanken, die den Himmel tragen,  
 Dürfen sich der Feierstelle nahn,  
 Dürfen sich in diese Schatten wagen,  
 Die Elisen beten sahn.

Ja, sie weihte das tiefe Schweigen,  
 Welches noch auf diesem Haine ruht.  
 Flammte hier nicht, unter finstern Zweigen,  
 Ihrer Andacht stille Opferglut?  
 Sanfter war das Wehn des Blütenfalles,  
 Der sich, wie Verklärung, niedergoß.  
 O wie still — wie still und selig alles  
 Sich an ihre Andacht schloß!

Eine Spur von dem Verklärungsglanze,  
 Der um ihren frommen Blick geschwebt,  
 Leuchtet noch an jedem Ulmenkranze,  
 Der den kleinen Tempel überwebt,  
 Wo sie, leise umduftet von der Blume  
 Dieses Hains, so selig, wie ein Tag  
 Der Vergeltung, in dem Heiligthume  
 Gottes auf den Knieen lag.

Ist es nicht, als ob die schöne Jugend  
 Der Unsterblichkeit die Stell' umblüht,  
 Wo die Freundin jeder stillen Tugend  
 Am Altare der Natur gekniet?  
 Welche Ruhe, welcher Himmelsfriede  
 Athmet hier im frischen Blumenduft!  
 Wie ein Hauch vom Auferstehungsliede  
 Regt es sich in dieser Luft.

Diese Lüfte, die den Seufzer trugen,  
 Der, wie die Vollendung, von dem Staub  
 Eine fromme Seel' entführte, schlugen  
 Leiser ihre Flügel um das Laub.

Weht mich an, ihr Lüfte dieses Laubes!  
 Haucht in meine Jugend ihren Muth,  
 O den Muth, auf dem die Last des Staubes  
 Neben sanfter Duldung ruht!

Duldung darf die keusche Rose pflücken,  
 Die mit Dornen ihren Thron umbaut;  
 Muth der Duldung führet zum Entzücken  
 Die Erlösung heim, wie eine Braut.  
 Du, ihr Engel, du sahst die Erhebung  
 Ihrer Seelenstille, sahst, wie voll  
 Diese Ruhe, diese Gottergebung  
 In ihr schönes Leben quoll!

Sahst die Blumen, um sie her gegossen,  
 Ihre Unschuld sahst du, hell, wie Licht,  
 Hell und rein von jeder Schuld umflossen,  
 Und vermiffest deinen Himmel nicht.  
 Eine Zähre trat aus ihren Blicken,  
 Wie ein Glanz der bessern Welt, hervor;  
 Und das schöne, weinende Entzücken  
 Flog mit ihrer Seel' empor.

Hoch empor, und fern von dem Getümmel,  
 Das um leere Schattenfreuden kreist;  
 Und ihr Herz — sie fühlt' es — war ein Himmel,  
 Und der stille Gott darin, ihr Geist.  
 O! der Schauer ihrer Gottesfeier,  
 Der mit seiner Weihe mich umfängt,  
 Er bewegt den grünen Schattenschleier,  
 Der um diesen Tempel hängt!

Weiche nie, du feierliches Grauen,  
 Das zurück des Frevlers Tritte schreckt!  
 Hier begehrt mein Herz sich an zu bauen,  
 Hier am Altar, den die Ulme deckt.  
 O wie fühlt sich hier die Seele größer!  
 Wie berufen, Engel einst zu seyn!  
 Bitternd kam es, aber wahrlich besser  
 Geht mein Herz aus diesem Hain!

---

## Blume

auf das Grab eines Kindes.

Ruhig schlummre deine Hülle,  
Und die Sommerluft des Thals  
Wehe leiser um die Stille  
Deines kleinen Todtenmals!

Eine junge Lerche schwinge  
Wenn der Lenz dieß Thal bezieht,  
Sich an deiner Gruft, und singe  
Dir ein Auferstehungslied.

Strebt zu höhern Lebenstriebe  
Auch die Blumenseele fort:  
O! dann spricht ein Pfand der Liebe  
Noch zu dir ein holdes Wort.

Eine weiße Rosenblüte  
Warf die Lieb' in deine Gruft.  
Schlummre, wie von Huld und Güte  
Eingewiegt, in ihrem Duft!

Sie warf' auf deinem Herzen  
 Ruhig, wie dein Aug' entschlief,  
 Als ein Engel dich den Schmerzen  
 Deiner letzten Stund' entrief.

Eine blühende Aurore  
 Hat dich, Kind, so früh verklärt;  
 Unser harret die spätre Hore,  
 Die auf Abendwolken fährt.

Unstät ist das Heil hienieden:  
 Wohlgesichert eiltest du  
 Junge Himmlische, dem Frieden  
 Seliger Naturen zu.

Deine Seel' ist, wo die reinen,  
 Wo die guten Geister sind:  
 Wohl dir! du wirst nicht mehr weinen,  
 Du wirst nicht mehr bluten, Kind!

---

An  
die Natur.

Laß mich allein, verfolgende Gefühle  
Von Zwang und Pein!  
Nimm du mich auf in deine frische Kühle,  
Du stiller Hain!  
Hier bin ich frei, entflohn der bunten Halle  
Voll wilder Lust;  
Hier bin ich Eins mit dir, Natur, und falle  
Dir an die Brust.

Hier bin ich mein! - Blütenlaub und Eppich  
Durchwirken reich  
Mit Blumen mir zum Sitz den grünen Teppich  
Am Nußgesträuch.  
Die Melodie'n der Nachtigall bewohnen  
Dies Blüthenhaus;  
Und Epheu gießt die dunkelgrünen Kronen  
Darüber aus.

Hier naht sich mir im Kypelton der Blätter  
 Der Geist der Ruh',  
 Und führet mir die sanften Friedensgötter  
 Der Stille zu.  
 Die Echo mag der Felsengrott' entschweben,  
 Wie Nachgetön  
 Aus einem längst verhallten, schönen Leben  
 Mich an zu wehn!

Erinnerung deß, was Grab und Zeit verschlungen,  
 Wird auf den Hain  
 Der Schwermuth dann, wie zarte Dämmerungen,  
 Verklärung streun.  
 Der Hain wird sich zum Göttersitz beseelen,  
 Und sein Gesang,  
 Der leise Laut verhüllter Philomelen,  
 Zum Sphärenklang.

Das dunkle Grün erfüllt ein heilig Grauen,  
 Und du, Natur,  
 Vergöttlichst rings um mich die Blumenauen  
 Zur Sternenflur.



Du, Hohe, sprichst in tausend Huldgestalten  
Zu meinem Geist;  
Und heilig wird mir deine Wahrheit halten,  
Was sie verheißt.

Du sprichst: „Ich bin's, die jene lichten Kerzen  
Des Himmels hält;  
Ich trag' auch dich so fest an meinem Herzen,  
Wie eine Welt.  
Du mögest hin durch Nacht und Klippen wandern,  
Dich halt' ich, Sohn,  
Mit diesem Arm, und hange mit dem andern  
An Gottes Thron!“

---

Der  
Mittag des Lebens.

Im duftigen Schatten der heiligen Eichen,  
Hier eilt, wie die Stunde, der flüchtige Bach;  
Er rinnt durch die Nächte von dunkeln Gesträuchen,  
Und rauscht mir den Traum des Vergangenen wach.

Leis' umschattendes Erinnern  
Der entschlafnen Zeit, o, du  
Ueberwölkest, tief im Innern,  
Die Gefühle meiner Ruh'!

Ich blicke von schweigenden Höhen hinunter,  
Die doppelte Ferne tritt dämmernd hervor;  
Ein helleres Morgenland ging mir dort unter,  
Ein dunkleres Abendland hebt sich empor.

Mit den Tagen, die entschliefen,  
Sah ich Großes untergehn.  
Und was wird aus jenen Tiefen  
Dunkler Sterne auferstehn?

Weit hinter mir ruhet, mit Nebeln umwoben,  
 Ein Borland, bewehet von seliger Luft:  
 Da spielte die Kindheit; die Frühlinge hoben  
 Bekränzter die Stirnen aus Lauben voll Duft.

Weht mich an, ihr Jugendlüfte!  
 Führt noch ein Mal mein Gemüth  
 In die Zeit der Rosenbüfte!  
 Ob die Ros' auch nicht mehr blüht!

Der heilige Morgen des Lebens umglüht  
 Die freundlichen Tage so ruhig und warm;  
 Und, wie eine weiße, lebendige Blüte,  
 So flatterte Dora mir kindlich am Arm.

Dora, Dora! dumpfe Laute  
 Weinen in der Maienluft,  
 Seufzen in dem Farrenkraute  
 Deiner eingesunkenen Gruft.

Doch welche begeisternde Töne verhallen  
 Da drüben! wie wehen die Lüfte so frisch!  
 Was schwebet empor aus den duftigen Hallen,  
 Aus Hecken von Myrten- und Rosengebüsch?

Sieh, auf Nachtigallenflügeln  
 Schwebt durch einen weiten Raum,  
 Ueber Ros- und Myrtenhügeln,  
 Jüngling, dein entzückter Traum!

Der Friede der Unschuld, die Unschuld der Tauben,  
 Dieß Götterpaar weihte die irdische Flur.  
 Der Jüngling war selig: er konnte noch glauben;  
 Und liebend umfing ihn die ganze Natur.  
 Ach! es waren schöne Bäume,  
 Die dem Träumer Schatten liehn.  
 Armer Jüngling! deine Träume,  
 Mußten sie so bald entfliehn?

Hinein in die Arme der Hoffnung! sie schirmen,  
 Sie tragen durch's Leben den sinkenden Geist.  
 Dort hinter den Nebeln und hinter den Stürmen,  
 Dort blühet das Heil, das die Göttin verheißt.  
 Sie auch schwand, wie Traumgestalten;  
 Weit entrückt dem Götterhain,  
 Stand der Jüngling in der kalten,  
 Rauhen Gegenwart allein!

Doch immer noch tönten ihm himmlische Laute,  
Wie Harfen durch einen bezauberten Wald;  
Es nahte die Muse, die Göttervertraute,  
Selbst himmlisch in seliger Göttergestalt.

In den stillen Weifestunden  
Trug sie hoch empor das Herz;  
Balsam gießt sie in die Wunden,  
Und bespricht den wilden Schmerz.

Sie jauchzt mit der Freude, sie weint mit dem  
Harme,  
Bestreuet mit Blumen die Stellen der Ruh';  
Sie führet den einsamen Pilger dem Arme,  
Sie führet dem Herzen der Freundschaft ihn zu.  
Freundschaft bleibt, — was das Geschlängel  
Dieses Weltstroms auch verwäscht, —  
Bis der letzte Lebensengel  
Seine stille Fackel löscht.

Einst rannen mir heller und sanfter die Quellen;  
 Einst blühte mir schöner der duftende Hain.  
 Komm, himmlische Muse, die festlichen Stellen,  
 Wie heilige Gräber, mit Kränzen zu weihn!

Du vermagst, mich zu versöhnen  
 Mit des Lebens Unbestand;  
 Unter deinen sanften Tönen  
 Sei begrüßt, mein Abendland!

---

## Der Abend.

Schon glimmt, von der Beleuchtung  
 Des Wiederscheins erhellt,  
 Die zarte Thaubefeuchtung  
 Durch's grüne Halmenfeld;  
 Und, leise niederfallend  
 Auf Wiese, Feld und Hain,  
 Hüllt schon der Nebel, wallend  
 Und weich, das Dörfchen ein.

Das Hüttenthal wird stiller,  
 Und schweigender der Wald,  
 Der, bis zum letzten Triller  
 Im Rosenbusch, verhallt;

Und, wie von holder Lippe  
 Ein weiches, sanftes Wort,  
 So flüstert um die Klippe-  
 Das leise Lüftchen dort.

Und immer dunkelgrauer  
 Hängt das Gebirg', entsonnt,  
 Wie ein Gewitterschauer,  
 Am fernen Horizont.  
 Der Schatten steigt aus Höhlen  
 Des Nachtgebiets herauf,  
 Und in erhabnen Seelen  
 Gehn Lichtgedanken auf.

So naht die Abendfeier  
 In frischem Kräuterduft,  
 Mit einem Wiegenschleier  
 Voll Nachtviolenduft,  
 Und deckt ihn auf die Tage  
 Voll Lebenssonnenlicht,  
 Und auf die finstre Klage,  
 Zu der kein Engel spricht.

Sie lispelt durch das Schweigen  
 Des Thaies ihrer Ruh',  
 Und spricht aus allen Zweigen  
 Den Menschen Frieden zu.  
 Der Friede, der die Stürme  
 Der Menschen nicht mehr hält,  
 Besuchet nur noch im Schirme  
 Der stillern Nacht die Welt.

Es spiegelt sich im Thaue  
 Des Wiesen-thals der Geist  
 Der reichen Sternenaue,  
 Die tröstend uns umkreist,  
 Daß selbst die Blumenfläche  
 Dem, den die Erde drückt,  
 Von einem Himmel spreche,  
 Der auf ihn nieder blickt.

Der Tag ist eng und drückend,  
 Die Nacht ist still und groß;  
 Die Nacht erst legt erquickend  
 Der Welt uns in den Schooß.



Der Tag erhellt die Laube,  
 Dieß Hüttenthal der Zeit;  
 Die Nacht zieht, wie der Glaube,  
 Durch die Unendlichkeit.

Die Sehnsucht blickt aus trüber  
 Verhüllung in die Welt  
 Der großen Nacht hinüber;  
 Und melancholisch fällt  
 Durch düstre Wolkenbilder  
 Des Mondes Sichelschein,  
 Und macht die Wildniß wilder  
 Und heiliger den Hain.

Verhüllte Senfzer baden  
 Im Thaue sich, und ziehn,  
 Verwandelt in Eikaden,  
 Durch stilles Wiesengrün;  
 Und, gleich dem wildern Harme,  
 Tritt dort die Fichte vor,  
 Und streckt die dunkeln Arme  
 Zum Weltengeist empor.

Die Nacht, die auf dem Raume  
 Der weiten Gegend liegt,  
 Gleicht\* einem großen Traume,  
 Der an die Welt sich schmiegt.  
 Du aber, Lichtflur, fülle  
 Mit deinem schönsten Strahl  
 Idola's Abendstille,  
 Ihr kleines Maienthal!

Da schaue durch die Ranken,  
 Wo, tief in sich versenkt,  
 Die seligsten Gedanken  
 Die schönste Seele denkt;  
 Und sende holde Träume,  
 So himmlisch, wie die Ruh',  
 Und blühend, wie die Bäume  
 Der Seligen, ihr zu!

Ihr heitern Phantasieen,  
 Tragt, wie ein Geisterchor  
 Von sanften Harmonieen,  
 Ihr schönes Herz empor!

Vielleicht sind alle Blüten,  
Die auf der Lebensflur  
Den Hirtgang uns vergüten,  
Ein holdes Traumbild nur.

Und nahm vielleicht die hehre  
Natur uns darum bloß  
Daß sie uns bildern lehre,  
Wie Kinder, auf den Schooß,  
Die auch in höhern Räumen  
Das Urbild nimmer sehn:  
So laß uns Gott nur träumen,  
Es träumt sich ja so schön!

---

## Des Pilgers Nacht.

Die Nacht ist ernst! sie steht dort an der Pforte  
Der stillen Ewigkeit, voll Ruh' und Licht.  
Es sind geheiligte, geweihte Worte,  
Die sie zu meinem Geiste spricht.

Der große Weltensabbath ist begonnen;  
Der Altar steht in Glanz, und flammt empor,  
Und um ihn her die tausend, tausend Sonnen  
Im großen, feierlichen Chor.

Erhabne Nacht, zu deinem ernsten Throne  
Schaut mein begeistertes Gemüth hinauf;  
Du setzest dir die lichte, goldne Krone,  
Wie eine Königstochter, auf!

Dein Pilger feiert dich in deiner Fülle,  
Ob du auch keiner Feier nicht bedarfst,  
Und glänzend um die Hoheit deiner Stille  
Den reichen Sternenmantel warfst.

Wie Lüfte, so die zarten Wellen kräuseln,  
 Ziehn wunderbare Geister auf und ab;  
 Und feierliche Weissagungen säuseln,  
 Geweihte Nacht, von dir herab.

Dein leiser Hauch ist eine hohe Sendung,  
 Ein Friedensgeist, ein feierlicher Laut,  
 Der heilig das Geheimniß der Vollendung  
 Der stillen Dunkelheit vertraut.

Bei dir ist Ruh in jenen blauen Fernen,  
 Dort ist ihr heimathliches Land;  
 Sie muß dort oben wohnen bei den Sternen,  
 Dort weht ihr schimmerndes Gewand.

Dein Pilger wandelt noch im dunkeln Thale,  
 Geheiligt schwebt sein Geist zu dir hinauf,  
 Und richtet kräftig sich an deinem Strahle,  
 Wenn ihm der Stab entsinket, auf!

O! lind' umsäuselt mich dein hoher Friede,  
 Wie Ruhe, die von Himmelsrosen thaut.  
 Still! hör' ich nicht von einem Götterliede  
 Schon näher den entfernten Laut?

Du, Seele Gleim's, nach der ich hier mich sehne,  
 Vernehm' ich Dich? vernimmst auch Du mich dort?  
 Still, mein Gesang! — die heiße Herzensthräne  
 Fällt, ach! zu siegend dir in's Wort!

---

### Des Pilgers Nachtlieb.

Ruht, ihr weichen Seelen,  
 Die das Leben kalt umstürmt!  
 Ruht, wie in den Schummerhöhlen,  
 Die der Fackeljüngling schirmt!

Schweige das Getümmel,  
 Das den Frieden euch entführt!  
 Schweb' um euch ein stiller Himmel,  
 Den kein Erdensturm berührt!

Gleich dem müden Schnitter,  
 Träumt, wie durch den finstern Wald  
 Eurer Tage, das Gewitter  
 Dieses Lebens sanft verhält!

---

## Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;  
Da wandelt ein heimliches Wehen;  
Da ließen, mit festlichen Kronen im Haar,  
Erinnrung und Hoffnung sich sehen.

Die Hoffnung, im morgendlich blühenden Kranz,  
Schien ernst, wie der heilige Wille;  
Und sie, die Erinnerung, umleuchtete Glanz  
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung lispelt: „Ich durfte durch's Land  
Der seligen Träume dich leiten;  
Jetzt reiche getrost der Erinnerung die Hand!  
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den rosigen Sinn  
Der Stunden, voll Leben und Lieder.  
Leb' wohl! was geblühet hat, ist nun dahin!  
Am Grabe dort siehst du mich wieder!“

---

## Der Strom.

Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche  
 Vom Aufgang hin zum fernen Niedergang;  
 Er wogt so still, als ob er zögernd schleiche;  
 Doch reißt ihn fort der Wogenbrang.

Und auf dem Strom, welch ein geschäftig Leben,  
 Das ewig treibt und kämpft und nimmer ruht!  
 Vom Ufer schaut die Muse dieses Streben,  
 Und streuet Blüten in die Flut.

Sie wollen nicht in Kronenfesten prangen;  
 O, bleibt auch nur, vergänglich hin gestreut,  
 Ein Blatt an einem zarten Herzen hängen:  
 Heil sey dann ihrer Frühlingszeit!

---



## Abendfeier.

1785:

Abend war's; die Nachviole hauchte  
 Durch den Garten ihren leisen Duft;  
 Und ein junges Pfirsichwäldchen tauchte  
 Seinen Purpur in die weiche Luft.  
 Unter nachgesungenen Friedenstönen  
 Ging ein schöner Tag der Stille zu,  
 Und, wie Thaten, die ein Leben krönen,  
 Schwebten Blütenkränz' um seine Ruh.

Auf dem weißen Duftgewölke schliefen  
 Abendwinde, lieblich eingewiegt,  
 Ließen, thauend, Stille nieder triefen,  
 Die sich gern an gute Wesen schmiegt.  
 Hier, o hier im seligen Verhallen  
 Eines Tages, der so sanft verschied,  
 Durfte wohl der Engel Unschuld wallen,  
 Wenn ihm werth ist, was hienieden blüht.

Aber sieh! im liljenweißen Schleier  
 Trat Idola in den Laubengang,  
 Leis' umruht von abendlicher Feier,  
 Schön verklärt vom Sonnenniedergang.  
 Wie mit einem weichen Ton der Laute,  
 Rief sie: „Sonne, welch ein Scheideblick!  
 Nur der Unschuld leiser Hingang schaute,  
 So wie du, in seinen Tag zurück!“ —

. O, des stillen, lieblichen Verschwebens  
 Dieses Tons, voll Ruh und Himmelsinn! —  
 Zarte Seele, deines schönen Lebens  
 Sanfter Wiederhall erklang darin.  
 Weihend senkten sich die Blütenkronen,  
 Wie von weicher Himmelsluft geküßt.  
 Ja, des Himmels Mild' und Friede wohnen  
 Da, wo du der Engel Unschuld bist.

---

## An den Schlaf.

Sohn der Nacht! laß um Elfen  
Deine Stille niederthau'n,  
Duftig, wie auf Lilienwiesen  
Sommerliches Abendgraun!

Rein, wie Himmelsluft, ergieße  
Sich die Ruh um ihr Gemüth;  
Und mit schönen Bildern schließe  
Sich ihr sanftes Augenlied!

Nieder sink' es, wie ein Schleier,  
Welcher zwischen dieser Welt  
Und der stillen Seelenfeier  
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke  
Dieser Augen heilige Ruh!  
Wie ein Wölkchen, Schlummer, decke  
Dieß Gestirn der Liebe zu.

Komm aus Grotten frommer Hirten  
 Wo die Nachtigall noch säumt,  
 Während Zephyr, unter Myrten,  
 Süß von Blumenküssen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,  
 Himmlisch, wie die Lieb', und mild,  
 Wie der Friede, der den Kummer  
 Weich in seine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüte,  
 Selig, wie das Herz ihr wallt,  
 Wenn's von einer That der Güte,  
 Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern schöner Träume,  
 Die durch ihre Seele ziehn,  
 Schöpf aus Quellen lichter Räume  
 Zarte Rosen-Phantasie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypressen,  
 Aus des Lethestromes Flut!  
 O, sie darf ja nichts vergessen!  
 Engelthat ist, was sie thut.

Darum führe du ihr lieber  
 Sanft, mit deinem Elfenstab,  
 Einen schönen Tag vorüber,  
 Dem sie eine Krone gab!

---

### Auf den Tod einer Sängerin.

Wie still ist's in Idona's Halle,  
 In der ihr letzter Ton entschlief!  
 Wir horchen nach dem Wiederhalle,  
 Den sie in unsre Seelen rief.

Wir fühlten uns ihr nachgezogen!  
 Ein mächtiger, doch sanfter Zug,  
 Wenn unsre Seelen auf den Wogen  
 Der Tön' empor ihr Hymnus trug!

Und ließ sie Hirtenlieder scherzen:  
 Dann war's, als schlugen selbst im Bach  
 Die Wellen, wie entzückte Herzen;  
 Ein muntres Leben wurde wach.

Und alle Liederseelen klangen,  
 Wenn sie zu Wonnefesten kam!  
 Und nun ist sie hinweg gegangen,  
 Die so viel Himmel mit sich nahm!

Die Geister ihrer Lieder schweben  
 In einer höheren Natur;  
 Ein neuer Wohl laut kam in's Leben  
 Der Friedenshaine jeder Flur!

Erscheint die Zeit der Nachtigallen:  
 Laß weiße Blüten dann, o Luft,  
 Wie helle Thränen, niederfallen  
 Am Hügel ihrer heil'gen Gruft!

Und wo die Reime himmelblauer  
 Erinnerungsb Blumen auferstehn,  
 Da werden ahnungsvolle Schauer  
 Der Sehnsucht um ihr Grabmal wehn.

Indeß umschwebe still und milde,  
 Von leisem Nachgetön umhallt,  
 In einem sanften Lebensbilde  
 Uns ihre geistige Gestalt!

---

## Der stille Engel.

Es geht ein stiller Engel durch's Leben,  
 Der mit dem Leben geboren ist.  
 Ihm ward die hohe Vollmacht gegeben,  
 Dem Dulder die sinkende Seele zu heben,  
 Und Demuth zu winken Dem, der sich vermißt.

Was wär' es hier, wenn er uns nicht bliebe,  
 Wenn er dem Schmerz am Foltergerüst  
 Erlösend nicht die Ketten zerriebe?  
 Wohl ist er der Unschuld ein Engel der Liebe,  
 Der rosige Lippen zu Lilien küßt.

Er steht mit Erd' und Himmel im Bunde;  
 Kein Bild dem Leben getreuer ist.  
 Heil ihm! und Heil der seligen Stunde,  
 Worin er, mit himmlischem Lächeln, dem Munde  
 Des Edlen den fliehenden Odem entküst!

---

## Salomonische Lieder.

### 1.

Der Winter ist vergangen,  
Der Regen ist dahin,  
Und Wiesenblumen prangen  
Zum Kranz der Schäferin.

Schon wird, den Hain durchirrend,  
Die Turteltaube laut,  
Die liebend girrt, und girrend  
Das Nest der Liebe baut.

Schon treibt die von den Todten  
Erstandne Lebenskraft  
Im Feigenbaume Knoten;  
Die Ranke trieft von Saft.

Sie duftet in die Laube  
Den Wohlgeruch hinein.  
Komm, Freundin, süße Laube,  
Komm in den Rebhain!



Laß unter frohen Chören  
 Von Wald- und Feldgetön  
 Mich deine Stimme hören,  
 Und deine Schönheit sehn!

Denn lieblich sind die Töne,  
 Wenn deine Stimme schallt,  
 Und hold ist deine schöne,  
 Sanft blühende Gestalt.

---

## 2.

**W e c h s e l g e s a n g .**

St.

Du, den meine Seele liebt, o sage,  
 Sag', in welchen Rosen weidest du?  
 Unter welchem Nachtigallenschlage  
 Deckt die Ceder deine Mittagsruh?

Sage mir, wo duften dich die Myrten,  
 Und die Liljen, und die Rosen an?  
 Sage mir es, daß ich bei den Hirten  
 Nicht vergebens irre, süßer Mann! —

Er.

Fehlt dir Kunde, lieblichste der Frauen?  
 So geleite, holde Schäferin,  
 Deine Lämmer hin nach jenen Auen,  
 Weide nach den Hirtenhäusern hin!

Tritt hervor, und wecke das Entzücken!  
 Alles, was der Schönheit Strahlen leiht,  
 Soll dich, königliches Mädchen, schmücken,  
 Schmücken soll dich jede Herrlichkeit! —

Sie.

Schauet meinen Freund! ihr könnt nicht irren;  
 Hoch und herrlich wandelt er einher.  
 Lieblich, wie mein Busenstrauß von Myrrhen,  
 Kräftig-mild, wie Traubensaft, ist er. —

Er.

Meine Freundin, durch sich selbst geschmückt,  
Ragt vor allen Weibern hoch empor!  
Seht, aus ihren Taubenaugen blicket  
Ihre schöne Unschuldseel' hervor!

Sie.

Schön ist er, und Lieb' und Lenz bereiten  
Uns ein grünes, duftendes Gemach.

Er.

Schön ist sie; um unsre Traulichkeiten  
Schwebt ein Cedern- und Cypressendach.

---

## Sulamith.

Schön ist mein Geliebter! — Dort ging er hinab. —  
 Seht den holden Mann! schwarze Locken wallen,  
 Gleich dem Wasserfalle, seine Stirn herab;  
 Herrlich strahlt sein-Haupt; schön ist er vor Allen.

Schön ist mein Geliebter! Seinem Aug' entblickt  
 Sanfter Laubensinn, voll Huld und Güte;  
 Seine Wangen blühet, wie vom Lenz geschmückt;  
 Und sein holder Mund glänzt, wie Rosenblüte.

Wie die Kraft der Myrrhe, süß und würzereich,  
 Ist der holde Mund, wo die Suada waltet;  
 Seine Hand ist blendend, zart ist sie und weich;  
 Stolz, wie Libanon, ist mein Freund gestaltet.

Er ist, wie die Eder; rein, wie Elfenbein;  
 Seine Stimm' ist süß, gleich den Harfenlauten:  
 So ist mein Geliebter. Führt ihn mir herein!  
 Töchter! ich beschwör' euch, sucht mir meinen Trauten!

Er ist hin gegangen zu den Spezerei'n,  
 Die der Gartenflor duftig ihm vergudet;  
 Hin ist er gegangen zu dem Gartenhain,  
 Wo er Rosen bricht, und in Rosen weidet.

## 4.

Wer ist, die glänzend vor dem Wolke  
 Herab von Saron's Höhen schwebt,  
 Wie eine lichtbestrahlte Wolke,  
 Die aus dem Dufthain sich erhebt?

Sei blühet herrlich, wie die Mandel,  
 Wenn sich die Lerche hören läßt;  
 Und schön und herrlich ist ihr Wandel;  
 Sie naht sich, wie ein Frühlingsfest.

Ihr Haupt ist, wie die Cederspize,  
 Die auf dem Libanon sich neigt;  
 Ihr Auge gleich dem stillen Bilde  
 Der Sommernacht, wenn alles schweigt.

Seht, ihres Mundes Perlenreihe,  
 Mit Rosenpurpur überwebt,  
 Um den der Liebe süße Weihe,  
 Das seligheitre Lächeln schwebt!

Gleicht ihre Rede nicht dem Thau,  
 Der eine Blumenflur erquickt?  
 Ihr Schweigen ist die stille Aue,  
 Worauf der Stern der Liebe blickt.

Von Wohlgerüchen trieft die Schwinge  
 Der Luft; sie ward in Rosen wach,  
 Und trägt die seidnen Lockenringe  
 Der hohen Fürstentochter nach.

So schön sie ist in keuscher Hülle?  
 Kein Fremder dürfe sich ihr nahn!  
 Nur mir sey diese Gärtenfülle  
 Voll Lieb' und Frühling aufgethan!

Ich will zum Myrrhenberge gehen;  
 Ich will das frisch ergossne Grün,  
 Und meinen Weihrauchhügel sehen,  
 Ob meine Würzgesträuche blühn.

Die Winde, die auf Bergen schliefen,  
 Stehn auf, und werden milde Luft,  
 Daß würzig meine Myrthen triefen.  
 Die Holde bade sich in Duft!

Komm, meine Sulbin, meine-Laube!  
 Komm, athme lenzisches Gefühl!  
 Zieh ein in meine Gartenlaube,  
 Denn meine Laub' ist frisch und kühl!

Sei hoch und herrlich mir willkommen,  
 Die du von Carons Höhen kamst!  
 Dein Blick hat mir das Herz genommen:  
 Vergüte mir, was du mir nahmst.

---

Das

**schlafende Kind in der Laube.**

Ida schläft; mit jedem Zuge  
 Ihres Athems trinkt sie Duft;  
 Sanft, wie vom Vorüberfluge  
 Eines Engels, weht die Luft.

Holde Friedensgeister schweben  
 Um ihr lächelndes Gesicht,  
 Denn das rauhe Erdenleben  
 Blickt in ihren Traum noch nicht.

Walle, zarte Blüte, walle,  
 Schmeichelnd, wie der weiche Sinn  
 Ihrer Lieblichkeit, und falle  
 Leis' auf ihren Schlummer hin!

Falle nieder, vom Gewimmel  
 Schöner Freuden hell umringt,  
 Wie ein Geist, der seinen Himmel  
 Einer Schwesterseele bringt.



O, sie schlummert in der Fülle  
 Heil'ger Unschuld noch so süß!  
 Seht! die Wang' umblüht das stille,  
 Unverlorne Paradies;

Blühet aus der reinen Seele  
 Zart und unbefleckt heraus. —  
 Leiser, leiser, Philomele!  
 Wecke nicht den Engel auf!

### Am Karl.

Bei Uebersendung der Schriften Luthers.

Geliebtes Kind, noch kannst du nicht verstehen,  
 Was heut mein Herz zu deinem Herzen spricht.  
 Doch einst beginnt das volle Tageslicht  
 Der heiligen Vernunft dir aufzugehen:  
 Drum lies, o Kind, dies Blatt im stillsten Hain,  
 Im Opferduste grüner Tempelhallen,  
 Bedeutender wird dann der Luftstrom dich umwallen,  
 Und näher Gottes Geist an deinem Herzen seyn.

Und wenn dir dann die Thränen leif' entfallen,  
 Die auf den Wunsch: ein edler Mensch zu seyn,  
 Wie Morgenthau auf Blüten, niederfallen:  
 Dann wage tief dich in dein Herz hinein,  
 Zur edlen Frucht den Vorsatz anzubauen,  
 Und schwör' es dir: der Stunde treu zu sein!  
 Dein Vater weihte dich mit Thränen  
 Zur Menschenwürde, theures Kind;  
 Erfülle ganz das liebevolle Sehnen  
 Der Väter, die einst deine Richter sind!

Und sie, die gern dir jedes Opfer brächte,  
 Vergilt einst ihr, die dich am Herzen trägt,  
 Vergilt ihr einst die langen Winternächte,  
 Die sie für dich, o Karl, für dich verschlägt.  
 Sie hängt an dir mit hoffendem Entzücken,  
 Den edeln Mann in dir einst zu erblicken;  
 Vergilt es ihr, so viel dein Herz kann!  
 Laß nicht umsonst an ihre Brust dich drücken!  
 Vergilt es ihr, und werd' ein edler Mann!  
 Den edeln Mann, wie sich die Sitt' auch drehe:  
 Man ehrt ihn doch, und blickt zu seiner Höhe,

Zum wenigsten mit stiller Schaam, hinan.  
 Dann wirst du sehn: man kann auf dieser Erden,  
 Durch Zufall viel, und viel durch Mühe werden.  
 Durch Kraft und Muth nur wird der edle Mann!  
 Der läßt das Rad des Zufalls achtlos rollen,  
 Thut, was er soll, hascht nicht nach leerem Schein;  
 Jedoch nur sich, in allem sich nur wollen,  
 Ist niedrig, Kind, ist niedrig und gemein!

Wed dich das Glück nicht hoch erheben:  
 So halte dieß nicht für ein Mißgeschick!  
 Das, was wir sind, sind wir durch unser Leben,  
 Und was wir scheinen, durch das Glück;  
 Der edle Mann ist mehr als sein Geschick.  
 So werde, Karl! dann folgt dir im Geleite  
 Des Lebens nach die süße Seelenruh;  
 O, sie, die sich so gern dem Menschen weihte,  
 Wirft ihren Kranz doch nur der Tugend zu.

Da liegt die Welt vor deinem offenen Sinn,  
 Und manche Spur führt täuschend in die Irre.  
 Ein wunderbar verflochtenes Gewirre  
 Von Wahr und Falsch, von Nacht und Sonnenschein

Ist diese Welt; und da mußt du hinein.  
 Sey deiner Welt, so viel du kannst, ein Engel:  
 So wird sie dir, trotz aller ihrer Mängel,  
 So viel sie kann, dafür ein Himmel seyn.

Und wenn dir nun vor deinem Jünglingsblicken  
 Die Freuden blühen, und alles Lockung ist:  
 So darfst du wohl die bunten Blumen pflücken,  
 Doch denke, Kind, daß du auch Seele bist!  
 Und aus der Kraft zu denken sprossen Blüten,  
 Die nicht nur blühen, um wieder zu vergehn;  
 Sie sind es, die uns viel vergüten,  
 Und noch allein am Kranz der Freiheit wehn!  
 Zu denken kann kein König dir verbieten,  
 So wenig, als dem offenen Blick das Sehn.  
 Zu denken kann kein König dir erlauben!  
 Vor allem denke, Karl, Unsterblichkeit und Gott!  
 Die halte fest, und laß nicht Hohn, nicht Spott  
 Des Leichtsinns dir der Seele Stützen rauben!  
 Doch, der Vernunft getreu, verdamme keinen Glauben!  
 Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott;  
 Den anders Glaubenden, den wage nie zu schelten,  
 Du bist nicht Er, er hat nicht deinen Sinn;

Wer Gott nicht sieht, bei Fackeln seiner Welten,  
 Den zürnest du gewiß nicht zu ihm hin.  
 Lehrst du das Volk: so laß zugleich dein Beispiel reden,  
 Das kräftiger, als schöne Worte spricht;  
 Das schöne Wort empöret Leben,  
 Wenn ihm das Beispiel widerspricht.  
 Dein Vortrag sey kein prunkendes Geschwäze,  
 Es sey ein Wort, das in die Herzen bringt;  
 Nimm aus der Welt uns Menschen, nimm die Schätze  
 Der Wahrheit, die dein Wort zum Herzen bringt!  
 Der Wahrheit, junger Freund, gehört dein ganzes Stre-  
 ben;  
 Sie hebt das Herz, sie macht den Menschen frei.  
 Sie sey dein Glaub', und immer sey  
 Dein Glaube That, Religion dein Leben!

Verkündest du die Wahrheit, kühn und frei:  
 So fürchte nie das Fluchwort eines Bannes!  
 Doch geh auch nicht auf Abenteuer aus!  
 Geh still und fromm zu deinem Volk hinaus!  
 Ich statte dich mit eines freien Mannes  
 Erhabenem und großem Beispiel aus.  
 Mein Luther, Kind, lies in seinen Thaten

Das Leben, das der edle Mann gelebt!  
 Verkannt, verfolgt, der Arglist oft verrathen,  
 Hat er sein großes Ziel erstrebt.  
 Er steuerte mit einem höhern Triebe,  
 Als Jason einst nach einem goldnen Blicke;  
 Die Wahrheit war's, die sich von fern ihm wies.  
 Ich biete dir, zum Denkmal meiner Liebe,  
 Die Erbschaft an, die uns sein Geist verließ.  
 O, lerne ganz in ihm den Mann erkennen,  
 Der's wagte, sich der Wahrheit so zu weihn!  
 Und wirst du einst den großen Namen nennen,  
 Dann, gutes Kind, werd' ich wohl nicht mehr seyn.  
 Dann bin ich frei von Erdenfesseln;  
 Und wenn dein Herz zu meiner Gruft dich führt:  
 So wisse, Kind, auch unter Messeln  
 Ruht weich der Staub, den nicht, was schmerzet, mehr  
 berührt.

## An meinen alten Frack.

Zu Ende geht hier alles nach gerade:  
 Der Eberwald, so wie der Rosenstock,  
 Der Liebe Huld, und Majestätengnade,  
 Das Pallium, und mein profaner Rock.  
 Mein guter Frack — an dem mit ihren Zähnen  
 Die alte Zeit schon hin und her genagt;  
 Die nichts verschont, was wir auch ewig wähen;  
 Die nieder bog, was hoch empor geragt;  
 Sie wagte, ganze Völker auszurotten;  
 Sie hat, im Bunde mit den Motten,  
 Sich schon an manch unsterblich Werk gewagt;  
 Sie weiß nichts bitterer zu verspotten,  
 Als irdische Unsterblichkeit —  
 Mein guter Frack, wie könnte dir auf Erden  
 Ein andres Loos, als andern Dingen, werden?  
 Auch dich hat schonungslos die Zeit  
 Zu ihrem Opfer längst geweiht!

Ich fühl' es hart, daß ich von dir mich scheide!  
 Allein Elisa selbst, die doch ein schlechtes Kleid  
 Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,  
 Das zu ihr tritt, den schlechten Mann verzeiht,  
 Elisa spricht: du seyst ein wenig angerissen,  
 Und meint darum, daß wir uns trennen müssen;  
 Und weil sie's meint: wohlان! so scheiden wir.  
 Du warst mir so bequem; drob hielt ich dich in Ehren!  
 Doch jetzt — ich lernt' in dir, und übe nun an dir  
 Die große Kunst, das Liebste zu entbehren.

Wir haben, pfadlos eingengt,  
 Uns oft durch Dorngebüsch gedrängt,  
 Und davon trägst du manche Narbe.  
 Dazu hat längst die dunkle Farbe  
 Der Sonnenstrahl von dir hinweg gefengt;  
 Auch merk' ich wohl, du bist nicht im Geschmacke  
 Der Mode mehr, die uns tyrannisiert;  
 Denn warum sah der Mann im feinen Grade  
 So kalt auf mich, daß mich noch jezo friert?  
 Ich leugn' es nicht: ich brachte selbst zuweilen,  
 Aus Kaltsinn, mich um manche Huld;



Doch, lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen:  
Auch du trägst einen Theil der Schuld.

So fahre wohl! Ein Abschiedswort zu sagen,  
Biemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;  
Wir haben beide Eins getragen,  
Das heut' in dir noch einmal schlägt.  
Nicht überlaß ich dich den gierigen Gewürmen,  
Den Motten! Nein! Du wirst vor Regenstürmen,  
Vor Schnee und Frost die redlich treue Brust  
Des guten Klaus fortan beschirmen:  
Und darum schmerzt mich minder dein Verlust.  
Mit Außenwerk zu prunken und zu prassen,  
War nie mein Stolz und hat mich nie ergötzt:  
Sonst hätt' ich wohl schon eher dich verlassen.  
Jetzt muß es seyn! Da liegt, der dich ersetzt!  
Ich werde nichts bei diesem Tausch gewinnen,  
Und meine Ruh' ist halb mit dir dahin;  
Ich bleibe fort, zum wenigsten von innen,  
Das, was ich war, und jetzt noch hin;  
Von außen werd' ich nur ein neues Seyn beginnen.  
Die Leute lieben buntes Licht,  
Und freun, wie Kinder, sich an neuen Schimmerfaden:

So kommt es dann, daß Kleider Leute machen;  
 Nur Menschen, nein! die machen sie noch nicht;  
 Der Mensch ist Mensch; die Leute sind verschieden.

Mit Menschenfenn, ach! wer das Leben kennt,  
 Der weiß, er reicht nicht aus damit hienieden;  
 Man braucht noch mehr, man braucht zu seinem Frieden  
 Etwas von dem, was man die Leute nennt.  
 Dieß Etwas kannst du mir nicht ferner geben;  
 Und doch — man braucht's, wenn man nicht Heerden  
 führt,

Man braucht's in diesem wunderbaren Leben:  
 Drum laß ich dich, im innersten gerührt!  
 Du bist mit mir auf einer Flur geboren;  
 Ich hab' als Kind wohl um das Lamm gespielt,  
 Von welchem sie zu dir die Wolle schoren:  
 Ob das vielleicht mein Herz noch dunkel fühlt?  
 Ganz fühl' ich, da ich von dir scheide,  
 Was du mir warst in deinem stillen Werth:  
 Du warst mein treulichster Gefährt'  
 Durch's Abendthal, wenn auf verstummter Haide  
 Die Luft so leise ging, als spräche selig nur,  
 Still selig mit sich selbst, der Gott in der Natur.

Wenn mich der Hypochonder plagte,  
 Mich wild hinaus in's Freie jagte,  
 Du Kalt' und Frost bergauf, bergab:  
 Du wehrtest, wenn ich, trotz der Eile,  
 Dem Eiswind nicht entkam, die Pfeile  
 Des Winters von der Brust mir ab.

Und wenn mein Geist im öden Lebensschwarze,  
 Trotz allem Kampf, am Ende doch erlag:  
 Wie flog ich dann erlöst in deine Arme  
 Hin, zum Ersatz für den verlorenen Tag!  
 Und von der Schwärzerfluth, von der ich jetzt noch gähne,  
 Verklang mir nach und nach im Ohr der letzte Laut;  
 Ich durfte nun die hochgebäumte Mähne  
 Des Esels in der Löwenhaut  
 Mit freiem Spotterguß ein wenig niedergießen;  
 Nun durfte sich mein trauter Genius  
 Mir freundlich nahn, und mir mit seinem Kuß  
 Des Zwanges Bitterkeit versüßen;  
 Nun spielte sanft die liebliche Magie  
 Der Geisteskraft um meinen freien Busen;  
 Ich war entzückt, ich lag im Arm der Musen;  
 Ein Leben quoll, wie lauter Melodie

Aus mir hervor; und fern von dem Gewühle  
 Erhoben mich die seligsten Gefühle!  
 Sie trugen mich zu meiner Sternentwelt  
 Hin, wo die Stille wohnt, zu der mein Geist sich hält.  
 O, diesen Geist gedankenreicher Stunden,  
 Den tiefen Sinn der feierlichen Nacht,  
 Hab' ich in dir, mein alter Frack, empfunden;  
 Das Würdigste hab' ich in dir gedacht;  
 Und ist mein Grab dereinst nicht ganz verschwunden:  
 Mit dir erwarb ich mir den kleinen Kranz.  
 Mag Berenices Haar bis zu dem Sternenglanz  
 Ein hohes Musenlied vergöttern:  
 Wir spielen so nicht mit Unsterblichkeit;  
 Doch grünet mir aus meiner Musenzeit  
 Ein kleines Reiz von den berühmten Blättern,  
 Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:  
 So sey auch dir davon ein Blatt geweiht!

---

## An die Wahrheit.

Tochter Gottes! Licht und Friede,  
Huld und Menschlichkeit sind dein.  
Wer von dir die Liebe schiede,  
Risse deinen Altar ein.

Himmlich bist du, wie die Güte,  
Wenn sie Liebesworte spricht;  
Aufgeschlossen, wie die Blüte;  
Sanft erquickend, wie das Licht.

Strahl' aus deiner lichten Sphäre  
Deines Himmels Widerschein!  
Menschenseelen sind Altäre,  
Die sich deiner Gottheit weihn.

Scheuch' in seine blinde Höhle  
Das Gespenst der Dunkelheit!  
Strahl' in jede Menschenseele  
Lieb' und ächte Menschlichkeit!

Tiefe, blutig tiefe Wunden  
 Schlag der Bahn, der Sohn der Nacht.  
 Sey auf ewig -dann verschwunden  
 Das Gebiet der dunkeln Nacht!

Wie bei'm ersten Feierliede,  
 Das die Auferstehung singt,  
 Wird es sein, wenn hell der Friede  
 Durch den Kampf der Nebel dringt;

Wenn vom Schönen und vom Guten  
 Sich das Herz nicht mehr verirrt;  
 Wenn die Menschheit nicht mehr bluten,  
 Wenn sich alles lieben wird;

Wenn, was Wahn und Trug erfannen,  
 Längst verstummt, und nicht mehr gilt;  
 Wenn der letzte der Tyrannen  
 Seines Wahnes Fluch erfüllt.

Hülle dann ein tiefer Schleier  
 Jede Spur des Jammers ein!  
 Aber groß soll deine Feier,  
 Lebensauferstehung, seyn!

## Der Maitag.

Hinweg mit der Grille,  
 Wo, hell überblüht,  
 Die flüsternde Stille  
 Die Lauben bezieht!  
 Den blühenden Hallen  
 Entflattert ein Kranz,  
 Wie schwebendes Wallen  
 Der Locken im Tanz.

„Zur Feier der Freude!“  
 Dieß tönet, dieß hallt  
 Der Garten, die Haide,  
 Der Fels und der Wald.  
 Der Wald ist voll Weihe  
 Der Lieb', und die Luft,  
 Die tönende Bläue  
 Voll Lerchen und Duft.

Der Himmel ist festlich  
 Zum Teppich geziert  
 Der Göttin, die östlich  
 Herauf triumphirt.  
 Ihr hohes Getümmel,  
 Voll Leben und Ruh,  
 Wirft Rosen dem Himmel  
 Der Westgegend zu.

Im Frühdust geboren,  
 Die Locken voll Thau,  
 Erfliegen die Horen  
 Das himmlische Blau.  
 Da tauchen sie nieder;  
 Dann schwebet ihr Chor,  
 Zum Abendfest, wieder  
 Im Purpur hervor.

Wenn Lunen die Feier  
 Der Fluren empfängt,  
 Und silbern ihr Schleier  
 Die Waldung umhängt:



Dann sitzt man so innig  
Im grünen Hain,  
Und schmieget sich innig  
In's Leben hinein.

Da ist es, als käme  
Die Ruhe zum Harm  
Der Menschen, und nähme  
Die Welt in den Arm,  
Und spräche zum Klager:  
„Steh auf von der Pein,  
Und siehe, dieß Lager  
Von Blüten ist dein!“

Bei demselben Verleger sind erschienen:

## **Manchen und die Röchlein**

von

**A. G. Eberhard.**

8te Auflage mit 10 Bildern von Otto Speckter.

12. in Golddecke gebunden 1 Thlr. 8 Gr. —

Für höher gebildete Frauen und Jungfrauen besitzt die deutsche Literatur kein Weibgeschenk, was diesem gleich käme. Die zarten Saiten, welche nur allein das weibliche Gemüth versteht und empfindet, — das stille häusliche Leben, die Ereignisse einer frommen lieblichen Jungfrau schuf der Verfasser zu einer Idylle, die das Gemüth hinreißt, und die reinsten Gefühle verbreitet.

Acht Auflagen, (ein seltener Fall in unserer Literatur,) erlebte das Büchlein binnen wenig Jahren, und diese schmückte Otto Speckter's hohes Talent mit 10 Stahlstichen, die an Geist und Gelungenheit sich dem Schönsten anreihen, was Deutschlands oder Englands Künstler je geschaffen haben. —

Der Gatte seiner Gattin, der Vater seiner heranwachsenden Tochter, der Jüngling seiner Geliebten, wer von diesen nach einem Geschenke forscht, was das Gemüth erhebt, was dem Verstande entspricht, will er das Beste wählen, er kann sich bei der Wahl des Obigen nicht täuschen. —

## **H r a n i a**

von

**C. A. Tiedge.**

Elfte Auflage, mit 7 Kpfrn. gebunden mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

do. broschirt ohne Kupfer. Preis 18 Gr.

do. Stereotyp-Ausg. 12. brosch. Preis 8 Gr.

Wo ist der Gebildete in unserm Vaterlande, dem nicht die reinen Harmonien dieses Liedes Erhebung, Trost, Begeisterung

verliehen hätten? Sind auch ihre lieblichen Accorde die schönsten Blüthen der Poesie, — das ist nur vollendete Form, anders noch wird die Brust des Menschen durch sie bewegt; denn ihr trostvolles Thema ist die Lösung der heiligsten Fragen „Entstehen, Seyn — und Tod —!“ Hat die Urania uns in der Jugend begeistert, zu großen Gefühlen erhoben und stand sie als Schutzengel uns zur Seite wenn wir zweifelten und zagen, — so ist sie nicht minder ein Buch der Erhebung, des Trostes und der Zuversicht in den männlichen Jahren und am Abend des Lebens.

## Aug. Mahlmanns sämmliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmanns Portrait  
in Stahlstich. Preis eines jeden Bandes brosch.  
8 Gr.

Inhalt 1r 2r Bd. sämmliche Gedichte  
 3r 4r 5r : Märchen und Erzählungen  
 6r 7r : Marionettentheater, dramatische Sachen,  
 Herodes vor Bethlehem.  
 8r : Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Mahlmanns vielfache und treffliche Leistungen im Gebiete der Poesie sind längst und allgemein bekannt. Im Munde des Volkes leben seine Gesänge, die größten Tonsezer haben denselben ihre Talente geweiht, und seine Lieder sind es, die nicht minder uns bei der ernstesten Veranlassung Trost und Hoffnung in die Seele rufen, als uns seine Töne entzücken, wo in heitern Kreisen Fröhlichkeit uns belebt, und wo das Herz sich erschließt. — Nicht weniger als seine Gedichte gehören **Mahlmanns** prosaische und dramatische Schriften dem besten an, was unsere Literatur besitzt. Seine Märchen und Erzählungen, sein Marionettentheater, Herodes vor Bethlehem u. s. w. wo ihm die glücklichste Fantasie ebenso zu Gebote stand, als der feinste und tiefste Witz, werden stets zu den besten Erzeugnissen in diesem Gebiete gezählt werden.

Ich hoffe durch die ausgedehnteste Theilnahme des deutschen Publikums bei diesem Unternehmen belohnt zu werden,

darauf bauend habe ich von meiner Seite alles gethan, um durch den niedrigsten Preis die Anschaffung zu erleichtern.

# Nützliches Buch für die Küche

bei

## Zubereitung der Speisen

von

**A. C. Lehmann,**

Lehrer der Kochkunst zu Dresden.

**Sechste verbesserte Auflage. Gebunden. Preis 2 Rthlr.**

Nicht minder als gelehrte Abhandlungen oder Erzeugnisse der Poesie werden solche Schriften, deren Tendenz die Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten des Lebens bedingen, stets ihre achtbare Stelle behaupten. Unter letztern steht mit Recht oben an, die praktischste aller Künste, die Kunst des guten Kochens; in ihrer Leistung finden wir nach überstandener Tagesarbeit eine der reellsten, erfreulichsten Belohnungen und Entschädigung für die Mühen des Berufs. — Nach Vervollkommnung in dieser Beziehung ist das Streben jeder tüchtigen Hausfrau mit Recht gerichtet!

Die zahlreichen Auflagen beweisen den Werth des obigen Kochbuchs, was, dem innern Gehalte, der Ausführlichkeit und Deutlichkeit nach, an der Spitze aller ähnlichen Bücher steht. In 1400 Kapiteln findet man Alles, was zur Koch- und Backkunst gehört, sowie die gründlichste Anweisung zur Bereitung aller Arten von Getränken.

Mit solcher Reichhaltigkeit verbindet dieses Kochbuch einen Vorzug, der fast allen andern Büchern der Art abgeht. Es ist dieß die deutliche, klare, einem jeden verständliche Sprache und Darstellungsweise, — wer dieser folgt, der wird sich bald überzeugen, daß sich in der Anwendung Alles so verhält, als hier gelehrt wird; und es sind nicht wie bei so vielen andern Kochbüchern eine Menge unglücklicher Versuche zu riskiren.

Das malerische und romantische  
**W E S T P H A L E N .**

Von **Ferdinand Freiligrath.**

Mit 30 englischen Stahlstichen (von **H. Winkles** etc.)

*In 10 Lieferungen, jede zu 10 Sgr. od. 8 gGr.*

Format u. Ausstattung wie beim „maler. u. romant. Deutschland.“

---

„Horch auf! — Die Ladung! — Du verschrie'ner Strich,  
Land meiner Väter, ich berufe dich,  
Keck vor dem Stuhle lass dein Banner strahlen!

\* \* \* \* \*

Du bist vervehmt, es ruht auf dir die Acht,  
Es hat das Reich dich in Gerücht gebracht;  
Beegn' ihm stolz! was schlummerst du am Herde?  
Die Rüger harren — rings die Lande sind's!  
Sie rufen laut: das Fohlen Wittekind's,  
Ein Schlachtross weiland, sank zum Ackerpferde!

\* \* \* \* \*

„Wirf ab die Hülle — deiner Thale Duft!  
Lass deine Berge steigen in die Luft,  
Wie Zeugenfinger, die zum Schwur sich recken!

Lass deine Wälder flüsternd dich umwehn,  
Lass deine Klippen dir zur Seite stehn,  
Lass deine Burgen dich ins Stromthal neigen,  
Lass deiner Dome farb'ge Scheiben glühn,  
Lass deiner Gilden alte Pfeile sprühn —  
All deine Helfer, lass sie nahn und zeugen!“

(Aus dem einleitenden Gedichte Freiligrath's.)

---

**C. A. Tiedge's**  
**sämmtliche Werke.**

Drittes Bändchen.

---

**Vierte Auflage.**

---

**Leipzig, 1841.**

**Kenger'sche Buchhandlung.**  
**(Fr. Goldmar.)**



# Inhalt.

	Seite
Die Freude . . . . .	1
Die Quelle . . . . .	2
Ständchen . . . . .	4
Eros . . . . .	5
Nach einem alten Liede . . . . .	6
Stolie . . . . .	8
Die Stimme im Walde . . . . .	10
Ida . . . . .	13
Lizidas . . . . .	15
Der Rosack und sein Mädchen . . . . .	17
Russisches Volkslied . . . . .	19
Mirta . . . . .	21
Idola . . . . .	24
Idola . . . . .	26
Andenken . . . . .	27
An B . . . . .	31
Nachtlied . . . . .	33
Trost in Briefen . . . . .	35
Frühlingsankunft . . . . .	37
Das verschwundene Paradies . . . . .	39



IV

	Seite
Gesellschaftslied . . . . .	40
Der Srinter . . . . .	42
Srinklied . . . . .	44
Hoffnung . . . . .	48
Lebensgebrauch . . . . .	50
Duldung . . . . .	52
Die Welle . . . . .	53
An Sidonia . . . . .	53
Der Kampf . . . . .	54
Der lange Tag . . . . .	55
Die reinste Freude . . . . .	55
Der Pfau und die Krähe . . . . .	56
Der Hofmann und der Esel . . . . .	57
Das Privilegium . . . . .	58
Die Fliege und die Biene . . . . .	59
Die entscheidende Frage . . . . .	60
Der friedliche Löwe . . . . .	62
Die beiden Bäche . . . . .	64
Revolution der Thiere . . . . .	65
Das Vorrecht . . . . .	68
Der welsche Hahn und der Schwan . . . . .	70
Die Ameise . . . . .	71
Fragment . . . . .	72
An die ländliche Phidile . . . . .	74
Maigesang . . . . .	76
Das Echo, oder Alexis und Ida: — . . . . .	79
Alexis. Der Sonntag . . . . .	81
Ida. Der Tanz . . . . .	83
Ida. Das Bild im Spiegelteiche . . . . .	85
Alexis. Unruhe . . . . .	86
Ida. Der Verdruß . . . . .	89

Alexis. Die Laute . . . . .	92
Ida. Die Lauscherin . . . . .	94
Ida. Die Selbstentscheidung . . . . .	95
Alexis. Ständchen . . . . .	96
Ida. Der Traum . . . . .	97
Ida. Das Band . . . . .	99
Ida. Das böse Band . . . . .	100
Alexis. Das Zauberband . . . . .	101
Ida. Das Erröthen . . . . .	105
Alexis. Das Orakel der Zweige . . . . .	106
Alexis. Das Lied am Haine . . . . .	107
Ida. Das Gelübde . . . . .	108
Ida. Mutterlehren . . . . .	109
Alexis. Herz um Herz . . . . .	110
Ida. Die Verwirrung . . . . .	112
Lied der Schwestern. Das Taubenpaar . . . . .	113
Ida. Anklage . . . . .	115
Alexis. Wiederruf . . . . .	116
Ida. Das inwendige Auge . . . . .	119
Alexis. Die Bannung . . . . .	121
Ida. Das böse Band . . . . .	121
Ida. Die Versöhnung . . . . .	123
Alexis. Das Wunderband . . . . .	124
Alexis. Die Verwandlung . . . . .	125
Lied zweier Schäferinnen. Die Liebe . . . . .	122
Ida. Die Hoffnung . . . . .	128
Alexis. Die Huldigung . . . . .	130
Ida. Die Blumenkönigin . . . . .	131
Alexis. Lust und Schmerz . . . . .	133
Alexis. Die Aussicht . . . . .	134
Ida. Die Rose . . . . .	135

# VI

	Seite
Alexis. Die Krankheit . . . . .	136
Ida. Die Heilung . . . . .	137
Alexis. Die Gewalt des Blickes . . . . .	138
Ida. Die Sendung . . . . .	139
Alexis. Das Zeichen . . . . .	140
Ida. Im Garten . . . . .	141
Alexis — am Ulmenhaine — Ida — im Garten. — Wechselgesang . . . . .	142
Ida. Das Wagstück . . . . .	144
Duett. Alexis und Ida . . . . .	146
Der Geburtstag . . . . .	150

---

## Alphabetisches Inhaltsverzeichniss.

M.	Seite
Alexis kam daher die Glur . . . . .	99
Alles ruht. Wie abgeschieden . . . . .	96
Als aus der grünen Hülle . . . . .	21
An Alexis send' ich dich . . . . .	139
An einem Teich, auf einem Hügel . . . . .	70
Auf allen Zweigen singt die Liebe . . . . .	141

B.	
Bei Gott, sie ist aus Huld und Licht geboren . . . . .	24
Bei langen Tagen wird es . . . . .	55
Befränzet die Locken! . . . . .	8

D.	
Das Band, das ich so eilig nahm . . . . .	100
Den Schlaf mir zu verschönen . . . . .	97
Der Greis des Silberhaares . . . . .	76
Der große Thiersultan hielt . . . . .	68
Der König Löwe hatte lange . . . . .	65
Der leichte Schäfersinn . . . . .	136
Der letzte Sonnenstrahl . . . . .	89
Der Regen floss den Berg herab . . . . .	71
Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt . . . . .	58
Der Wald verklang! . . . . .	33
Die Lieb' ist zart und sinnig . . . . .	140
Du liebliche Quelle, du wandelst . . . . .	2
Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht . . . . .	116
Du weiser Mann aus Morgenland . . . . .	124

# VIII

	Seite
Du Schwester kennst die Klippe . . . . .	144
Durchschaut das ganze Lustgebiet . . . . .	55
Dort singt er am Hügel . . . . .	94

## E.

Ein Löwe, der sich weit umher . . . . .	62
Ein Raum zum Knabenspiel erlesen . . . . .	39
Ein weiser Mann aus Morgenland . . . . .	101
Entschlummre, schön Liebchen, schon . . . . .	4
Ertöne, süße Laute . . . . .	107

## F.

Fragst du nach dem Stadtgepränge . . . . .	74
Fragt mich nicht, was will dein Wille? . . . . .	128

## G.

Hervor, ihr seelenvollen Klänge . . . . .	33
Heute, Schwester, laß dir's . . . . .	119
Hier saßen wir im Rühlen . . . . .	27
Hin zur Sonntagslust gegangen . . . . .	81
Hört ihr die Stimme dort . . . . .	10
Hört mich an, was ich verkünde . . . . .	123
Hoffnung ist ein Morgenschimmer . . . . .	48

## I.

Ich ging am Kirchhofthor vorüber . . . . .	121
Ich hab' eine Laute, die ist mir nicht feil . . . . .	92
Ida ist wie sonst nicht mehr . . . . .	127
Ihr Gramgedanken, ihr Gespenster . . . . .	37
Immer ging ich hin am Strande . . . . .	19
Ja die Zeit pflückt alle Blüten . . . . .	50
Ja wär' ich ein Vogel, ich zöge . . . . .	130

# IX

## K.

Seite

Kalte Schneegewölke rollen . . . . .	53
Keine Kränze trägt die Hore . . . . .	40
Könnst' ich ein Lüftchen sein . . . . .	15

## M.

Meine Mutter warnt mich immer . . . . .	109
Mich liebet Alexis, das singt mir . . . . .	115
Mit meiner Cither in der Hand . . . . .	1

## N.

Nicht für das Liebgetöse . . . . .	135
Nicht weit von Nero's Sitz . . . . .	57
Nirgend kann ich ruhn noch bleiben . . . . .	86
Nun weiß ich was ein Blick vermag . . . . .	138

## O.

O Echo, du Tochter der heiligen . . . . .	146
Oft hab' ich mich im Reich besehn . . . . .	83
O, möchte mein Liebchen ein Rosenstock . . . . .	6

## S.

Schöne Minka, ich muß scheiden . . . . .	17
Sieh, der Mond ist heimgegangen . . . . .	13
Sie kam daher gegangen . . . . .	106
Sie trat daher und ihre Blicke . . . . .	26
Sollt' ich mich mit Grillen plagen? . . . . .	42
Sommerlüfte wehn . . . . .	131
So treib' ich immer nach jenen Höhen . . . . .	134
Strafe geht mit schnellen Füßen . . . . .	121

## T.

Traurig klang Alexis Lied . . . . .	137
-------------------------------------	-----

# X

## II.

Seite

Und Ida flog, heiter umblüht . . . . . 150

## III.

Von Meinung nichts; von freien . . . . . 52

## III.

Was in der Brust, so sanft es . . . . . 133

Weg ihr eiteln Träume . . . . . 44

Weih', o Lenz, dem Gotte . . . . . 5

Weißt du Echo, welchen Namen . . . . . 142

Wer hat den Weg durch's wilde . . . . . 54

Wer sagt mir nur, woher es kam . . . . . 112

Welch' Lied ist dort am Hain verklungen . . . . . 106

Wie bin ich einst so froh und frei . . . . . 125

Wie hab' ich die Schäferin Ida so lieb . . . . . 110

Wie kann das Liebste doch so quälen . . . . . 95

Wie sah ich als Kind noch, mit kindischem . . . . . 105

Wie war das Sonntagsfest so schön . . . . . 83

Wir lassen Wahn und Trug . . . . . 72

Wir stehen hier und sind bereit . . . . . 113

Wohin du trübe Welle? . . . . . 53

Wunderbar ist Staub und Sinn . . . . . 31

## III.

Zu einem Pfau sprach eine Krähe . . . . . 56

Zur Biene sprach die Fliege . . . . . 59

Zwei Hähn', aus Welschland her, . . . . . 60

Zwei nachbarliche Bäche . . . . . 64

## Die Freude.

Mit meiner Cither in der Hand,  
Begrüß' ich das Gebiet der Freude,  
Wohin den Weg kein König fand.  
Was um den Thron das Glück vergeude:  
Fern liegt von ihm ihr stilles Land.

Den Thron erschuf die kalte Hand,  
Die nimmer in geweihten Stunden  
Mit einem leichten Schäferkranz  
Den Grazienaltar umwunden;  
Sie gab ihm Kälte mit und Glanz.

Da steht er nun im Schimmerkranz;  
Allein die Freude, die in Hallen  
Des Frühlings ihre Kronen flicht —  
O da, wo weder Nachtigallen,  
Noch Herzen schlagen, wohnt sie nicht!



Sie wandelt gern im Abendlicht;  
 Die Unschuld ist ihr Herzensglaube;  
 Ihr Tempel ist die weite Flur,  
 Der Wald ist ihre Himmelslaube,  
 Und ihre Gottheit die Natur.

---

## Die Quelle.

Du liebliche Quelle, du wandelst dahin  
 In duftigen Schattengeweben,  
 Und weckst den sanftern, melodischen Sinn  
 In meinem umnachteten Leben.

Wie frachend auch durch den vernichteten Wald  
 Der rasende Donnersturm wüthe:  
 Du wandelst, von ruhigen Tönen umhallt,  
 Bewegt von der rosigen Blüte.

Ich trat aus des Lebens Vernichtung hervor  
 In deine geheiligten Schauer:  
 Da schwang das Gemüth sich, begeistert, empor  
 Aus Nächten der dunkleren Trauer.

Und brunten verhallte der Kleinliche Laut  
 Der Erd', im Gewölke verborgen.  
 Den Sohn der Begeißtung, mit Göttern vertraut,  
 Erreichen nicht irdische Sorgen.

Du ließeſt auf deiner umbämmerten Bahn  
 Das Leben im Bilde mich ſehen.  
 Ein Wellenspiel iſt es, ein ewiges Nahn,  
 Und Fernen, und Kommen, und Gehen.

Und ob auch der Schatten des Ufers hinein  
 In deine Verklärungen falle:  
 So trägſt du die Bläue des Himmels doch' rein  
 Im tönenden, lichten Krystalle.

Dir gleiche, von Genieusblicken erhebt,  
 Der Jüngling der heiligen Muſen!  
 Sein hoher Beruf iſt: er trägt für die Welt  
 Den Himmel im tönenden Buſen.

Es ſchattet die Welt ſich nur leiſ' in ihm ab;  
 Er giebt ſie verherrlicht ihr wieder:  
 So wandelt er ſelig das Leben hinab,  
 Im Nachhall unſterblicher Lieder.

## Ständchen.

Entschlummere, schön Liebchen, schon flattert's im Stall!  
 Heutz hatten wir Kränzchen, und morgen ist Ball!  
 Das Herz und die Auglein bedürfen der Ruh:  
 Drum schließe, schön Liebchen, nur beides hübsch zu!

Es haben die Füßchen nur wenig geruht,  
 Nur selten erlosch auf der Wange die Gluth;  
 Nun löse der Schlaf die Lebendigkeit ab,  
 Sonst nützet das Leben zu schleunig sich ab.

Es ist ja das Leben ein liebliches Spiel;  
 Wir spielen nicht lange: drum spielen wir viel.  
 Wohl kostet es Zeit, um die Zeit zu verthun:  
 Drum ist es auch billig, dazwischen zu ruhn.

Viel Kronen des Sieges erwarbst du dir heut';  
 Da ging denn das Herzchen, wie Festtagsgeläut.  
 Drum schlafe nun, Liebchen, schlaf ruhig und wohl,  
 Sonst klopft das Herzchen die Seite noch hohl!

Und morgen umflattert, mit Kränzen geziert,  
 Das Leben uns, welches die Gelge regiert.  
 Horch! hörst du? schon brummet der Nachtwächter: elf;  
 Drum schlafe, schön Liebchen, bis morgen um zwölf!

---

### **E r d .**

Weih', o Lenz, dem Gotte  
 Reuscher Sympathien  
 Eine Rosengrotte!  
 Wölb' ein Baldachin  
 Liebevoller Bäume,  
 Die um seine Träume  
 Grüne Schatten ziehn!

Liebe sucht die Stille,  
 Wo sie, grün umbaut  
 Von des Lenzes Fülle,  
 Sich dem Hain vertraut,  
 Wenn im Abendflüstern  
 Hesper kommt, und lüstern  
 Durch die Zweige schaut.

Liebe liebt vor allem  
 Einen dunkeln Wald,  
 Der von Nachtigallen  
 Feiernd wiederhallt.  
 In die süßen Lieder  
 Schauern Blüten nieder  
 Um die Huldgestalt.

O! das sind die Töne,  
 So die Liebe wählt,  
 Wenn sie ihre schöne  
 Fabel uns erzählt,  
 Und, ihr hingegen,  
 Einem schönern Leben  
 Sich das Herz vermählt.

---

### Nach einem alten Liede.

O, möchte mein Liebchen ein Rosenstock seyn!  
 Dann nähm' ich von draußen den Liebling herein,  
 Und stellt' ihn vor's Fenster, im Frühlingeswehn:  
 Da könnt' ich ihn immer und immerdar sehn.

Da sollt' ihn erquicken die herrliche Luft,  
 Und mich sollt' entzücken sein lieblicher Duft;  
 Ich küßte den Duft mir, bei heimlichem Schein  
 Des Mondes, in's innerste Leben hinein.

Ich wollte wohl Morgens und Abends ihn schaun,  
 Ihn sanft mit der Rühle des Quelles bethaun:  
 Dann flüsterten rosige Lippen mir zu:  
 „Ich bin ja dein Liebchen; mein Liebchen bist du!“

Und nahten die lusternen Bienelein sich:  
 Dann sprach' ich: — „Mein Liebchen trägt Honig für mich;  
 Zieht weiter, ihr Bienenlein, zum blühenden Hain,  
 Und laßt mir mein Liebchen das meinige seyn!“

Es kämen auch freundliche Lüftchen daher,  
 Und neckten und scherzten und buhlten umher.  
 Die sprächen wohl huldige Wörtchen mir zu:  
 „Wir lieben, was hold ist; wir lieben, wie du.“

Es flatterte dann aus dem holden Gebüsch.  
 Ein purpurnes Blättchen, so duftig und frisch,  
 Mir leis' auf die Wange; da wurzelt' es ein,  
 Da blüht' es wohl schöner, als draußen im Hain.

Und rief die Mutter: „O, Töchterchen mein!  
 Dir glüht ja die Wange, wie Morgenrothschein!“  
 Da sprach' ich: „Das haben die Rosen gethan;  
 Die Rosen am Fenster dort hauchten mich an.“

---

### Stolie.

Bekränzet die Locken!  
 Die Myrt' ist noch grün.  
 Laßt immer am Brocken  
 Die Regensfluth ziehn!  
 Wir feiern den Frieden,  
 Und stößt ihn auch dort  
 In Norden und Süden  
 Die Herrschbegier fort.

Die Herrscher auf Erden,  
 Die mögen so gern  
 Noch herrschender werden.  
 Wir lassen die Herrn!

---

Sie finden Beschwerden,  
 Und suchen die Lust;  
 Wir tragen Beschwerden,  
 Und finden die Lust.

Sie haben wohl Länder  
 Und Raum, sich zu freun;  
 Sie können Gewänder  
 Mit Sternen bestreun;  
 Sie schmausen, sie jagen;  
 Doch mögen sie nicht  
 Ein Wölkchen verjagen  
 Vom finstern Gesicht.

Es fließt der Maander  
 Des Lebens nicht leicht;  
 Wir machen einander  
 Die Ueberfahrt leicht.  
 Wir zahlen nicht Stunden  
 Für leeres Gezier;  
 Wir heilen die Wunden  
 Des Freundes dafür.



Und Freuden zu läutern  
 Aus Stunden, das heißt:  
 Ein Leben erweitern,  
 Das eng uns umkreißt.  
 Drum kränzt mit der Myrte  
 Den Rand des Pokals,  
 Und Frohsinn bewirthe  
 Die Freunde des Mahls!

---

## Die Stimme im Walde.

Hört ihr die Stimme dort  
 Drüben im Haine?  
 Hört! sie klingt fort und fort  
 Ganz, wie die meine!  
 Klinget, als ob im Scherz,  
 Tief in der Tiefe,  
 Mir ein geliebtes Herz  
 Wunderbar rief.

Frag' ich: wer bist denn du,  
 Liebende Seele?  
 Ruft sie mir wieder zu:  
 Liebende Seele.  
 Wo ist dein Aufenthalt  
 Hier in dem Haine?  
 Wiederum klingt der Wald:  
 Hier in dem Haine.

Jenseit dem Muschelbach,  
 Wo ich sie hörte,  
 Lief ich der Stimme nach,  
 Die mich bethörte,  
 Streifte durch's kühle Raß  
 Thauigter Kräuter,  
 Aber ohn' Unterlaß  
 Zog sie sich weiter.

Sehnsüchtig, krank und bang  
 Wollt' ich's verschmeißen;  
 Aber der Seufzer drang  
 Doch aus dem Herzen!

Künde dich näher an,  
 Daß ich genesen,  
 Daß ich dich lieben kann,  
 Liebliches Wesen!

Oder will böser Scherz  
 Mich nur verwirren? —  
 Mutter sagt: „Liebes Herz,  
 Laß dich nicht irren!  
 Wichtig ist, was dich neckt!  
 Töne verschwinden!  
 Was die die Sehnsucht weckt,  
 Wird sich schon finden!“

„Bleib’ du im Mutterschooß,  
 Freundlich umwaltet,  
 Bis sich dein Myrtenloos  
 Bräutlich entfaltet!  
 Lieb’ ist ja hier auch dein,  
 Wird für dich losen;  
 Denke: die Zeit allein  
 Bringt und bricht Rosen.“

Viel, was die Mutter sprach,  
 Viel mag es taugen;  
 Aber die Thräne brach  
 Doch aus den Augen.  
 Aber zur Stimm' im Hain  
 Will ich nun sprechen:  
 „Ruf nur die Zeit herein,  
 Rosen zu brechen!“

---

### I d a .

Sieh, der Mond ist heimgegangen:  
 Nur ein leiser Schimmer bleibt,  
 Und mich drängt das Verlangen,  
 Das mich zu den Linden treibt.

Bei den zwei vertrauten Linden,  
 An dem Wieseneingang dort,  
 Soll ich meinen Lili' finden;  
 Lieb' und Treusinn halten Wort.

Knarre nicht, du kleine Pforte!  
 Abendluft begleite still  
 Mich zu dem geliebten Orte,  
 Wo er mich erwarten will!

Werd' ich ihm auch so gefallen?  
 Meine Locken sollen glatt  
 Von der Stirn herniederwallen,  
 Wie er sie geflochten hat.

Ach! wie quält die Langeweile!  
 Horch! — das ist sein Flötenton!  
 Eile, frohes Mädchen, eile!  
 Der Geliebte wartet schon.

Und ich kann ihm mit Vertrauen,  
 Und mit liebefrohem Muth  
 In die klaren Augen schauen:  
 O, mein Freund ist fromm und gut!

Rosen nehm' ich mit und Beeren:  
 So will ich von dannen ziehn!  
 Dieses Körbchen soll er leeren;  
 Mit den Rosen kränz' ich ihn.

---

## L i z i d a s .

Könnt' ich ein Lüftchen seyn:  
 Das wär' ein Leben,  
 Immer in Feld und Hain  
 Sie zu umschweben,  
 Oder, im kühlen Hauch  
 Wehender Schwingen,  
 Ihr von dem Blütenstrauch  
 Opfer zu bringen!

Wär' ich ein Blütenblatt:  
 Eh' ich verschwände,  
 Nähm' ich zur Lagerstatt  
 Lidas Hände,  
 Oder in ihrem Schooß  
 Wählt' ich zu sterben!  
 Wahrlich! kein schönes Loos  
 Könnt' ich erwerben!

Könnt' ich ein Vogel seyn:  
 Wieder und wieder  
 Sang' ich nur ihr allein —  
 Lebende Lieder,  
 Ließe bei ihr allein  
 Häuslich mich nieder,  
 Kehrete zum offenen Hain  
 Nimmermehr wieder.

Fragt ihr mich aber: was  
 Wärest du noch lieber?  
 Freilich ihr Lizidas  
 Wä'r' ich doch lieber!  
 Lust und Gesang vollauf  
 Wollt' ich ihr spenden,  
 Und sie wohl tragen auf  
 Liebenden Händen;

Grünlich ihr Fensterlein  
 Draußen umstricken,  
 Sollten zu ihr hinein  
 Rosen dort nickten,

Sollte die Rosen dann  
 Weinstaub umschlingen:  
 „D, ich beglückter Mann!“  
 Wollt' ich dann fingen!

## Der Rosack und sein Mädchen.

Dis.

Schöne Minka, ich muß scheiden! —  
 Ach! du fühlst nicht das Leiden,  
 Fern auf freudlosen Haiden,  
 Fern zu seyn von dir!  
 Finster wird der Tag mir scheinen,  
 Einsam werd' ich stehn und weinen,  
 Auf den Bergen, in den Hainen.  
 Ruf' ich, Minka, dir!

Nie werd' ich von dir mich wenden!  
 Mit den Lippen, mit den Händen  
 Wird' ich Grüße zu dir senden



Von entfernten Hohn!

Mancher Mond wird noch vergehen,

Ehe wir uns wiedersehen —

Ach, vernimm mein letztes Flehen:

• Bleib' mir treu und schön!

Minka.

Du, mein Ois, mich verlassen?

Meine Wange wird erblaffen,

Alle Freuden werd' ich hassen,

Die sich freundlich nahn!

Ach! den Nächten und den Tagen

Werd' ich meinen Kummer klagen,

Alle Lüfte werd' ich fragen,

Ob sie Ois sahn!

• Tief verstummen meine Lieder,

Meine Augen schlag' ich nieder;

Aber — seh' ich einst dich wieder,

Dann wird's anders seyn!

Ob auch all' die frischen Farben

Deiner Jugendblüte starben:

Ja mit Wunden und mit Narben

Bist du, Süßer, mein!

---

## Russisches Volkslied.

Zu einer russischen National-Melodie.

Immer ging ich hin zum Strande,  
Blickte nach dem blauen Bunde;  
Von dem fernen, fremden Lande,  
Da, wohin mein Liebster ging.

Manche Stimme sprach bekümmert:  
„Er wird nicht mehr wiederkommen!“  
Doch der Schmerz ist weggenommen,  
Der an meinem Herzen hing.

Fort sind alle Furchtgespenster,  
Denn mein liebster Freund, mein Schönster  
Blickte plötzlich in das Fenster,  
Wo ich stand mit meinem Gram.

Nein, ihn durfte nichts mir rauben;  
Und ich hielt ihm Treu und Glauben

Hier am Fenster hingen Trauben,  
Und die reiften, als er kam.

Schöner blüht nun meine Wangen;  
In Erfüllung ist gegangen  
Meine Hoffnung, mein Verlangen;  
Mein Geliebter hielt mir Wort.

Unter trauten Herzergüssen,  
Unter seligen Genüssen  
Unter Liedern, unter Küssen.  
Gehn die Tage fort und fort.

Er.

Du, die ich im Herzen trage,  
Hochgeliebtes Mädchen, sage,  
Sage mir, seit welchem Tage  
Gabst du deine Liebe mir?

Sie.

Als du meine Hand berührtest,  
Mich zum grünen Garten führtest,  
Und mein Haar mit Blumen ziertest,  
Ach! da klopfte was in mir.

Immer muß' ich nun dich grüßen,  
 Und, als hätt' ich was zu büßen,  
 Ging ich dann mit schweren Füßen,  
 Doch ich wußte nicht, wohin.

Er.

Was mit mir sich zugetragen,  
 Weiß ich selber nicht zu sagen;  
 Aber Berge wollt' ich tragen,  
 Seit ich dein Geliebter bin.

---

### Mirta.

Als aus der grünen Hülle  
 Die erste Rose drang,  
 Trat, in der Abendstille,  
 Zur reichen Purpurfülle  
 Die sanfte Mirta hin und sang:

Du blühst zum schönsten Preise  
 Des Frühlingstages hier!  
 Was naht so lind und leise  
 Sich deinem Schimmerkreise?  
 Das Abendlüftchen naht sich dir.

Sein zärtliches Verlangen  
 Läßt nimmer dich in Ruh;  
 Es streichelt dir die Wangen,  
 Und will dich zart umfassen;  
 Du nickst ihm hold und freundlich zu.

Wenn's tief im Haine düstert,  
 Dann naht es sich vertraut  
 Der Huld, nach der es lüstert,  
 Und schwärmt und spielt und flüstert,  
 Und nennt dich leise seine Braut.

Es bringt dir, wenn die Schmäule  
 Des Mittags dich verlegt,  
 Erquickend frische Kühle:  
 Da steh' ich dann, und fühle,  
 Wie süß mich solches Spiel ergötzt.

Dann wird's um mich so helle,  
 Denn Lykon fällt mir ein,  
 Der munterste Geselle:  
 Wär' ich an deiner Stelle,  
 Was müßte dann wohl Lykon seyn?

Wie wollt' ich mich bemühen,  
 Vor aller Blüt' am Strauch,  
 Recht schön für ihn zu blühen;  
 Ich würde röther glühen,  
 Berührt von seinem sanften Hauch.

Ich würde, wenn er grollte,  
 Nur freundlicher noch sein;  
 Und wenn er ausruhn wollte  
 Von Scherz und Spiel: er sollte  
 Dann hier im grünen Zelte ruhn.

Und wieder beim Erwachen,  
 Da sollten Spiel und Scherz  
 Ihm frisch entgegen lachen,  
 Recht fröhlich ihn zu machen:  
 So, Kösschen, träumt ein Mädchenherz.

---

## I d o l a.

Bei Gott, sie ist aus Huld und Licht geboren!  
 Und Lust aus einem Nachtigallenhain  
 Ward von den Mäusen auserkoren,  
 Ihr erster Achemzug zu seyn!

Da leuchtete die erste Weihestunde;  
 Und mit ihr kam der Geist der Harmonien,  
 Der in dem Lächeln auf dem holden Munde,  
 Wie zartes Rosenlicht, erschien.

• Und das Gefühl, das ihrer feinen Seele  
 Vom Liebesgatte mitgegeben ward,  
 • 'Erwacht' und glich der jüngsten Philomele,  
 • Die auf den ersten Frühling harrt.

Nun thut es fort und fort in ihrem Leben,  
 Wie eine sonnenhelle Leuchenthar,  
 Um welche nur die sanftern Götter schweben,  
 Die Friedensgötter der Natur.

Ein Wohl laut in der Welt des Widerstreites,  
 Ist all' ihr Daseyn Huld und Harmonie;  
 Und wenn sie liebt: dann sehet sie ein zweites,  
 Erhöhtes Seyn in Metodie.

Da, wo sie naht, muß jeder Misten schweigen;  
 Und selbst die Thrän' an ihrem Huldgesicht  
 Ist Morgenthau an jungen Rosenzweigen,  
 Der einen schönen Tag verspricht.

Wer darf in dieser Tagesfülle wohnen,  
 In diesem klaren Himmelswiederschein:  
 O selig, seliger, als trüg' er Kronen,  
 Wird dieser Mann der Liebe seyn!

---



## I d o l a.

Sie trat daher, und ihre Blicke scheuchten  
 Das Nebelgrau vom trüben Tage fort;  
 Ihr Lächeln war ein sanftes Leuchten,  
 Und heller Geist ihr ernstes Wort.

Aus diesem Wort hab' ich die Gluth getrunken,  
 Die auf dem Herde meines Herzens glüht,  
 Und warm und hell aus meinem Geiste Funken,  
 Und Liebermuth in meine Seele sprüht.

Die Kraft, die Feuerkraft der tiefsten Wahrheit  
 Sprach wundermächtig meiner Seele zu!  
 Ihr ganzes Wesen — welche Klarheit,  
 Voll Leben, und doch so voll Ruh'!

Ich nahte mich mit leisem Sagen,  
 Da schimmert' es um meine Bahn!  
 Ihr sanfter Blick hat mich empor getragen,  
 Mich unbefangen ihr zu nahen.

Ihr sanfter Blick! — o wahrlich! solche Blicke  
Sind Mächte, denen Preisgesang gebührt;  
Sie bau'n geheimnißvoll die Brücke,  
Die Geister zu einander führt.

Und wenn der Schmerz auf dieser Brücke stünde:  
Er würde, sanft berührt von Paradieseswehn,  
Tief unter sich die Welt der Sünde  
In grauen Nebeln schwimmen sehn.

---

## Andenken.

Hier saßen wir im Rühlen,  
Vom Rosenzweig' umblüht.  
Hier schwelgte das Gemüth.  
In seligen Gefühlen,  
Bis wir den Silberkahn.  
Des Halbmonds in der Ferne,

So friedlich durch die Sterne  
 Herüberschiffen sahn,  
 Als brächt' er nun dem Kummer,  
 Der tiefe Schmerzen litt,  
 Beruhigung und Schlummer  
 Aus bessern Welten mit.

Und unsre Seelen ließen,  
 Von keinem Sturm berührt,  
 Den Zeitstrom sich vergießen,  
 Wohin ein Gott ihn führt.  
 Wir frohen Schwärmer flogen,  
 Als hätten wir das Kleid  
 Des Staubes ausgezogen,  
 Auf zur Unendlichkeit.  
 O, seelenvolle Träume  
 Begrüßten feierlich  
 Die stillern Wertenräume,  
 Wo unsre Geister sich  
 Dereinst besprechen würden:  
 Warum so harte Bürden  
 Die Schulter dir verlegt?  
 Warum auf diesem Kunde

Die schicksalvollste Stunde  
 Dich feindlich ausgekost?  
 Warum der Schmerz hienieden  
 Der Unschuld heiligen Schlaf  
 Und den geweihten Frieden  
 Erhabnet Seelen traf? —

Jetzt rauscht' es in den Zweigen.  
 Ein Ton der Liebe sprach,  
 Der, tief verhüllt, das Schweigen  
 Der Mondnacht unterbrach  
 Die Garten-Philomele  
 Begann' den Nachtgesang.  
 Als innig Seel' um Seele,  
 Wie Arm um Arm, sich schlang:  
 Da stand in deinen Blicken  
 Hell, wie ein Stern, die Lust;  
 Du sankst an Hephra's Brust  
 In taumelndem Entzücken.  
 Ein süßes Nachgetön  
 Der weihvollen Stunde  
 Verweilt' auf Hephra's Munde,  
 Und wie war Hephra schön!

Die dunkle Lock' umwehte  
 Die helle Stirn so leicht.  
 Wie um die frühe Röthe  
 Ein Schattenwölkchen schleicht.  
 Es leuchtete, wie helle  
 Begeisterung, ihr Gesicht.  
 O, dieser heiligen Stelle  
 Vergess' ich ewig nicht! —  
 Ihr Menschenstürme ruhet;  
 Auf Blumenstellen lag,  
 Mit Nachtglanz wie umflutet,  
 Der eingefungne Tag.

Wer wird die Stellen schirmen?  
 Schon donnern West und Nord  
 Im wilden Streit, und stürmen  
 Die arme Menschheit fort,  
 Daß sie verwüstet werde.  
 Verwüster! haltet ein,  
 Und gönnet doch der Erde,  
 Ein Paradies zu seyn!  
 O, Paradiese schaffen  
 Ist mehr, als Glück der Waffen!

Euch ward dazu die Kraft,  
 Ihr hohen Völkerhirten! —  
 Ein Kranz von heiligen Myrten  
 Dem, der das erste schafft!

---

### An B.

Wunderbar ist Staub und Sinn verkettet!  
 Von der Menschenhoheit bis zum Strauch,  
 Wo der Wurm sein Blumenlager bettet,  
 Athmet Sinn, und wehet Lebenshauch.  
 Was den Menschen vom Versinken rettet,  
 Rettet das den Wurm nicht auch?

Selbst die zarte Rose schauert,  
 Wenn der Tod in ihre Blätter greift;  
 Sieh doch, wie sie, halb schon abgestreift,  
 Ihrem End' entgegen trauert!

Jener kleine Busen voll Gesang  
 Deine Lerche, fühlet zarten Drang,

Wenn sie, liebend, hingetrieben,  
 Mitten unter deine Musen schlüpft.  
 O! sie muß, sie muß ja dich erst Neben,  
 Eh' sie deiner Hand entküpft!.

Welch ein Huldssinn, der an dich sie kettet!  
 Welch Vertrauen! welche Zuversicht!  
 Wer den Menschen vom Versinken rettet,  
 Rettet der dieß holde Wesen nicht?

Ja, er rettet! — Aus dem niedern Moose  
 Wird empor ein junges Leben blühen;  
 Um die Unschuld wird der Geist der Rose  
 Ein verklärtes Lächeln ziehn.  
 Deine Sängerin trägt ihre Lieder  
 In die Myrten einer schönern Flur;  
 Dir entgegen flattern wird sie wieder  
 Von dem Schooß der lieblichen Natur.

---

## Nachtlied.

Der Wald verklang!  
 Mein Nachtgesang  
 Erhebt sich, wie auf Lerchenflügeln,  
 Und schwebt im Duft  
 Der frischen Luft  
 Von thaubesprenkten Rosenhügeln.

Hier schläft die Flur;  
 Die Welt-Natur  
 Strahlt herrlich dort im Sternengewimmel,  
 Und malt sich hell  
 Im klaren Quell,  
 Wie ein entzückter Traum vom Himmel.

Die Weltenpracht  
 Der großen Nacht  
 Gleich einem blütenreichen Baume;  
 Sein Blütenkranz  
 Streut Licht und Glanz  
 So weit umher im dunkeln Raume.



Entfleuch, o Herz,  
 Dem Erdenschmerz!  
 Der Gott, der Licht und Dunkel gattet,  
 Der ist dir nah;  
 Du wandelst ja,  
 Wo dich kein Lebensbaum beschattet.

Die Zeit erschien,  
 Da pflanzt' er ihn  
 In's Dunkel seiner Ewigkeiten,  
 Und ließ so weit  
 Die Herrlichkeit  
 Der goldnen Zweige sich verbreiten.

Wie feierlich  
 Die Zweige sich  
 Zu meiner lieben Gegend senken!  
 Dahin, dahin,  
 Wo Freundesinn  
 Und zarte Liebe mein gedenken!

Was mich umgiebt,  
 Und fern mich liebt,

Die Seelen all', an die ich glaube,  
 Dort oder hier:  
 Sie ruhn mit mir  
 Im Schatten einer Sternenlaube.

Und wer das Land  
 Der Ruhe fand,  
 Nur wechselt er die Laubenstelle;  
 Er trinkt auch dort  
 Noch fort und fort  
 Mit uns aus einer Lebensquelle.

---

### **Trost in Briefen.**

Hervor, ihr seelenvollen Klänge,  
 Die mir die holde Freundin sang!  
 All' ihre Briefchen sind Gesänge,  
 Sind ihres Herzens Wiederklang.

Was ihrem Geist entfließt, sind Melodieen,  
 Die zart, wie Duft, und klar und schön,  
 Den Schwänen gleich, durch meine Seele ziehen,  
 Hoch über Welt und Zeit mich zu erhöh'n.

Raum sanken hier zur Ruh' die Stürme nieder,  
 So fahren sie schon dort im wilden Chor,  
 Wie schwarze Rachegeister, wieder  
 Aus ihrer finstern Ruh' empor!

Tief, tief verhüllen sich die guten Sterne;  
 Hin zum entlegnen Himmel flieht die Ruh';  
 Die Lüfte wehn mir aus der Ferne  
 Das Wehgeschrei der Menschheit zu.

Mit Nachtgewölk' ist meine Seel' umhangen;  
 Mein Herz, vordem ein Lichtumfloss'ner Wald,  
 Durch den die frohen Töne klangen,  
 Ist dunkel nun, und stumm, und kalt!

Und wenn ich in die Einsamkeit mich rette,  
 Wo ich des Hirten Liebe sang:  
 Dann frag' ich mich: 'Ist das die Musenstätte,  
 Wo meine Liederwelt verklang?

Nur ihr, ihr Briefe, werdet nie verhallen,  
 Wenn längst kein Liederfest mehr meinen Hain verschönt;  
 Ihr seid darin die Nachtigallen,  
 Aus denen fort und fort ein schöner Frühling tönt.

Hervor, ihr seelenvollen Briefe!  
 Euch ruf ich an: Laßt von dem Grau'n  
 Der bösen Zeit mich in des Herzens Tiefe,  
 Wo Gott und Engel wohnen, schau'n!

---

### Frühlingsankunft.

Ihr Gramgedanken, ihr Gespenster  
 Der Seelennacht, hebt euch hinweg von hier!  
 Der Frühling schauet in mein Fenster,  
 Mit grünen Zweigen winkt er mir!

Erwacht mit seinen Nachtigallen,  
 Erhebt er sich in seinem vollsten Glanz,  
 Und läßt auf jeden schäferlischen Tanz,  
 Die hellsten Blüten niederfallen.

---

Von Blumenspuren trieft sein Tritt;  
 Es tönt der Wald, der tausendstimmig singet:  
 „Begrüßt sey, der da kommt! Er bringet  
 Ein großes Fest der Liebe mit!“ —

Die Zweige schmücken sich zu Gestaltären,  
 Wo, was sich liebet, sich vereint.  
 Seht, jede Blume glänzt von Zähren  
 Der Freude, die Aurora weint.

Ihr Stimmen, preist mit mir den Wonnegeber,  
 Der keine Stelle dunkeln läßt,  
 Der selbst die ernste Ruh' der Gräber  
 So hell bekränzt, wie unser Fest.

Durch Blumen wandeln heil'ge Manen  
 Um ihre letzte Erdenspur,  
 Und uns ergreift lebendiger das Ahnen  
 Von einer höhern Lenznatur.

So knüpfen tausend, tausend Kränze  
 Dieß schöne Erdenvaterland  
 An jene Paradieseslenze,  
 Die uns den Blumengott gesandt.

---

## Das verschwundene Paradies.

Ein Raum, zum Knabenspiel erlesen,  
 War mir so freundlich und so lieb;  
 Ein Paradies, wo ich das Wesen  
 Der Freude recht von Herzen trieb.  
 Hier sah ich das Gesicht der Freude  
 Vollauf, in jeder Rose glühn;  
 Hier sah ich Nelf' und Veilchen blühn  
 Und lieblich duftendes Gestäube;  
 Der ganze Raum war frisch und grün.  
 Ich wandre jetzt dahin, und suche  
 Mein holdes Blumenleben auf:  
 Da find' ich eine stolze Buche,  
 Die schwang sich breit und hoch hinauf.  
 Im Schatten ihrer Zweige starben  
 Die Pflanzen alle, groß und klein!  
 Verschwunden ist mein Blumenhain,  
 Mit aller Fülle seiner Farben!

Wo sich ein großer Stolz erhebt,  
 Da muß das Holde, Sanfte räumen;  
 Ihr Blumenvölkchen, wo ihr lebt,  
 Bewahr' euch Gott vor großen Bäumen!

---

## Gesellschaftslied.

Keine Kränze trägt die Hore,  
 Die der Thräne Thau begießt!  
 Mißmuth horcht am dunkeln Thore,  
 Das die Zukunft uns verschließt.  
 Herein in das offene Leben!  
 Und laßt das verschlossene Haus!  
 Die Thränen — was mögen sie geben?  
 Sie löschen den Funken der Freude nur aus.

Chor.

Sie löschen den Funken der Freude nur aus!  
 Wer mit allem Thun und Sinnen  
 Immer in die Zukunft starrt,

Wird die Zukunft nicht gewinnen,  
Und verliert die Gegenwart.

Und wenn ihr die Zukunft erriethet:  
Ihr fändet auch dann eure Qual.  
Nehmt an, was das Leben euch bietet,  
Und lebet der Freude! Man lebt nur einmal.

Chor.

O, lebet der Freude! Man lebt nur einmal.  
Thätig seyn, und froh genießen,  
Seines Heiles Ueberfluß  
Einem Freunde aufzuschließen,  
Ist ein doppelter Genuß.

Die Blumen, dem Freunde gestreuet,  
Vermehren der Seligen Zahl.  
Wer froh mit dem Freunde sich freuet,  
Der Glückliche lebet, er lebet zweimal.

Chor.

Der Glückliche lebet, er lebet zweimal.  
Doch ein stiller Engel waltet,  
Der uns kaum gewähren läßt.



Stunden zählt er: darum haltet,

Haltet ja das Heilge fest!

Was wird für das Leben dem bleiben,

Der achtlos Minuten verstreut,

Die flüchtige Zeit zu vertreiben?

Es treibt sich wohl selber die fliehende Zeit!

E h o r.

Es treibt sich wohl selber die fliehende Zeit!

## Der Trinker.

Sollt' ich mich mit Grillen plagen?

Meine Weisheit sey fortan,

Alles in den Wind zu schlagen,

Was den Frohsinn stören kann.

Daß der Frohsinn frei mich finde,

Tragt an einen wüsten Ort,

Tragt, ihr ausgelassen Winde,

Meine Sorgen mit euch fort!

Sorge heißt die böse Sieben,  
 Die das liebe Leben quält.  
 Treu will ich die Flasche lieben,  
 Bleibt nur sie mir treu vermählt.

Andre mögen Gold erstreben,  
 Und der Ehre schnöden Gold!  
 Nichts befleckt so sehr das Leben,  
 Als der Durst nach Ehr' und Gold!

Komm dann, liebe, volle Flasche,  
 Die mir immer Frieden gab,  
 Von der heitern Seele wasche  
 Jeden solchen Flecken ab!

Nur nach Weine will ich dürsten!  
 Leben ist ein kurzer Schmaus!  
 Reichsprälaten, Helden, Fürsten,  
 Alle, alle lach' ich aus!

---

## Trinlied.

Weg, ihr eiteln Träume!  
 Laßt uns fröhlich sein!  
 In den Bechern schäume  
 Hell der goldne Wein!  
 Magst du dann verschwunden,  
 Goldnes Alter, seyn,  
 Glänzen goldne Stunden  
 Nur in unserm Wein!

Geist und Herzensgaben,  
 Wiß und Fröhlichkeit,  
 Licht und Wahrheit haben  
 Unsern Bund geweiht.  
 Feind dem falschen Scheine  
 Wollen wir denn seyn;  
 Wahrheit ist im Weine,  
 Darum trinket Wein!

Haben wir getrunken:  
 Dann erglüht das Hirn,  
 Und es sprühet Funken  
 Die verklärte Stirn.  
 Weg mit falschem Scheine!  
 Licht soll mit uns seyn!  
 Licht ist in dem Weine:  
 Darum trinket Wein!

Frohgefühle saugen  
 Wir beim Trinken ein!  
 Seht, wie holde Augen,  
 Glänzet unser Wein,  
 Lieblich anzuschauen!  
 O das mahnt an sie,  
 An die holden Frauen!  
 Leben sollen die!

Unsre Gläser klingen  
 Heller an für sie!  
 In das Leben bringen  
 Sie erst Harmonie.

Stunden, die uns drücken,  
 Mildern sie so zart;  
 Reich und lieblich schmücken  
 Sie die Gegenwart.

Forscht nicht ungeduldig,  
 Was die Zukunft beut:  
 Nichts ist sie uns schuldig,  
 Als ein bloßes Heut'.  
 Wird das einst erwachen:  
 Für so manches Fest  
 Wollen wir d'raus machen,  
 Was sich machen läßt!

Fern sei denn die Ferne!  
 Unser Frohsinn glaubt  
 An die nächsten Sterne,  
 Ueber unserm Haupt.  
 Was die andern geben,  
 Kommt uns unerfleht:  
 Laßt das Heute leben,  
 Wie es geht und steht!

Frisch, wie neu geboren,  
Macht uns solcher Wein.  
Alles leb'! auch Thoren  
Schließen wir mit ein.  
Laßt die Narren leben!  
Machen sie sich breit:  
Immerhin! sie geben  
Stoff zur Lustigkeit!

Aber nicht zum Hassen;  
Lieber sey hinfort:  
Leben, leben lassen,  
Unser Lösungswort!  
Trinket Saft der Reben,  
Der die Laun' erhellt:  
Leben soll das Leben,  
Und die ganze Welt!

---

## H o f f n u n g.

• Hoffnung ist ein Morgenschimmer,  
Er ergießt ein goldnes Licht;  
Doch der goldne Tag kommt nimmer,  
Den der frühe Glanz verspricht.

Hoffnung ist ein Blütengarten,  
Welchen Zauberlust durchstreift,  
Wo die Frucht, so wir erwarten,  
Immer lockt und nimmer reift.

• Traue nicht dem Feenlande,  
Wo Fortuna's Gottheit thront,  
Die mit Hohn und Unbestande  
Ihren Gottesdienst belohnt.

Traue nicht der Glanzverklärung,  
So ihr Traumgebiet verschönt,  
Wo sie mehr uns durch Gewährung,  
Als durch Weigerung verhöhnt.

Ja! die falsche Göttin wendet  
Schnell und leicht die Kugel um:  
Und in eine Wildniß endet  
Plötzlich dein Elysium.

Weg mit schmeichelnden Entwürfen!  
Falschen Freunden sind sie gleich!  
Was uns mangelt, nicht bedürfen,  
Macht die ärmste Hütte reich.

Um des Glückes vollste Gaben  
Flattert der Begierden Schwarm:  
Dieser — laß ihn alles haben —  
Macht den reichsten Pallast arm.

Sorgen, diese Nachtgespenster,  
Fliehen nicht den Pallastsaal;  
Ruhe schwebt am Hüttenfenster,  
In des Mondes leisem Strahl.

Wögen Jugendphantasieen  
Zu dem eillen Schimmerlicht  
In das Land der Träume ziehen!  
Reifen Seelen ziemt es nicht.



Reichlich sehn, mäßig hoffen:  
 Dieser freie, frohe Sinn  
 Erntet — wenig nur getroffen  
 Von Verlusten — viel Gewinn.

---

### Lebensgebrauch.

Ja! die Zeit pflückt alle Blüten,  
 Die der Baum des Lebens trägt,  
 Wenn die Sorge sie nicht pflegt;  
 Und kein Gott mag das vergüten,  
 Was mit unserm Lenz entflieht,  
 Der so schnell vorüber zieht.

Alles, alles welkt vergebens,  
 Lauben Blüten gleich, dahin!  
 Edelthat nur ist Gewinn,  
 Ist die Frucht am Baum des Lebens.  
 Unser innres, bessres Seyn  
 Lebt von dieser Frucht allein.

Wer den wilden Zorn bezwungen,  
 Sanft für Recht und Wahrheit spricht;  
 Wer sein Brod dem Armen bricht,  
 Wer dem Kranken Linderungen,  
 Und dem Kummer Trost verschafft:  
 Ja, mit dem ist Gottes Kraft,

Heil dem Edeln, der vom Falle  
 Seinen Menschenbruder hebt,  
 Welches Glaubens er auch lebt!  
 Gottes Menschen sind wir Alle;  
 Und in Gottes weitem Reich  
 Ist der Mensch dem Menschen gleich.

Alle rief mit einem Rufe  
 Seine Huld, ihm zu vertraun.  
 Willst du in den Himmel schaun:  
 Tritt auf die erhabne Stufe,  
 Wo die Trennungsschranke fällt,  
 Die uns auseinander hält!

---

## Duldung.

Von Meinung nichts! — von freien Edelthaten  
Soll unter Brüdern noch allein die Rede sein!  
Das Land sei, wie es will; gedeihen nur die Saaten:  
So wollen wir der Frucht uns freun.

Die Tugend trägt, hoch über das Getümmel  
Der Erde, frei empor ihr göttliches Gemüth,  
Die ruhig zweifelt, ob in irgend einem Himmel  
Ein Kranz für ihre Schläfe blüht.

Es blüht ein Kranz! — Ihr muß er zwiefach lohnen;  
Ihr half kein Gott; sie trug dieß Leben ganz allein.  
Es fodert Göttermuth, dieß Leben zu bewohnen,  
Und keinen Himmel anzuschrein.

So wollet dann einander gern erlauben,  
Zu sehn, was jeder sieht! Dem seltnen, großen Geist  
Erlaubt, ein Gott zu seyn, und keinen Gott zu glauben,  
Zu leugnen, was er uns beweist.

---

## Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?  
 Wohin, mit solcher Schnelle,  
 Als trügst du einen Raub?

„Ich bin des Lebens Welle,  
 Befleckt mit Uferstaub;  
 Ich eil' aus den Gewühlen  
 Des engen Stromes weit  
 Zur Meerunendlichkeit,  
 Um ab von mir zu spülen  
 Den Uferschlamm der Zeit.“

---

## An Sidonia.

Kalte Schneegewölke rollen  
 Ueber den erstarrten Hain.  
 Sagt mir, was die Weilchen sollen?  
 O Sidonia, sie wollen  
 Gern sich in dein Leben streun;

Wollen dort zu Geistern werden —  
 Gleich den Geistern besser Erden,  
 Die kein Bösewicht durchwühlt —  
 Um mit dir sich zu verschwistern,  
 Und dir immer zuzuflüstern,  
 Was für dich die Freundschaft fühlt.

---

### Der Kampf.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,  
 Der nie mit Todesstürmen stritt? —  
 Mir ist ein Herz mit seinen Wunden  
 Mehr werth, als eins, das niemals litt.

---

## Der lange Tag.

Bei langen Tagen wird es schnell,  
Bleibt auch bekanntlich lange hell;  
Bei unserm Landtag ist die Frage:  
Wann wird es endlich hell in diesem langen Tage?

---

## Die reinste Freude.

Durchschaut das ganze Lustgebet:  
Kein Paradies für Engel!  
Was diese Erd' einmal erzieht,  
Hat auch der Erde Mängel.

Nur eine Freud' ist unbefleckt;  
Und diese Seelenweide,  
Die schon nach Himmelswonne schmeckt,  
Heißt Freud' an fremder Freude.

---

## Der Pfau und die Krähe.

Zu einem Pfau sprach eine Krähe:

„Was magst du dich doch in der Sonne drehn!:

Wenn Ein Mal nur dein Blick auf deine Füße sähe:

So würde dir der Stolz vergehn,

Mit welchem du die Federnspiegel

Des Schweifes aus einander spannst.“ —

„Befieh,“ versetzt der Pfau, „doch deinen grauen Flügel,

Wenn du — vor dir — dich sehen kannst!

Das, was dein Aug’ an Andern sahe,

Wird Andern nicht an dir entgehn.

Wir stehn uns selber viel zu nahe,

Um unsre Fehler selbst zu sehn.“

---

## Der Hofmann und der Esel.

Nicht weit von Nero's Sitz, in einer Landschaftscene,  
 Lag eine Mühl' am Bach in einem Fürstenhain;  
 Da gingen Herrn vom Hof und Esel aus und ein:  
 Die trugen Säck' umher, und goldne Schlüssel Jene.  
 Ein Esel kommt des Wegs daher,  
 Begegnet solchem Herrn, und fängt nun an, zu klagen:  
 „Warum, o Zeus, hat Unsereins so schwer,  
 Und Jener dort so leicht zu tragen?“  
 Der Hofmann, den des Fürsten Laune drückt,  
 Wagt's, leise sich in's Ohr zu raunen:  
 „Wahrhaftig, dort das Thier ist mehr, als ich, beglückt!  
 Es trägt doch Säcke nur, und keine Fürstenlaunen!“  
 Zeus hört des Esels lautes Schrein,  
 Des Hofmanns heimliche Beschwerden,  
 Und spricht zum Hofmann: „Gut! du sollst ein Esel  
 seyn!“  
 Zum Esel: „Sollst ein Hofmann werden!“ —



Der neue Esel war an's Kriechen sehr gewöhnt;  
 Bei Hof erwarb das Huld, bei'm Müller aber Schläge;  
 Allein der neue Hofmann stöhnt,  
 Daß er nun kriechen muß — und schilt auf krumme  
 Wege.

Kurz, Jeder wünscht sich, in das Amt,  
 Das er verließ, zurück zu treten.  
 Zeus aber zürnt: „Ihr seyd verdammt,  
 So glücklich nun zu seyn, wie ihr es euch erbeten.“

---

## Das Privilegium.

Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt,  
 Der Großsultan der Vögel ist,  
 Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.  
 Die Vögel kamen all' herbei;  
 Und ward auch wohl nicht viel betrieben:  
 So gab es doch viel Schmauserei.  
 Mitunter wurden dann auch Klagen  
 Dem hohen Sultan vorgetragen.

Es war ein Eproffer, der begann;  
Hart klagte der die Monodramen  
Des unbescheidenen Kuckuks an.

„Der Kuckuk schreit,“ so hub er an,  
„Bis zum Betäuben, seinen Namen  
Im ganzen, weiten Wald herum.  
Erhabner Adler, mach’ ihn stumm!  
Wir Alle hören lieber Raben,  
Als diesen Narrn, den Wald durchschrein.“ —  
Der Adler sprach: „Ein Narr zu seyn,  
Die Freiheit muß ein Jeder haben!“

---

## Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:  
„Sag mir, warum man dich  
Auf keinem deiner Flüge  
Verfolgt und jagt, wie mich?  
Ich glaube, könnt’ ich stechen,

Und mich so scharf, wie du,  
 An meinen Feinden rächerr:  
 Man ließ' mich auch in Ruh'."  
 „Du irrst!“ versetzt die Biene,  
 „Was mehr, als alles, mich  
 In Schutz nimmt, ist, daß ich  
 Dem Eigennutze diene.“

---

## Die entscheidende Frage.

Zwei Hähn', aus Welschland her, nicht eben große  
 Denker,  
 Nur Schreier, gingen stolz auf einem Hof herum;  
 Sie schrien, als wohlversuchte Bänker,  
 Doch keiner schrie den andern stumm.  
 Der eine schilt den andern: „Schreier!“  
 Und dieser, mit nicht minderm Feuer,  
 Erwiebert kräftig jedes Wort.  
 So zankten sie dann fort und fort;  
 Ihr Wechselhaß wuchs alle Tage.

Am nahen Teiche hob sein Haupt ein Schwan empor;  
 Dem trug der eine Hahn nun seine bittre Klage,  
 Voll fremder Schuld und eigener Unschuld, vor.

„Hochweiser Schwan, es treibt ein böser Widersprecher  
 Mich zur Verzweiflung und zu dir.

Sieh, jener Hahn ist ein verruchtes Thier,  
 Er schreit mich todt! bei'm Jupiter, dem Rächer!

Entscheide zwischen ihm und mir!“ —

„Ja!“ spricht der Schwan, „dein Feind hat schlimm an  
 dir verbrochen;

Ich will dir sagen, wie du siegst;

Nur sage mir zuvor: hat er auch widersprochen,

Der böse Schreier, wenn du schwiegst?“

---

## Der friedliche Löwe.

Ein Löwe, der sich weit umher getrieben,  
 Und manchen Krieg geführt, kam zu sich selbst, und fing  
 Auf einmal an, den Friedenssinn zu lieben. •  
 Das ist bei Königen der Thier' ein seltnes Ding,  
 Weil's ihnen, wie wir Alle wissen,  
 An dem Gefühl für Recht und Pflicht,  
 An etwas Ewigkeit zu guten Friedensschlüssen,  
 Und an dergleichen mehr gebricht.  
 Doch unser Löwe war entschieden,  
 Selbst ruhig, Ruhe zu verleihn.  
 Allein, wo findet er den Frieden?  
 Da, wo Vernunft ist, muß er seyn.  
 Der Löwe geht. Auf seinem Gange  
 Begegnet ihm ein Mensch, der zwischen Strücken geht,  
 Und, weil er sieht, wer kommt, erschrocken stille steht.  
 Der Löwe ruft ihm zu: „Vor mir sey dir nicht bange!

Nimm meinen Gruß! Ich bin ein Wanderer, so wie du.  
 Ich wanderte dort aus von meinen Thieren;  
 Du sollst mich zu den Menschen führen:  
 Den Frieden such' ich und die Ruh'."

' Der Wanderer spricht: „Du kommst so eben recht;  
 wir gehen  
 Zusammen nach der Stadt, die über jene Höhen  
 Mit ihren stolzen Thürmen ragt.  
 Du wirst dort große Dinge schauen;  
 Da werden, wie die Zeitung sagt,  
 Viel weise Herrn an einem Frieden bauen,  
 Um ihn der Ewigkeit zu weihn.  
 Mir freilich kostet er ein Bein,  
 Der heilige Vertrag, den jene Herren gründen!  
 Ja, was du suchst, kannst du im Schooß der Menschen  
 finden.

So sey uns denn in unsrer Welt begrüßt,  
 Die, wenn nicht ewigen, doch ewig Frieden schließt."  
 Der Löwe schien dabei nichts Gutes zu empfinden;  
 Er brummt', und ging mit finstern Blick  
 In seinen wilden Wald zurück.

---

## Die beiden Bäche.

Zwei nachbarliche Bäche  
 Durchwallten eine Flur;  
 Der eine zog sich nur  
 Ganz leise durch die Fläche;  
 Doch, trotz dem stillern Lauf  
 Der kleinen, sanften Welle,  
 Warf er, an mancher Stelle  
 Des Ufers, Gold herauf.  
 Hin über nackte Kiesel  
 Zog stürmend, wie die Wuth,  
 Das tönende Geriesel  
 Der nachbarlichen Fluth.  
 Und diese rief der Nymphe  
 Des stillern Baches zu:  
 „Raum sind die faulen Sümpfe  
 Noch schweiger, als du.

Horch, wie den Felsterrassen  
 Mein Silberschaum entrollt!" —  
 „Ich hör' es" — spricht gelassen  
 Die Nymph', und wäscht ihr Gold.

---

## Revolution der Thiere.

Der König Löwe hatte lange  
 Sein Volk regiert, als unerhört  
 Und plötzlich sich, mit Sturm und Drange,  
 Das Thierreich gegen ihn empört.  
 Verkündet wurde nun den Thieren  
 Durch eine jauchzende Musik,  
 Kein König werde mehr regieren,  
 Das Thierreich sey nun Republik.  
 Vernichtet werden alle Großen,  
 Die Kleinen nebenher beraubt,  
 Der Löwe wird vom Thron gestoßen,  
 Vom Kumpf ihm das gekrönte Haupt,  
 Daß alles gleich und eben werde,  
 So mähte hier und mähte dort



Die Gleichheitsfichel von der Erde  
 Die höhern Köpfe rüstig fort.  
 Und bald ward alles flach und eben, —  
 Nichts Hohes ragte mehr empor;  
 Doch stürmte noch durch's flache Leben  
 Der wilde Aufruhr nach, wie vor.  
 Und in den wilden Bürgerstürmen  
 Schwingt sich ein kleiner Tiger auf,  
 Und dringt, als Held den Staat zu schirmen,  
 Den Thieren sich als Schutzherr auf.  
 Herr Braun, der Fuchs, hält eine Rede:  
 „Errungen,“ spricht er, „ist das Loos  
 Der Freiheit durch die größte Fehde,  
 Und unser Schutzherr ist zu groß,  
 Um sich zur Tyrannei zu neigen.  
 Nie wird der Freiheit edler Sohn  
 Zu einem Throne niedersteigen.  
 Wo steht so hoch, wie er, ein Thron?“  
 Der Tiger schleicht nun leise und leiser,  
 Nachdem er Widerstand erfährt,  
 Bis er sich öffentlich zum Kaiser  
 Der Thiere, nicht des Reichs, erklärt. —

Nun wieder Braun, der sehr erhaben  
 Des kleinen Tigers großen Geist,  
 Und seine hohen Herrscher-Gaben  
 Und seine sanfte Mordsucht preis't:  
 „Wohl,“ spricht er, „darf der Blick sich weiden  
 Am Schauspiel, das der Consul gab:  
 Er steigt von seiner Höh' bescheiden  
 Zu einem Kaiserthron herab.  
 Er will nur Herr der Thiere heißen,  
 Und, wie der Titel schon verspricht,  
 Wird er die Thiere nur zerreißen,  
 Allein das Reich der Thiere nicht.  
 Er will, ihr sollt ihn dazu zwingen!“

Nun eilte man in's Prunkgemach,  
 Die Kron' ihm flehend aufzubringen;  
 Die Wölfe trieben hintennach.  
 Brauns Rede schloß nun sehr erhaben:  
 „Ihr Wölfe, schließt um ihn den Kreis!“  
 Die Thiere bückten sich, und gaben  
 Geduldig ihre Bälge preis.

Die Wölfe durften ihn vergöttern,  
 Nur rauben nicht aus eigenem Drang;  
 Der Raub war fein, den er mit Vettern  
 Und Basen gnädiglich verschlang. —

---

### Das V o r r e c h t.

Der große Thiersultan hielt Landestag — das heißt:  
 Es müssen sich dem Thron die Landesstände nahen,  
 Um, was der Herrscher will, verstummend zu bejahen.  
 Ein jeder fühlt, wozu ihn seine Pflicht verweist;  
 Doch wer vor dem Gebot sultanischer Entwürfe  
 Zuerst sich neigen und verstummen dürfe —  
 Darüber sprach man fast republikanisch dreist,  
 Mit freiem Untersuchungsgeist.  
 In Ueberlegung wird sogleich der Rang genommen;  
 Da zanken sich nun Ja und Nein;  
 Und endlich war man übereingekommen:  
 Das schönste Thier soll auch der Erste seyn!

Der Affe stellt sich dar — und alle Thiere lachen,  
 Erschüttert hat er oft des hohen Sultans Leib;  
 Ein Affe weiß viel Spaß zu machen,  
 Und ein Monarch, der eben wachen,  
 Und sanft regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib.  
 Da brummt ein ernster Bär: „Fort mit dem grauen  
 Affen!

Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihr erklärt?“  
 Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,  
 Als der Monarch empor von seinem Sisse fährt.  
 „Was,“ spricht die Majestät, „hat hier Natur zu schaffen?  
 Wer hat den Einfluß ihr in unser Reich gewährt?  
 Zum schönsten Thier erklären wir den Affen!  
 Die Schönheit sey ein Recht, das wir,  
 Als Vorrecht jedem Affenthier,  
 Kraft unsres Machtspruchs, anerschaffen!“ —  
 Der Bär entfernte sich, und brummte still dabei:  
 „Den Vorzug giebt Natur, das Vorrecht Tyrannei.“

---

## Der welsche Hahn und der Schwan.

An einem Teich, auf einem Hügel  
Von Schutte, stand ein welscher Hahn,  
Und lärmt' und trat in seine Flügel.  
Still auf dem Teiche zog ein Schwan.  
„Du, guter Freund, dort im Gewässer,“  
Ruft jener laut dem Schwane zu,  
„Schau her, ich bin so groß, wie du,  
Vielleicht auch wohl ein wenig größer!“  
Mit edelm Stolze spricht der Schwan:  
„Breit ist nicht groß, mein lieber Hahn.“

---

## Die Ameise.

Der Regen floß den Berg herab,  
 Und drohet einem Ameishaufen  
 Mit Ungestüm ein nasses Grab:  
 Da kommt ein Ameislein gelaufen,  
 Und schleppt sich mühevoll und schwer  
 Mit einem Halm von Stroh daher,  
 Den Lauf der bösen Fluth zu hemmen.  
 Es müht und quält sich ab; allein  
 Nicht säumt die Fluth, das Ameislein  
 Sammt seiner Burg zu überschwemmen.

Wie's hier dem Ameislein erging,  
 Wird's auch dem weisen Mann ergehen,  
 Der durch Mandat sich unterfing,  
 Den Strom der Zeit zurückzudrehen.

---

## F r a g m e n t.

Wir lassen Wahn und Trug das Wahr' und Falsche  
mischen;

Bergängliches nur kann vergehn;  
Das Göttliche wird immer zwischen  
Vernunft und reinem Sinne stehn.

„Über doch — es muß empören,“

Rief ich zürnend, „so zu sehn,

Wie sich Wahn und Trug verschwören,

Rückwärts unsern Gang zu drehn!“ —

Das soll, sprach mein Gefährt', dich nicht so sehr empören.

Vergebens waffnet sich des Wahnes eitler Grimm,

Das Reich der Wahrheit zu zerstören.

Laß uns ein schlichtes Gleichniß hören!

Das tröstet uns vielleicht. Vernimm! .

Um nach der Arbeit sich zu laben  
Am heiligen Naturgenuß,

Saß, ernst und sinnend, Johann Huß  
 Am Moldaustrom mit einem Knaben.  
 Ein Sturm beginnt, und scheint den Fluß  
 Mit Allgewalt zurück zu treiben.  
 Der hocherstaunte Knabe sieht,  
 Daß jede Welle rückwärts flieht.  
 „Wer,“ ruft er, „mag dem Sturme wehren?  
 Er zwingt den Strom, zurück zu kehren!“  
 Der Weise spricht: „Mein gutes Kind,  
 Das scheint so; laß du dich nicht irren!  
 Was auch des Sturmes Wuth beginnt:  
 Die Wellen mag er nur verwirren,  
 Zurück drehn einen leichten Kahn:  
 Der Strom in sich nimmt keine Kunde  
 Von einem hemmenden Orkan;  
 Es bricht die Fluth im tiefern Grunde  
 Sich, trotz dem Sturmwind, ihre Bahn.“

Was meinst du, sprach nun mein Begleiter,  
 Mein Gleichniß hat wohl Recht? Laß du den Sturm  
 verwehn:  
 Den Gang der Menschheit wird er nimmer rückwärts drehn.

---



An

**die ländliche Phidile.**

Fragst du nach dem Stadtgepränge?  
 Phidile, beneide nicht  
 Dieses fluthende Gedränge,  
 Das nichts hält und viel verspricht!

Dort im Prunk des stolzen Glanzes  
 Schleicht die Bosheit, und zerschlägt  
 Frech die Liljen eines Kranzes,  
 Den die Stirn der Unschuld trägt.

Und die Weisheit, die den Frieden,  
 Den sie lehrt, so oft vergift,  
 Zeigt nur, daß die Welt hienieden  
 Eine Welt des Streites ist.

Laß die stolzen Streitgenossen,  
 Die so ernsthaft thöricht sind!  
 Deine süßen, kleinen Poffen  
 Sind mir zehnmal lieber, Kind.

Fragst du nach der Tempelfeier?  
 Jene Weisheit macht uns frei,  
 Lehrt uns, daß dem Kinderschleier  
 Längst der Mensch entwachsen sey.

Tempelhallen stehn verödet,  
 Ihrer Heiligkeit beraubt;  
 Alle Kunst der Suada redet  
 Kraftlos, wenn das Herz nicht glaubt.

Sieh, dein Tempel sind die Linden,  
 Wo du sinnend mir erschienst;  
 Und, in Einfalt Gott empfinden,  
 Ist dein schönster Gottesdienst.

Sey du eins mit deinen Bäumen,  
 Eins mit Luft und Sonnenschein!  
 Und mit allen deinen Träumen  
 Hülle dich in deinen Hain!

---

**Maigesang.**

1786.

Der Greis des Silberhaares,  
 Der Winter, sank in's Grab;  
 Der Jünglingstraum des Jahres,  
 Der Frühling, löst ihn ab.  
 Er zieht, von Melodien  
 Der jungen Freud' umhallt,  
 In goldnen Phantasieen  
 Durch den bekränzten Wald.

Es flüstern leise Weste  
 Mit jedem Halm der Flur  
 Vom großen Liebesfeste  
 Der bräutlichen Natur.  
 Sie wird den Lenz umfassen —  
 O! diese Wonne bricht  
 Hervor auf ihren Wangen,  
 Wie heitres Morgenlicht.

Zum Tanz begeistern Laute  
 Der Seligkeit den Bach;  
 Im Moos, im kleinsten Kraute  
 Wird stiller' Jubel wach.  
 O fühlt, was in den Quellen  
 Nach Finkenschlägen tanzt,  
 Und auf geheime Stellen  
 Der Liebe Myrten pflanzt!

O fühlet, fühle die Freude,  
 Die jeden Stranch belebt,  
 Und über Feld und Halbe  
 Mit Lerchenjubel schwebt!  
 Sie ist ein Kind der Liebe,  
 Der Liebe, welche tief  
 Aus Nächten das Getriebe  
 Der Morgensterne rief;

Die seliges Frohlocken  
 In stumme Wälder haucht,  
 Und Hyazinthenglocken  
 In's Blau des Himmels taucht.

Es töne laut: Willkommen!  
 O Freud', um deinen Pfad!  
 Sey festlich aufgenommen,  
 Wo deine Gottheit naht!

Still, jedes Rauschgetümmel,  
 Wohin dein Wandel tritt!  
 Du bringst aus deinem Himmel  
 Den sanftern Himmel mit,  
 Voll Unschuld, wie die Jugend,  
 Die du in Tänzen übst.  
 Wir brauchen wenig Jugend,  
 Wenn du uns Unschuld giebst.

---

**D a s E c h o ,**

oder

**A l e x i s u n d I d a .**

---



## Alexis.

### Der Sonntag.

Hin zur Sonntagslust gegangen  
 Bin ich noch mit heiterm Blick;  
 Doch ich kam so unbefangen,  
 Als ich hinging, nicht zurück!  
 Wenig mag ich nun noch taugen,  
 Schweigend sitz' ich, wie der Gram!  
 O, daß ganze Unglück kam  
 Von zwei hellen, blauen Augen!

Oft hab' ich hinein gesehen,  
 Auge war es, was ich sah;  
 Aber nimmer ist geschehen,  
 Was am Sonntag mir geschah.  
 Liederreich, wie Philomele,  
 War mein heller Jugendtag:  
 Sieh, da traf, wie Blitz und Schlag,  
 Ida's Blick in meine Seele.



Ach! nun treibt's in mir und dringet,  
 Bin so träumend und so wach;  
 Denn der ganze Sonntag klinget,  
 Mir in Ohr und Herzen nach.  
 Sagt mir, habt ihr je empfunden,  
 Was ein Tag, ein Sonntag kann?  
 Sicher war's ein Zaubermann,  
 Der den Sonntag hat erfunden.

Nein! ich weiß — wenn ich mich frage —  
 Weiß nicht, was ich will und soll?  
 Und mein Herz, seit jenem Tage,  
 Ist so leer und doch so voll.  
 Viel hat mir der Tag genommen,  
 Ruhe nahm er, gab mir Schmerz;  
 Dennoch wünscht geheim mein Herz:  
 Möcht' er doch bald wiederkommen!

Ich vernahm von einem Munde,  
 Den man weise nennt und klug:  
 Sanfter heile manche Wunde  
 Durch das Wesen, das sie schlug.

Kann mir Hilfe nur geschehen,  
 Wo ich so verwundet bin:  
 Nun so muß ich wieder hin  
 Zu dem Sonntagsfeste gehen.

---

## Ida.

### Der Tanz.

Wie war das Sonntagsfest so schön!  
 Ich liebe die fröhlichen Tänze,  
 Das Flattern der festlichen Kränze,  
 Und lustiges Flöten- und Hörnergetön.

Der Sonntagstanz war immer schön;  
 Doch weiß ich, so schön wie der letzte,  
 War keiner, der je mich ergötzte,  
 Und froher Klang nimmer das Flötengetön.

Ich war so leicht, ich war so froh;  
 Da winkten sich nickende Grüße,  
 Da tanzten die Herzen und Füße;  
 Doch, Schwester, das endete, leider! nicht so.

Ein Hirt der nachbarlichen Flur,  
 Alexis — der zog mich mit Schweigen  
 So sanft und so siegend zum Reigen:  
 Da war's, wie ein Strahl, der durch's Leben mir fuhr.

Ich sah den Tanz nicht, sah nur ihn:  
 Ihm war das auch gar nicht zuwider;  
 Da schlug ich die Augen dann nieder,  
 Da konnte mein Blick nicht dem seinen entfliehn.

Der frohe Tanz war bunt und kraus,  
 Durchjubelt von lustigen Scherzen;  
 Mir klopft' es umher in dem Herzen,  
 Als wäre was drinnen und wollte heraus.

Dann stieg es heiß mir in's Gesicht;  
 Nun konnt' ich die Furcht nicht ersticken,  
 Es möcht' aus den Augen dort blicken:  
 Drum senkt' ich sie nieder, und mied nur das Licht.

Die Schaar ging frei und leér nach Haus;  
 Mir blieb in dem Herzen was hangen,  
 Das fühlt sich, wie Furcht und Verlangen;  
 Da klopft es nun, Schwester, und will nicht heraus.

---

# Ida.

## Das Bild im Spiegelteiche.

Oft hab' ich mich im Teich besehn,  
 Mit meinem Mädchenfranze,  
 Und nimmer fand ich mich so schön,  
 Als seit dem Sonntagstanz.

Man ist wohl schön und hoch entzückt  
 Im Puz gewählter Sachen;  
 Nur, was mir jetzt die Wange schmückt,  
 Muß wohl noch schöner machen.

Drum seh' ich jetzt mein Bild so gern,  
 Wenn ich am Teiche stehe:  
 Doch kenn' ich einen Augenstern,  
 In den ich lieber sehe.

# Alexis.

## U n r u h e.

Nirgend kann ich ruhn, noch bleiben!  
 Still und lauschend, wie der Mond,  
 Wilt' ich nach den Fensterscheiben,  
 Wo die liebe Hirtin wohnt,  
 Die so einzig auf der Welt  
 Meinen Sinn gefesselt hält.

Scheint die Morgensonne prächtig  
 An ihr kleines Schäferhaus:  
 O, dann treibt es mich so mächtig,  
 Mächtig treibt es mich hinaus  
 An den grünen Gartenzaun,  
 Um zu ihr hinauf zu schaun.

Mich befällt ein freudig Zittern,  
 Das im Blute Wellen schlägt,  
 Wenn an ihren Fenstergittern  
 Sich ein weißer Schimmer regt;

Leise ruf' ich: „Das ist sie!“  
 Und mir wird, ich weiß nicht, wie!

Das Getön der Turteltaube,  
 Baumgeflüster dort und hier,  
 Jedes Säuseln ihrer Laube,  
 Alles, wahn' ich, spricht von ihr.  
 Immer, träumend oder wach,  
 Folgt ihr mein Gedanke nach.

Still besah die Anmuthreiche  
 In der Spiegelfluth sich dort,  
 Leise ging ich zu dem Teiche;  
 Mit ihr war das Bild auch fort.  
 Was mein Herz nie fahren läßt,  
 Hält der kalte Bach nicht fest.

Wenn die Abendshatten dämmern,  
 Lausch' ich, wo die Linden stehn,  
 Um, mit ihren lieben Sämmern,  
 Ihr noch einmal nachzusehn;  
 Und ich seufze bang' und schwer:  
 „Iba! Iba, sieh doch her!“

Einsam irren meine Tritte  
 Durch die finstre Mitternacht,  
 Um die schön begrünte Hütte,  
 Wo sie lange nicht mehr wacht.  
 Thür und Fenster sind schon zu;  
 Ich nur habe keine Ruh.

Bis zur Stunde der Gespenster  
 Irr' ich träumend ab und auf,  
 Rufe noch zu ihrem Fenster  
 Eine gute Nacht hinauf;  
 Und die Nacht erwiedert hohl:  
 „Ida! Ida! schlummre wohl!“

Sagt, was soll aus meinen Heerden,  
 Die fast ohne Schäfer sind,  
 Was noch aus mir selber werden,  
 Wenn mein Herz sie nicht gewinnt?  
 Ach, zum irren Geist der Nacht  
 Hat mich sie, nur sie gemacht!

Alles treib' ich ungehörig,  
 Bin auch gern mit mir allein;

Mancher Kluge nennt mich thörig,  
 Und ich mag es auch wohl seyn;  
 Doch mich heilet, was er spricht,  
 Von der süßen Thorheit nicht.

---

## Ida.

### Der Verdruß.

Der letzte Sonnenstrahl  
 Hing röthlich noch am Haine,  
 Da trieb ich dort am Raine  
 Die Heerde durch das Thäl.

Da saß ein Mann und sang;  
 Er sang ein Lied, so herzlich,  
 Das mir so süß und schmerzlich  
 Durch Leib und Leben drang.

Ich stand ein Weilchen still.  
 Nun wollt' ich weiter gehen;  
 Doch immer blieb ich stehen:  
 Man weiß nicht, was man will.



Und als die Löne recht  
 Zu mir herüber kamen:  
 Da hört' ich meinen Namen,  
 Und Ida hört nicht schlecht.

Es war ein feiner Mann,  
 Mit dunkelbraunen Locken;  
 Ich blickte, halb erschrocken,  
 Halb froh, ihn seitwärts an.

Wer mag der Sänger seyn?  
 Ich ahnte, wen ich sähe;  
 Mir fiel in seiner Nähe  
 Das Fest des Sonntags ein.

Nun zögerte mein Schritt.  
 Die Zeit — wie gern man bliebe —  
 Thut Keinem was zu Liebe,  
 Sie geht, und man muß mit.

Nun treib' ich immer fort,  
 Sobald die Schatten dämmern,  
 Mit meinen lieben Lämmern  
 An den bewußten Ort.

Die Mutter widerspricht.  
 So ist die Welt verschieden!  
 Die Lämmer sind's zufrieden,  
 Und Mutter ist es nicht.

Mit Feuer im Gesicht,  
 Beschwör' ich's dann der Mutter:  
 Dort sei das beste Futter;  
 Allein sie glaubt es nicht.

Sie macht mir viel Verdruß,  
 Und sagt mir böse Worte;  
 Doch muß ich zu dem Orte  
 Des Sängers hin, ich muß!

So drück' ich den Verdruß  
 Mit einem Seufzer nieder.  
 Was kann man denn dawider,  
 Wenn man nun einmal muß?

---

## Miegts.

### Die Laute.

Ich hab' eine Laute, die ist mir nicht feil,  
Nicht feil um Berge Goldes;  
Sie trägt in der Brust ein verborgenes Heil,  
Ertönt mir viel Liebes und Goldes.

Wie horchen die Thäler umher und die Höhn,  
Erschallt ihr Klang hinüber!  
Und schweigender wallen bei ihrem Getön  
Die Wellen des Baches vorüber.

Wer schuf dir, o Laute, die Zauberkraft an,  
Die Wanderer fest zu bannen?  
Da schleichen sich liebliche Mädchen heran,  
Und können nicht wieder von bannen.

Sie ist, wenn mich Abendgesäusel umrauscht,  
Das Echo meiner Lieder;  
Ich kenn' eine Hirtin, die hat es belauscht,  
Sie kam, und nun kommt sie oft wieder.

Sie tritt in mein duftiges Maiblumenthal,  
Mit ihren lieben Lämmern,  
Sobald in des Tages versinkendem Strahl  
Die röthlichen Hügel verbämmern.

Beginnt nun der Schäfer das zärtliche Lied,  
Das Ida's Lob erzählt:  
Dann kommt sie nicht weiter, wie oft sie auch flieht,  
Und suchet ein Lamm, das nicht fehlet.

Es ist vor undenklichen Zeiten einmal —  
In Büchern könnt ihr's lesen —  
In jenem gepriesenen thracischen Thal  
Ein herrlicher Sänger gewesen.

Der hieß, durch des Liedes allmächtigen Klang,  
Die Bäum' und Felsen gehen.  
Ich troge dem Alten; mein Lautengesang  
Bringt fliehende Mädchen zum Stehen.

O darum ist nimmer die Laute mir feil,  
Nicht feil um Berge Goldes!  
Sie trägt in der Brust ein verborgenes Heil,  
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

---

## Ida.

Die Lauscherin.

Dort singt er am Hügel!  
 O hätt' ich doch Flügel:  
 Ich eilte hinzu!  
 Nicht nahe, nur näher;  
 Ihr aber, ihr Späher,  
 Bleibt unten in Ruh'!

Ich hörte, wie sinnig,  
 Wie zärtlich und innig,  
 Sein Lied mich erhob.  
 Man hört doch so gerne,  
 Zumal aus der Ferne,  
 Sein eigenes Lob!

Du Abendluft, schweige!  
 Bedeckt mich, ihr Zweige,  
 Vor schleichender List:  
 Geheimtes im Herzen,  
 Das fühlt sich, wie Schmerzen  
 So süß es auch ist!

---

## Ida.

## Die Selbstentscheidung.

Wie kann das Liebste doch so quälen:  
 Ein zärtlich Herz und Tochterpflicht!  
 Die Mutter hat wohl gut befehlen;  
 Sie kennt den Schäfer Alexis nicht.

Sie glaubt, mich hab' ein Geist benommen,  
 Der lass' im Herzen mich nicht ruhn.  
 Wie ist nun der hineingekommen?  
 Ich rief ihn nimmer! da sitzt er nun!

Wär's eine Wunde — Wunden heilen;  
 Und Schmerzen, sagt man, tilgt die Zeit.  
 Oft ist's, als müßt' ich mich zertheilen,  
 Als wär' in mir ein mächtiger Streit.

Dann weiß ich nicht, was ich beginne.  
 Ein Sinn spricht Ja! der andre Nein!  
 So will ich halb dem einen Sinne,  
 Und halb dem andern gehorsam seyn!

---

## Alexis.

### Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeschieden,  
Abgelöst ist jedes Joch;  
Selbst der Gram entschlief in Frieden.  
Meine Liebe, wachst du noch?  
Höre meinen letzten Laut,  
Der sich nur der Nacht vertraut!

Töne leiser, dunkle Grille,  
Dort im nahen Gartenhain!  
Um ihr Fenster weht die Stille,  
Ruhig ist ihr Kämmerlein.  
Störe du, mein Lautenton,  
Iba nicht! sie schlummert schon.

Um die nahe Kirchhofmauer  
Wandeln, wie die Sage spricht,  
Nächtlich düstre Geisterschauer;  
Doch die Liebe fürchtet nicht.

Auch befeelt der Raum mit Muth,  
Wo die sanfte Unschuld ruht.

Stummer wird's, und immer stummer.  
Lüftchen, wecke sie nicht auf,  
Bringest du zu ihrem Schlummer  
Meines Liebes Ton hinauf!  
Er verwandle dann vor ihr  
Sich in einen Traum von mir!

## Ida.

### Der Traum.

Den Schlaf mir zu verschönen,  
Kam ein geliebter Traum:  
Ich schwebte, wie auf Tönen,  
Durch einen hellen Blumenraum.

Und alle Blumen schienen  
Von ihrer Pracht entzückt,  
Ich, mitten unter ihnen,  
Wie eine Himmelsbraut geschmückt.



Die muntern Bäche klangen,  
 Von lieblichem Getön,  
 Und alle Bäume sangen  
 Im Thal und auf bestrahlten Höhen.

Geweihte Kronen hingen  
 Von jedem Baum herab;  
 Und durch die Töne gingen  
 Bekränzte Engel auf und ab.

Vor allen sah ich Einen  
 Mir freundlich winken: Komm!  
 Da sprach ich, halb mit Weinen:  
 „Ja, nimm mich, Engel, ich bin fromm!“

Und als ich zu ihm wollte,  
 Die Hand erhob, und schon  
 Das Beste kommen sollte:  
 Da war ich wach, mein Traum entflohn!

Ich weiß von klugen Leuten:  
 Die Thrän' im Traum hat Glanz  
 Und Freude zu bedeuten,  
 Und Blumen melden einen Kranz.

---

## Ihn.

## Das Band.

Meris kam daher die Stur!  
 Wer sagt, was meinen Sinn bestrickte,  
 Warum ich so zusammen fuhr,  
 Als ich den Schäfer dort erblickte?

So seh' ich ihn nun immerdar:  
 Das Aug', als ob es zünden wollte,  
 Die hohe Stirn, das dunkle Haar,  
 Das von dem Scheitel niederrollte.

Und ihm entfiel ein grünes Band,  
 Und, vor den Schäferinnen allen,  
 Fiel mir es flatternd in die Hand;  
 Gewiß, er ließ für mich es fallen!

Mich blickt' er an ohn' Unterlaß.  
 Glaube nicht, daß mich ein Wahn bethörte!  
 Er schwieg, doch so, als spräch' er was,  
 Das ich mit beiden Augen hörte.

Wohl Manches hört das Auge nur —  
 Ich kann's, ihr Schwestern, euch beschwören —  
 Ich weiß noch, was mir widerfuhr,  
 Ich weiß, daß meine Augen hören.

Nur, was er sprach, das kann man nicht,  
 Man kann es nicht so widersagen:  
 Es klang — doch nein! es klang wohl nicht —  
 Genug, ihr müßt nicht weiter fragen!

---

## I da.

### Das böse Band.

Das Band, das ich so eilig nahm —  
 Ach! Mutter darf es nicht erblicken!  
 Kaum hatt' ich's, als die Neue kam,  
 Und mit ihr ein geheimer Gern;  
 Der läßt sich nicht ersticken.

Es wegzwerfen, kann ich nun,  
 Ich kann's nun einmal nicht verschmerzen.  
 Was fang' ich an? was soll ich thun?  
 Im Kasten mag die Sünde ruhn!  
 Da liegt sie weit vom Herzen.

Nie soll das Band mein Haar umwehn!  
 Doch wenn ich in der Nähe stünde,  
 Und könnt' es so von fern besehn,  
 Das, mein' ich, dürfte wohl geschehn,  
 Und wäre keine Sünde.

---

## Alexis.

### Das Zauberband.

Ein weiser Mann aus Morgenland,  
 In Künsten wohl erfahren,  
 Gab mir ein grünes Zauberband.  
 „Das," sprach er, „das sollst du bewahren!"

„Den Geist, der Ruh' im Zweifel schafft,  
Wenn sich das Herz entzweiet,  
Hat in dieß Band hinein die Kraft  
Der mächtigen Liebe geweiht.“

Und ferner sprach er: „Junger Hirt,  
Du wirst um Liebe werben;  
Und hört ein Mädchen dich: so wird  
Dieß Zauberband grüner sich färben.“

„Dann nimm das Band, das Kunde giebt;  
Und von den Mädchen allen,  
Wird's bei der Holben, die dich liebt,  
Von selbst aus der Hand dir entfallen.“

Seit jener frohen Sonntagslust —  
Wie bald sich Manches ändert! —  
Hat sich das Herz in meiner Brust,  
Und wahrlich das Band auch verändert.

Seit jenem Sonntag bin ich mir  
Verstimmt, wie eine Laute,  
Als mir die Hirtin und ich ihr  
Zu tief in das Aug' hinein schaute.

Das Band war grüner sichtbarlich.  
 Wie da das Herz mir pochte!  
 Doch Wunder war es, daß nur ich  
 Das Wunder zu sehen vermochte!

Nun hört, was ferner sich begab!  
 Ich — wie hinausgetrieben —  
 Ich nahm das Band, und ging hinab  
 In's Thal, das die Hirtinnen lieben.

Die fand ich dort, und Ida stand  
 Im schönsten Feierschmucke.  
 Da war's, als ob das Zauberband  
 Schon unter den Fingern mir zucke.

In ihrer Nähe fing es still  
 Schon an, sich zu entfalten;  
 Was fallen soll und fallen will,  
 Das kann man doch einmal nicht halten.

So kennt' ich es in meiner Hand  
 Nun länger nicht bewahren:  
 Da ließ ich dann, wo Ida stand,  
 Es willig den Fingern entfahren.

Und seht! ein wunderbares Spiel!  
 Das Band, als ob's verstände,  
 Wohin es fallen sollte, fiel,  
 Es fiel in die richtigsten Hände.

Mir war's vor Ida's hellem Blick,  
 Als müßt' ich sie umfassen;  
 Ich sah noch oft nach ihr zurück,  
 Kaum mocht' ich die Stelle verlassen.

Wohl hat an mir das Zauberband  
 Gar wacker sich erwiesen:  
 Darum, du Mann aus Morgenland,  
 Sey immer und immer gepriesen!

---

## Ida.

## Das Erröthen.

Wie sah ich, als Kind noch, mit kindischem Sinn,  
 Die Aehren im Felde mir nickten!  
 Ich nickte, mit freundlichen Blicken,  
 Dann wieder und wieder, und hüpfte dahin.

Ich wurde nun größer, und reifer mein Sinn;  
 Und ging eine Freundin vorüber:  
 Dann nickt' ich so freundlich hinüber,  
 Und dachte nichts weiter, und hüpfte dahin.

Als nickend Alexis Willkommen mir bot,  
 Vor allen den gaffenden Leuten:  
 Ach, Schwester, was mag das bedeuten?  
 Da nickt' ich nicht wieder, und wurde so roth!

---



## Alexis.

### Das Draufel der Zweige.

Sie kam daher gegangen;  
 Wie blühten ihre Wangen  
 In voller Rosengluth!  
 Sie hatte ja das Band genommen;  
 Drum nicht' ich froh ihr mein Willkommen;  
 Allein wie sanft mein froher Muth!

Sie grüßte mich nicht wieder,  
 Und schlug die Augen nieder,  
 Wie Eine, die da büßt.  
 Geh — dacht' ich — zu den Ulmenzweigen;  
 Wenn dir sich die entgegen neigen:  
 So hat sie innerlich begrüßt!

Ich ging, im Morgenscheine,  
 Ganz still zum Ulmenhaine:  
 Da ward mein Gram versüßt!  
 Kaum sah ich sich die Zweige regen:  
 Da neigten sie sich mir entgegen —  
 Ja, sie hat innerlich begrüßt!

---

## Alexis.

### Das Lied am Raine.

Ertöne, süße Laute!

Die Hirtin ist nicht fern,  
Sie weidet dort am Raine,  
Geschmückt vom Abendscheine;  
Und deine Töne hört sie gern.

Sie rufet ihre Lämmer  
Vom Rain zum Weidenbach.  
Wär' ich von ihrer Heerde:  
Wohl durch die ganze Erde  
Folgt' ich ihr, ungerufen, nach.

Sie horcht, wenn ihrem Schäfer  
Ihr süßer Nam' entfällt.  
Ihn von der Berge Stufen  
Dir, Echo, zuzurufen:  
Das ist, was hier so fest mich hält.

Du giebst ihn zärtlich wieder,  
 Wie mein Gesang ihn giebt;  
 Du stimmst, o Sinnvertraute,  
 So ganz in meine Laute:  
 Gewiß, du hast einmal geliebt!

Das ist, was dir auf immer  
 Ein tönend Leben giebt;  
 Kein Zauber schuf im Grimme  
 Dich um zur bloßen Stimme:  
 Gewiß, du hast einmal geliebt!

---

## I d a.

### D a s G e l ü b d e.

Welch Lied ist dort am Hain verklungen,  
 Das mir so tief die Seele rührt?  
 Das hat mein Schäfer mir gesungen;  
 Du, Echo, hast mir's zugeführt.

Zum Dank will ich vor deiner Höhle  
 Dir eine Blumenpforte baun;  
 Doch darfst du keiner andern Seele,  
 Was mir Alexis singt, vertraun.

Mir aber mußt du treu berichten,  
 Was sein Gesang von Ida spricht;  
 Und hast du selbst einmal Geschichten:  
 Sieh, so verrath' ich dich auch nicht!

---

## Ida.

### Mutterlehren.

Meine Mutter warnt mich immer:  
 „Mädchen, sey auf deiner Huth!  
 Schmeichellieder höre nimmer!  
 Glaube mir: sie thun nicht gut!“

„Weilchen hüllt im kühlen Thale  
 Sich in Laub und Schatten ein,  
 Weilchen stirbt am heißen Strahle,  
 Demuth stirbt an Schmeicheln.“ —

---

Wohl bewahr' ich Mutterlehren  
 Tief im Herzen, fromm und still;  
 Doch wer kann dem Ohre wehren?  
 Ach! das thut schon, was es will.

• Schwieg' Alexis — ohne Klagen  
 Thät' es dann wohl seine Pflicht;  
 Nur, dem Schäfer das zu sagen,  
 Schwester, brauchst du eben nicht!

---

### Alexis.

Herz um Herz.

Wie hab' ich die Schäferin Ida so lieb!  
 Ich sahe sie, als sie die Heerden  
 Hinunter am Bache der Ulmen trieb:  
 Da wünscht' ich, ein Lüftchen zu werden,  
 Zu bestreuen mit Blumen den Schäferhut,  
 Der die Stirn ihr bedeckt in der sonnigen Gluth.

Ich sahe sie gestern im tanzenden Spiel,  
Wie schön sie die Reihen durchirrte;  
Und als nun ihr Blick auf den meinen fiel,  
Wie reizend sie alles verwirrte;  
Da beneidet' ich jegliche Blum' im Kranz,  
Der die Wang' ihr berührt im fliegenden Tanz.

Um Ida nur schwärmet mein liebender Sinn;  
Mein Aug' ist für alles verblendet.  
Wie hat mir die liebliche Räuberin  
Das Herz aus dem Busen entwendet!  
Du Entwenderin, blieb ein Gewissen dir:  
Dann, so giebst du dein Herz für das meinige mir!

---

## Ida.

## Die Verwirrung.

Wer sagt mir nur, woher es kam?  
 Es macht' in dem Tänzergewirre  
 Ein einziger Anblick mich irre:  
 Da wollt' ich vergehen vor Schaam.  
 Wer sagt mir, wie das kam?

Ist wieder Tanz: ich gehe nicht!  
 Und schlägt man die Augen auch nieder:  
 So heben sie dennoch sich wieder;  
 Das giebt nur ein dummes Gesicht.  
 Nein, nein! ich gehe nicht!

Jedoch verschworen soll's nicht seyn;  
 Oft ließ ja die Mutter mich hören:  
 „Man soll und man darf nichts verschwören!“  
 Das bringt oft die bitterste Pein.  
 Versworen soll's nicht seyn!

---

## Lied der Schwestern.

### Das Taubenpaar.

Wir stehen hier, und sind bereit,  
Zu singen unser Märchen,  
Von einem, um die Frühlingzeit  
Entflohen, Taubenpärchen.

Die still im Herzen Braut sich weiß,  
Ihr sey das Lied gesungen;  
Auch wird ein junges Myrtenreis  
Ihr in das Haar geschlungen! —

Es war ein kleines Schäferhaus,  
Das Epheulaub umwebte;  
Da flog ein Läubchen ein und aus,  
Mit der, die drinnen lebte.

Es girte, ward der Morgen wach,  
Die Hirtin aus dem Schlafe,  
Und folgt' ihr treu und treuer nach,  
Als eines ihrer Schaafe.



Gern mocht' es sich auf ihrer Hand,  
 Auf ihrer Schulter wiegen,  
 Und strebte nie, hinaus in's Land  
 Durch Busch und Feld zu fliegen.

Doch als die Maienknospe schwoll,  
 Da sollt' es nicht so bleiben;  
 Was soll und muß, und muß und soll,  
 Wer mag das hintertreiben!

Ein schöner Tauber flog auf's Dach,  
 Der Hütte gegenüber,  
 Das Täubchen drinnen im Gemach,  
 Das schaut und girtt hinüber.

Nun hat es fürder keine Ruh',  
 Es fühlt sich hingezogen.  
 Das Täubchen hier — das Fenster zu —  
 Der Tauber weggeflogen! —

Das Fenster auf — der Tauber kam,  
 Wir wissen nicht, von wannen;  
 Er spielte, girtte, lockt', und nahm  
 Das Täubchen mit von dannen.

Wer ist, die heimlich Braut sich weiß?  
 Ihr sey der Kranz geschlungen!  
 Du, Ida, nimm das Myrtenreis!  
 Dir ist das Lied gesungen.

---

**Ida.**

Anklage.

Mich liebet Alexis, das singt mir sein Lied,  
 Das tönt mir seine Laute,  
 Die ach! das Geheimniß dem Echo verrieth,  
 Und jedem Hain vertraute.

Die Schwägerin Echo hat's weiter gesagt,  
 Das war wohl nicht von Nöthen;  
 Nun werd' ich von allen gefragt und geplagt,  
 Und muß so oft erröthen.

Dahin ist mein süßes Geheimniß fortan,  
 Ist ach! nicht mehr das meine;  
 Und schauet mich fragend die Mutter drob an:  
 So steh' ich da und weine.

Mir kam von Alexis das Unheil daher,  
 Das oft mich heimlich quälte.  
 O, sag' es ihm, Schwester, wohl zürnt' ich ihm schwer,  
 Wenn mir's an Zorn nicht fehlte!

Bernehm' ich die Töne des Sängers von fern,  
 Im Spiel des Wiederhalles:  
 Dann werd' ich vergnügt, und verzeihe so gern  
 Ihm und dem Echo alles.

---

## Alexis.

### Wiederuf.

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,  
 Wenn zu laut dich dein Schäfer bekennet,  
 Und dem Echo, das hinter den Bergen dort spricht,  
 Den Namen Ida nennet!

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,  
 Wenn geheim die harmonische Laute,  
 Die sich gern mit den flüsternden Lüftchen bespricht,  
 Dein Lob dem Hain vertraute!

Horch, Mädchen der Liebe! die Nachtigall singt;  
 Sie vermag ja nicht, länger zu schweigen;  
 Sie erzählt, was innig ihr Wesen durchdringt,  
 Herab von grünen Zweigen!

Horch, Mädchen der Liebe! was flüsterte dort,  
 Wie die Stimme der einsamen Stille?  
 O, so leise vertrauet ihr zärtliches Wort  
 Dem Hain die Abendgrille!

Horch, Mädchen der Liebe! dort säuselt ein Hauch,  
 Wie das holdeste Liebesgeflüster;  
 Dort erzählt ein Lüftchen dem nickenden Strauch  
 Von seiner liebsten Rose.

Wenn Alles und Alles sein Liebchen besingt:  
 O, so darf ich das Schweigen wohl brechen,  
 Und von dem, was mein innerstes Leben durchdringt,  
 Zu meiner Laute sprechen!

Drum, Mädchen der Liebe, was zürnest du dann,  
 Wenn zu laut dich die Töne bekennen? —  
 Doch geheim soll dein liebender Schäfer fortan  
 Dich seine Blume nennen.

Nun singt er: „Mir blühet ein Blümchen so schön!  
 Ich erkenn' es an lieblichen Zeichen;  
 Es erzeugen die Gärten, die Thäler und Hohn  
 Wohl nimmer seines Gleichen.

Ich wünsche des Tages unzählige Mal,  
 Da hinab zu der Blume zu gehen;  
 Sie erblick' ich im Sonnen- und mondlichen Strahl,  
 Kann mich nicht müde sehen.

Sie trägt auf den Lippen so lieblichen Duft,  
 Wie die Worte der sanftesten Liebe;  
 O, ich wüßte wohl, wäre ich fliehende Luft,  
 Wo ich am liebsten bliebe!“ —

Was fraget ihr Hirten? — Daß Ida sie heißt,  
 O, das darf ich euch, Hirten, nicht sagen!  
 Darum müßt ihr, wenn feierend die Laute sie preist,  
 Mich lieber gar nicht fragen.

---

## Ida.

## Das inwendige Auge.

Heute — Schwester, laß dir's sagen:  
 Heute — welch ein guter Stern!  
 Sah ich, nach zwei langen Tagen,  
 Ihn — du weißt schon wen — von fern.

Alles ließ ich stehn und liegen;  
 Wie bezaubert, eilt' ich fort,  
 An die offne Thür zu fliegen,  
 Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter wurde hitzig:  
 „Sag' mir,“ rief sie, „was beginnt?  
 Läufst du doch, wie abertwüßig,  
 Alles nieder! bist du blind?“

„Mutter,“ sprach ich, „in den Jahren,  
 Wo man sich nicht recht besinnt,  
 Hast du manches Leid erfahren;  
 Warst du nie ein wenig blind?“ —

Schwester, so ist mir geschehen! —  
 Nahes liegt mir, wie verdeckt,  
 Und das Ferne kann ich sehen,  
 Wenn's auch hinter Bergen steckt.

Jeder Mensch hat seine Gaben.  
 Glaub'! ich muß, seit irgend wann,  
 Hier ein Aug' inwendig haben,  
 Das durch Berge schauen kann.

Trotz Erröthen und Erblassen,  
 Sieht und sieht man sich nicht satt;  
 Kann man doch das Seh'n nicht lassen,  
 Wenn man einmal Augen hat!

---

## Alexis.

### Die Bannung.

Ich ging am Kirchhof = Thor vorüber,  
Mit festem Schritt, und rasch und dreist,  
Mit Mühe nur konnt' ich hinüber;  
Mich hielt an den Fersen ein Geist.

Nun sagt mir, was an Ida's Fenster  
Mich zögernd nur vorüber läßt?  
Da walten doch keine Gespenster;  
Doch hält mich auch dort etwas fest.

---

## Ida.

### Das böse Band.

Strafe geht mit schnellen Füßen;  
Das Gewissen hat zu büßen,  
Was ein schwaches Herz verbricht.  
Strafe geht mit schnellen Füßen;  
Ihr entkommt die Sünde nicht!



Mit dem Band ist sie gekommen!  
 Hätt' ich nicht das Band genommen,  
 Welches von Alexis kam!  
 Mit dem Band ist sie gekommen!  
 Mutter weiß nicht, daß ich's nahm.

Doch sie muß und soll es wissen!  
 Kastlos quälet das Gewissen;  
 Meine Ruh' ist mir entflohn.  
 Alles soll die Mutter wissen!  
 Was ich thun will, weiß ich schon.

„Mutter,“ sprech' ich, „dort im Kasten  
 Liegt das Band; ich ließ es rasten;  
 Nimmer schmückte es mich noch.  
 Barg ich auch die Sünd' im Kasten:  
 Ach! im Herzen blieb sie doch.

Büßen will ich meine Sünde!  
 Was dein Born mir auch verkünde:  
 Jede Strafe nehm' ich an,  
 Wenn ich, frei und ohne Sünde,  
 Nur das Band behalten kann!“

---

**I da.****Die Versöhnung.**

Hört mich an, was ich verkünde!  
 Wißt, Alexis Band ist mein!  
 Heimlich, war es halb der Sünde;  
 Nun gehört es mir allein!

Froh bin ich, wie meine Lämmer!  
 Schwestern, hat mich's nicht verschönt,  
 Was mich froher macht und frommer?  
 Mein Gewissen ist versöhnt!

Weiß nun wieder, was ich tauge,  
 Kann nun wieder voll Vertraun,  
 Und mit offnem, freiem Auge,  
 Hell in's heitre Leben schaun.

Heute sollst du, Band, mich schmücken,  
 Meine schönste Zierde du!  
 Nicht mehr deck' ich mein Entzücken  
 Mit dem Augenliebe zu.

Leicht ist alles, was ich thue,  
 Denn mein Herz ist minder schwer;  
 Alles kam — nur nicht die Ruhe,  
 Ach! die kommt wo anders her.

---

## Alexis.

### Das Wunderband.

Du weiser Mann aus Morgenland  
 Sey abermal gepriesen!  
 Wohl hat dein, mir geschenktes, Band  
 Sich wundervoll erwiesen.

Die Hirtin trug es an der Brust;  
 Nichts konnt' ihr schöner stehen;  
 Die Lüfte säuselten vor Lust,  
 Es hin und her zu wehen.

Es war, als ob sie nur zu ihr  
 So liebezärtlich flögen.  
 Ich hätte wohl — so wünscht' ich mir —  
 Mit ihnen flattern mögen!

Geschmückter sah ich Ida nie,  
 Nie siegender, als gestern.  
 O Wunderband, wie strahlte sie  
 Hervor aus ihren Schwestern!

Ein mildes Wesen ließ fürwahr  
 Die Kraft in dir erwachen,  
 Mich glücklicher, als je ich war,  
 Und schöner sie zu machen.

---

## Alexis.

### Die Verwandlung.

Wie bin ich einst, so froh und frei,  
 Durch's Leben hingezogen,  
 Und rasch vorbei geflogen,  
 Vor Kummer und Sorge vorbei!

Es konnte meinen Flüchtlingsschritt  
 Die Freude selbst nicht hüten;  
 Ich flog durch ihre Blüten,  
 Und nahm sie im Fluge nur mit.

Vorbei und fort mit frischem Sinn  
Und wildem Jünglingstriebe :  
So streift' ich an der Liebe,  
Wohl näher, doch leise nur hin.

• Ach! ein Mal ging's nicht so vorbei,  
Dieß wechselnde Verlangen,  
Es blieb an etwas hängen:  
• Ich bin, was ich bin, nur nicht frei!

Nichts kann und soll von dieser Glur  
Den Schäfer mehr vertreiben;  
Wir müssen nun schon bleiben,  
Ihr Schaaf, gewöhnet euch nur!

---

## Lied zweier Schäferinnen.

### Die Liebe.

Ida ist, wie sonst, nicht mehr,  
Sucht entlegne Felder,  
Sucht und liebet nichts so sehr,  
Als die Nacht der Wälder.

O, wie war es anders doch  
In den schönen Jahren,  
Als wir Alle Blumen noch  
Unter Blumen waren!

Unsre Freuden sucht sie nie!  
Machte das die Liebe:  
Sie verdiente, daß man sie  
Aus dem Herzen triebe!

---

**Ida.**

**Die Hoffnung.**

Fragt mich nicht, was will dein Wille?  
Glaubt, ich weiß nicht, was ich will!  
In der Hütt' ist mir's zu still,  
Draußen sucht mein Herz die Stille.

Unter hellen Mädchenscherzen,  
Flog ich singend durch den Hain.  
Immer wollt' es Sonntag seyn  
In dem kleinen, frohen Herzen.

Ihre schönsten Blumen gönnte  
Mir so gern die liebe Flur;  
Meine Kränze welkten nur,  
Daß ich neue winden könnte.

Jetzt beschleichen mich oft Thränen,  
Fallen nieder auf das Gras,  
Wo mein Schäfer stand und saß;  
Und mir bleibt ein stummes Sehnen.

Wenn die Mutter nicht mehr schälte,  
 Glaub' ich, würd' es anders seyn;  
 Dennoch wechseln Lust und Pein,  
 Wie im Fieber Hitz' und Kälte.

Unbeständig, wie die Kinder,  
 Will ich dieß und wieder das,  
 Und mich treibt, ich weiß nicht, was?  
 Und wohin? weiß ich noch minder.

Nimmer gäb' ich — sollt' ich's können —  
 Einem Feinde solche Pein!  
 Und — wer faßt es? — ihm allein  
 Möcht' ich solchen Zustand gönnen.

Ja, so ist es! irrend wanken  
 Meine Sinne, wie im Traum;  
 Auch mein Herz, ich trag' es kaum,  
 Und da steh' ich in Gedanken!

Von Gedanken hört' ich sagen,  
 Dachte nichts — ich armes Kind!  
 Weiß nun, was Gedanken sind,  
 Um mit ihnen mich zu plagen.



Das empfinden meine Heerden.  
 Geht, ihr Heerden, geht nur hin!  
 Wenn erst ich was anders bin:  
 Wird wohl alles anders werden.

---

## Alexis.

### Die Huldigung.

Ja, wär' ich ein Vogel, ich zöge  
 Nicht mehr durch Flur und Hain;  
 Ich weiß wohl was — ich flöge  
 Zu Ida's Fenster hinein.

Dann sollte die Hirtin mich fangen  
 In's kleine Gitterhaus;  
 Da sehnte mein Verlangen  
 Sich nimmer wieder heraus.

Nur flög' ich, mit lautem Frohlocken,  
 In Ida's Kreis gebannt,  
 Von ihren blonden Locken  
 Auf ihre winkende Hand.

Und wieder, so oft sie es wollte,  
 Mit ihr wohl aus und ein;  
 Die schöne Hirtin sollte  
 Ganz meine Herrscherin seyn.

---

### Ida.

#### Die Blumenkönigin.

Sommerlüfte wehn  
 Um den Morgenfranz;  
 Meine Blumen stehn  
 All' in vollem Glanz.

Herrlich blühet rund  
 Um mich her der Raum,  
 Festlich schön und bunt,  
 Wie ein Mädchenraum.

Blumen mancherlei  
 Blühen her und hin;  
 Aber Eine sey  
 Blumenkönigin!

Seht, ihr Blumen, seht!  
 Blüht nicht mein Gesicht,  
 Wie ein Liljenbaet  
 Unter Rosenlicht?

Schöne Blumen, sprecht!  
 Meint ihr nicht, ich bin,  
 Wohl mit vollem Recht,  
 Eure Königin?

Ihr bekränzt mich reich.  
 Seyd dafür geliebt!  
 So regier' ich euch,  
 Bis sich was begiebt.

Ist Alexis mein:  
 Dann nicht Königin!  
 Dann bin ich nur sein,  
 Seine Schäferin!

---

**Alexis.****Lust und Schmerz.**

Was in der Brust,  
So sanft es auch beginnt,  
Wie Schmerz und Lust,  
Aus einer Quelle rinnet;

Wie Lust und Schmerz,  
Im raschen Wechseltriebe:  
Das ist, o Herz, —  
Ach! ich erfuhr es — Liebe!

---

**Melis.****Die Aussicht.**

So treib' ich immer nach jenen Höhen,  
Vorbei an schönern Blumenau;  
Dort oben könnt' ich Tage stehen,  
Um hin nach der einzigen Gegend zu schaun.

Hin nach dem Hüttchen im grünen Garten;  
Im Garten geht die Schäferin,  
Der Blume, die sie zog, zu warten:  
Da wohnt mein Gedanke, da wandelt mein Sinn.

Ihr Schaaf indessen vermisset die Weide,  
Die süße Weid' am frischen Rain!  
Fürwahr! es ist wohl keine Freude,  
Die Heerde des liebenden Schäfers zu seyn!

---

## Ida.

## Die Rose.

Nicht für das Liebgeköse  
 Von Laub und Lüftchen blühst du hier!  
 Nein, holde, junge Rose,  
 Zum Busenstrausse blühst du mir!

Du reiftest wenig Wochen,  
 Und bist nun hell, zu Lieb' und Lust,  
 So reizend aufgebrochen;  
 Nun schmiege dich an meine Brust!

Du Bierd: schöner Kränze,  
 Dich führ' ich bräutlich heim zur Ruh'. —  
 Ich blühte sechzehn Lenze,  
 Und bin nicht minder schön, als du.

Wohl ist es hoch erfreulich,  
 Nach einem langen Dulden, nun,  
 Geliebt und liebetreulich,  
 An einer treuen Brust zu ruhn.

---

**Alexis.****Die Krankheit.**

Der leichte Schäfersinn,  
Die heitre Seele meiner Lieder  
Verstummt, und liegt so schwer darnieder;  
Es treibt mich her und hin.

Wie leicht entfliegt die Zeit,  
Wenn Ida in der Nähe weidet;  
Doch wenn sie meinen Hügel meidet,  
Wie schwer entschleicht die Zeit!

Wer, was er liebt, vermißt,  
Dem bringen Zeit und Stunde Qualen,  
Für die in allen unsern Thalen  
Kein Kraut gewachsen ist.

---

**I da.****Die Heilung.**

Traurig klang Alexis Lied,  
 Traurig und bekloffen;  
 Was die Stimme mir verrieth,  
 Hab' ich wohl vernommen.

Er ist krank! — Ich muß hinab  
 Zu dem Hain der Buchen,  
 Da, da will ich auf und ab  
 Junge Kräuter suchen.

In die Pflanzen küß ich Kraft  
 Und geheimes Wesen!  
 O, von solchem Kräutersaft  
 Wird er bald genesen!

Könnt' ich — würd' es nur nicht kund —  
 Selbst den Trank ihm geben:  
 Viel gesunder, als gesund,  
 Würd' er sich erheben.

---



## **Allegis.**

### **Die Gewalt des Blickes.**

Nun weiß ich, was ein Blick vermag:  
Er macht es hell in dunkler Höhle.  
Sie nahte sich! da ward es Tag  
In meiner finstern Seele.

Ja, wär's am Himmel, wie in mir:  
So möchten alle Wolken weinen;  
Es würd', auf einen Blick von ihr,  
Die Sonne wieder scheinen.

---

## I da.

## Die Sendung.

An Alexis send' ich dich;  
 Er wird, Rose, dich nun pflegen;  
 Lächle freundlich ihm entgegen,  
 Das ihm sey, als sah' er mich!

Frisch, wie du der Knosp' entquollst,  
 Send' ich dich; er wird dich küssen:  
 Dann — jedoch er wird schon wissen,  
 Was du alles sagen sollst.

Sag' ihm leise, wie ein Kuß  
 Mit halb aufgeschlossnem Munde,  
 Wo mich, um die heiße Stunde,  
 Sein Gedanke suchen muß.

---

**Alexis.****Das Zeichen.**

Die Lieb' ist zart und sinnig;  
Sie spricht durch holde Zeichen gern,  
Durch Zeichen, wie Götter  
Durch Blumen und Blätter;  
Sie spricht und versteht sich von fern.

Sie sandte mir die Rose;  
Im Rosengarten denkt sie mein!  
Da treib' ich vorüber,  
Dann blick' ich hinüber,  
Zur Laube der Hirtin hinein!

Ein zartes Reis der Ulme,  
Das ihr mein fluges Hündchen bringt,  
Verkündet ihr leise,  
Wer Lieder, im Kreise  
Der schweigenden Ulmen, ihr singt.

---

**Ida.****Im Garten.**

Auf allen Zweigen singt die Liebe!  
 Es ruft mich in den Gartenhain,  
 Der rauscht, in vollem Frühlingstriebe:  
 „Hinein, mein Herz, hinein!“

Da soll die Laube mich verstecken,  
 Da will ich, vom Gebüsch umringt,  
 Mich fröhlich mit dem Echo necken,  
 Wenn's meinen Namen singt.

Das Echo liebt' ich so noch nimmer;  
 Es klingt wohl lieblich durch das Feld,  
 Es klingt so lustig, wenn es immer  
 Das letzte Wort behält.

Wenn's heute, durch des Thales Krümme,  
 Zu meiner Gartenlaube bringt:  
 Dann weiß ich, welche holde Stimme  
 Im Ulmenhaine singt.

---

**Alexis** — am Ulmenhaine —

**Iba** — im Garten. —

### Wechselgesang.

**Alexis.**

Weißt du, Echo, welchen Namen,  
Wenn du mich entzücken wolltest,  
Du am hellsten rufen solltest?  
Ja, du weißt ihn: Iba, Iba!

**Iba.**

Rein Nam', o Echo, klinget,  
Wenn deine Stimm' ihn singet,  
So süß, als: Iba, Iba!

**Alexis.**

Ruf' ihn hell zum Hain hinüber!  
Dort in jenen grünen Hallen  
Lernen ihn die Nachtigallen,  
Und sie singen: Iba, Iba!

I da.

Ich weiß, wem zu gefallen,  
Du in die grünen Hallen  
Hinein rufst: I da, I da!

Alexis.

Magst du, süße Echo Stimme,  
Gern mit einer Schwester scherzen?  
Horch! es ruft in meinem Herzen  
Auch ein Echo: „I da, I da!“

I da.

Dich sollen Blumen krönen,  
Weil du, mit Liebestönen,  
Mir zurufst: „I da, I da!“

Alexis.

Heilig soll auf deiner Klippe  
Dich ein Festaltar erfreuen.  
Blumig will ich ihn bestreuen;  
Ruf indeß noch einmal: I da!

I da.

Ganz heimlich will ich kommen;  
Und bin ich dir willkommen:  
So rufst du freundlich: I da!

---

## I da.

## Das Wagstück.

Du, Schwester, kennst die Klippe,  
 Wo sich das Echo regt,  
 Das immer auf der Lippe  
 Den Namen I da trägt.

Die Mutter spricht: „sie haben  
 An den verruchten Ort  
 Ein böses Weib begraben;  
 Die Falsche spukt nun dort.“

„Der Lasterworte kamen  
 Von ihren Lippen viel;  
 Nun treibt ihr Spuk mit Namen  
 Und Nachruf dort sein Spiel.“

„Das klinget in der Tiefe  
 Wohl wunderbar genug,  
 Als ob was Liebes rief;  
 Doch alles ist Betrug!“

„Drum laß dich nicht bethören  
 Von diesem Greul! und glaub':  
 Das Echo nah zu hören,  
 Macht thörig oder taub.“

„Da hilft nicht Gram noch Klage,  
 Und fort ist einmal fort!“ —  
 So, Schwester, geht die Sage;  
 Doch fürcht' ich nicht den Ort.

Ach! Mutter sollt' es hören,  
 Wie süß das Echo klingt!  
 Wie könnt' es mich bethören,  
 Wenn's meinen Namen singt?

Auch hab' ich ja zwei Ohren!  
 Wenn eins nur hören kann:  
 So bin ich nicht verloren;  
 Das eine wag' ich dran.

---



**Duett.****Alexis und Ida.**

(Ohne von einander zu wissen, sie auf der einen, er auf der andern Seite mit Gesänge den Hügel hinauf steigend; Beide, um ihre geweihten Blumenopfer dem Echo darzubringen.)

**Alexis.**

O Echo, du Tochter der heiligen Klippe,  
 Rufst Ida's gefeierten Namen so gern,  
 So zärtlich, als trüg' ihn die Lieb' auf der Lippe;  
 Dich höret der liebende Schäfer von fern. —  
 Von fern.

**Ida (mit leiser Stimme).**

Was hör' ich? Du Tochter der heimlichen Klippe!  
 Wohl trägst du den Liebeston Ida so gern,  
 Du, Schwägerin, trägst ihn so gern auf der Lippe;  
 Begrüß' sey mir, Echo! ich bin dir nicht fern. —  
 Nicht fern.

Alexis.

Du liebest, auf einsamer Klippe zu wohnen;  
Dort nimm dann den Altar der Weihe von mir;  
Ich schmück' ihn mit Kronen, mit blühenden Kronen.  
Vergönn' es, o Göttin! ich nahe mich dir! —  
Nicht dir.

Ida (mit gedämpfter Stimme).

Dort singet Alexis von blühenden Kronen!  
Still, Echo! verschweig' es, ich nahe mich dir!  
In Blumen soll Echo, die freundliche, thronen!  
Nimm gütig das Opfer des Dankes von mir! —  
Von mir.

Alexis.

Ich höre die Hirtin! — hinauf zu dem Hügel!  
Die liebliche Stimme, sie tönet nicht weit!  
Wer leihet der liebenden Ungeduld Flügel?  
Vernimm mich, o Ida! ich bin dir nicht weit. —  
Nicht weit.

Ida.

Nir ruft die Stimme! sie naht sich dem Hügel!  
Berrathen ist Ida! Die Stimm' ist nicht weit!

Ich fürchte die Nähe, doch wünsch' ich mir Flügel.  
 Wie ist, ach! das Herz mit sich selber im Streit! —  
 Im Streit.

Alexis.

Sie ist es! sie ist es! kein lauschender Späher!  
 Hier waltet die Lieb' in geheiligter Ruh'!

Ida.

Mich ängstet die Stimme! schon näher und näher!

Beide auf der Höhe.

(Einander gewahr werdend.)

Was seh' ich!  $\left. \begin{array}{l} \text{o Ida,} \\ \text{Alexis,} \end{array} \right\}$  so nahe bist du?

Ida.

O hilf mir, Alexis! wie soll ich entkommen?  
 So hat mich das lockende Echo bethört!

Alexis.

Nicht fliehen, o Ida! was mag es dir frommen?  
 Die Liebe hat deinen Alexis erhört.

I da.

Mir hat es gerufen!

Alexis.

Mich hat es getrieben!

I da.

Dann wurde mir bange, dann wurd' ich gerührt.

Alexis.

Sey ruhig, o I da, wir dürfen uns lieben!  
Hier hat uns das Echo zusammen geführt.

---

An deine Tage, Freundin, reihe  
Sich nun mein Leben an,  
Das mit der Stunde dieser Weihe  
Von neuem erst begann.

Beide.

An deine Tage reihe  
Sich nun mein Leben an!

I da.

Schon sinkt die Sonne nieder!  
Die Mutter harret mein.

Alexis.

Leb' wohl! wir sehn uns wieder.  
Ich bin auf ewig dein.

Beide.

Ich dein! du mein!

---

## Der Geburtstag.

Und Ida flog, heiter umblüht, wie eine Alpenquelle,  
Mit Liedern flog die junge Schäferin,  
Von Blumenstelle zu Blumenstelle,  
Durch himmelblaue Tage dahin.

In ihrer kleinen Welt braucht keine Sitte zu ändern;  
Es ist ja noch alles darin so frisch, so jugendlich!  
Sie spielte noch immer mit schmückenden Bändern,  
Mit bunten Blumen und mit sich.

Da ging ihr etwas auf im kindlich zarten Gemüthe,  
Das leif im fliehenden Blick sich verrieth,  
Und tief aus dem Herzen herauf die liebliche Wang' umblühte,  
Und schüchtern die Spiele der Schwestern vermied.

Nun trieb sie die Lämmer so gern in die Nähe des  
 singenden Hirten;  
 Alexis Gesang erscholl hinüber zur Hirtin am Rain.  
 Nun trat ihr Geburtstag, voll Rosen und Myrten,  
 Bekränzt in die Hütte der Unschuld hinein.

### Chor.

Da kamen dann fröhliche Knaben zum Feste,  
 Und Mädchen, mit erlesenen Kränzen bedeckt;  
 Es war in den Reihen der feiernden Gäste  
 Ein kindlicher Gott mit Flügeln versteckt.

### Einer.

Der nachgeflogne Duft von seinen Myrtenbäumen  
 Weht hin auf ihr Gesicht den warmen Rosenschein;  
 Und macht's in ihr, in ihren bräutlichen Träumen  
 So dunkel und hell, wie Dämmerung im Hain.

### Chor.

Geschenke bringen ihr Mädchen und Knaben,  
 Hier Myrten zu Kronen — dort Blumen zum Strauß;  
 Leicht fühlet die Lieb', aus geopfertem Gaben,  
 Die Gabe des näheren Herzens heraus.

Es tönen Gesänge zum fröhlichen Reigen;  
 Es flattert von Munde zu Munde der Scherz;  
 Doch was zwei Lippen so heilig verschweigen,  
 O, das vernimmt nur ein liebendes Herz!

Einer.

Du, sanfter Alexis, du schweigst, vom tiefsten Gefühle  
 durchdrungen:  
 Dieß glänzet dein Auge, das hin nach dem festlichen  
 Mädchen nur schaut.  
 Sie greifet, vor allem Geschenk, nach dem Kranze, den du  
 ihr geschlungen,  
 Mit der lieblich erröthenden Wonne der Braut.

Sie reicht, im vollen Seelenergusse,  
 Wohl Allen, nur ihm nicht, die dankende Hand;  
 Doch eine Schwester wird, bei'm innigsten, zärtlichsten  
 Kusse,  
 Im schönen Irrthum Alexis genannt.

Sie geht an dem Liebling erröthend vorüber;  
 In der heimlichen Thräne, die länger nicht hält,  
 Fließt endlich des Herzens Befeligung über.  
 Alexis fühlt, für wen die Thräne fällt.

Oft sah er ihr nach auf trennender Weide;  
 Sein Gefühl ward Gesang, und sie wurde gerührt,  
 Bis wunderbar endlich die liebenden Weide  
 Ein Echo der Liebe zusammen geführt.

Er hatte schon lange die Hirtin erkoren;  
 Die Hirtin war fromm und der Schäfer getreu;  
 Nun war's ihr, als wäre sie heut' erst geboren,  
 So neu war ihr alles, so wunderbar neu!

Chor.

Und alle Gefühle des Herzens erklangen,

Einer.

Wie Echogetön im schallenden Hain.  
 Da sangen die zärtlichen Lippen, sie sangen:

Chor.

Es ist doch köstlich, geboren zu seyn!

Einer.

Und röther glühn auf der Wange die Flammen!  
 Nun naht sich die sorgliche Mutter, und legt  
 Die Hände der Liebenden segnend zusammen;  
 Und alle Herzen sind innig bewegt.



## Chor.

Wohne, fromme Hirtin, wohne,  
 Wo mit dir die Liebe wohnt!  
 Weihe deine Myrtenkrone!  
 Liebe opfert, Liebe lohnt.

## Alexis.

An deine Tage reihe  
 Mein Leben sich fortan!  
 Froh stimmen wir nun an  
 Das Bundeslied der Weihe.

## Beide.

Das Bundeslied der Weihe.

## Bundeslied.

So laß uns dann  
 Getrost fortan  
 Uns Lieb' um Liebe geben,  
 Und, immer neu  
 In Lieb' und Treu',  
 Ganz für einander leben!

Im Huldverein  
 Soll unser Seyn  
 In einen Kranz zerfließen!  
 Und ist er voll,  
 Dann endlich soll  
 Vergißmeinnicht ihn schließen!

Doch nein! ich kann,  
 Ich will alsdann  
 Nicht ohne dich mehr leben!  
 Es würde mich,  
 Ach! ohne dich,  
 Ein todes Seyn umgeben.

So finde mich,  
 Beglückt durch dich,  
 Noch meine letzte Stunde;  
 Nur falle sie,  
 Spät oder früh,  
 In deine letzte Stunde!

## Chor.

So empfängt, was die Stunden euch geben,  
Und genießet den frohen Empfang!  
Nur die Liebe gestaltet das Leben  
Zum harmonischen Wechselgesang.

---







